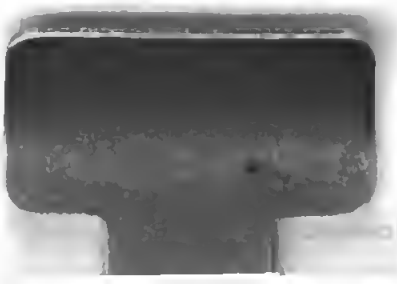
Epist.
282 c

Flor



Briefe

aus

Innsbruck, Frankfurt und Wien.

Geschrieben in den Jahren 1825 bis 1853

von

Dr. Alois Flir.

Innsbruck.

Druck und Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.

1865.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Innsbruck, den 5. Jänner 1825.

Mein theuerſter Freund!

Mit ſüßer Freude jage ich nun endlich die ſtoiſche Frau Matheſis von meiner Seite; meine liebe junge Muſe will ſich mit ihr nicht vertragen, und ſchmeichelte mir deßhalb ſo lange, bis ich dem Liſpel ihrer Stimme und dem Zauber ihrer kindlichen Zärtlichkeit wich. Aber dafür ſoll ſie nun auch mir auf ein Briefchen antworten helfen, das ebenfalls nur eine Muſe Dir, mein Freund, vorſang. . . . . Doch nun zur Sache. Ich will nun der Ordnung nach Dein Briefchen beantworten.

Was den Dichterklubb betrifft, ſo ſuche und werbe ich nun immer im Einzelnen; die ſind ſparſam geſäet, welche dem Geſange hold ſind. Indeſſen hoffe ich doch, binnen 14 Tagen das Werk in Vollendung zu bringen. Wenn mir aber Jeder eine Antwort gibt, wie — — mein Freund, dann darf ich mit meinem Plane nicht mehr von Herz zu Herz hauſiren gehen, dann kann ich ihn einpacken, und unter die alten oder ungeſtempelten Waaren werfen. Deine Gründe, welche Dich zu dieſer wahrlich unverhofften Abſchlagung meiner Bitte bewogen, ſind folgende: 1. Beſcheidenheit. — Nun ja, — ſehr gut, ſagt man, ſtehen ſolche Masken ſtädtiſchen Geſichtern, wo man keine feine Seite der Charaktere unbemerkt laſſen will; aber Freundſchaft will von dergleichen Geſchmeidigkeiten nichts wiſſen. Wenn Du — mein Freund, mit einer ſolchen Schüchternheit meinen Antrag zurückweiſeſt, was ſoll ich von Andern erwarten, die ich vorher nicht einmal gekannt, nicht einmal geſehen habe? Was ſoll ich endlich von mir ſelbſt denken bei dem Anblicke dieſes Verfahrens von Deiner Seite? Muß ich mir nicht als ein tollkühner, kurzſichtiger, plumper Thor erſcheinen, wenn ich nicht erröthete, einen Plan

zu machen, den mein Freund ſchon anzunehmen erröthen möchte — ſo zu ſagen? 2. Abgang der Muße. — Das iſt kein Grund. Davon will ich ſchon gar keine Sylbe hören. 3. Dein Hang zur Satyre. Was dies betrifft, ſo muß ich Dich eben erinnern, daß Du Dich für Dein gewiß originelles Genie um einen größern Wirkungskreis umſeheſt, und Du wirſt Stoff in Fülle finden, den Dein Witz ordnet und ſchärft, und Dein fleißiger Vers produzirt. Und ſomit harre ich zuverſichtlich Deiner Einwilligung entgegen. Ich habe zwar den Plan noch nicht genauer überdacht, aber beiläufig wird er ſo ausfallen:

Alle 14 Tage iſt in einem beſtimmten, ruhigen Zimmer Verſammlung. Da erkürt man durch das Loos einen Vorſteher, welcher die Namenverzeichniſſe erhält, und jeden Einzelnen um den Stoff befrägt, den er bearbeiten will, und allenfalls auch ſelbſt Jedem einen vorſchlagen muß. In der künftigen Verſammlung hat er zu ſehen, ob Jeder erſcheint, und lieſt dann zuerſt ſein Gedicht vor, ihm folgen die Andern in alphabetiſcher Ordnung. Nach Beendigung der Vorleſung legt er ſeine Conſulwürde nieder, und überreicht ſie einem andern durch das Loos Gezogenen ſammt dem Namenverzeichniß, wo er jedoch noch früher das jedesmal gelieferte Stück bei jedem Namen hinzuſchreiben muß. Es kann aber das Loos auch ihn ſelbſt wieder in ſeiner Würde beſtätigen. Vielleicht daß ich auch noch Lektüre vorzüglicher Dichter veranſtalte — kurz — das iſt nur einmal ſo hingeſchrieben — ich werde Alles erſt theils ſelbſt, theils mit Andern planmäßig überlegen. Schreibe mir als Mitglied auch Deine Meinung.

Heute wurde ein Gedicht — das „Vaterland" — das ich gemacht hatte, deklamirt. Ich ſetzte mich ganz voran, um die Kritik darüber zu hören. Profeſſor Tangl lobte das Gedicht außerordentlich, und wünſchte mit Gewalt den Verfaſſer zu kennen, der ihm gerade an der Seite ſaß, und in die hohle Fauſt lachte. Er bat ſich dann das ganze Büchlein meiner Gedichte zum Durchleſen aus, und ich erwarte künftigen Sonntag die Kritik darüber. Ich glaube, ich darf nun doch nicht mehr lange anonym bleiben — denn wozu? — Profeſſor Tangl wird mir gewiß für meine Muſe nicht ungünſtig, und gibt mir manche Hülfsmittel, um was mir eigentlich zu thun iſt.

Doch laß mich nun wieder zu Deinem lieben Briefchen zurückkehren. — Voll Zärtlichkeit mißräthſt Du mir den geiſtlichen Stand. Ich bitte Dich, laß das, mein Freund. Unſere Maximen ſind zwar formell unterſchieden, und eben deßhalb ſcheinen ſie auch manchmal verſchiedene Richtungen zu nehmen; allein im Ganzen zuſammengefaßt, ſind es doch ein' und dieſelben Realitäten, nach welchen wir unſere Thätigkeit richten und reflektiren. Ich weiß nicht, wie es kommt — entweder ich nähere mich immer mehr dem Ideale, oder — ich weiche unwillkürlich immer mehr davon ab. Das Jünglingsalter — ich fühle es wohl —

Iſt ein Schwanken, iſt ein Schweben,
Und es wogt und wallt das Leben
Auf und ab in ſtetem Streben.
Sind wir denn der Lüfte Spiel?
Sind wir denn nur Schaum der Welle,
Der jetzt ſchwillt, und jetzt zerplatzt?

Uebrigens aber meine ich, eine zu große Neigung für die bloße Ideenwelt zu haben, als daß ich, damit nicht zufrieden, nach Wirklichkeit ſtrebte. Und warum? Weil jene dem Geiſte eine weit höhere Richtung gebeut, und weil mir jene kein Unfall rauben kann, der Verluſt dieſer aber leicht den jammernswerthen Wunſch erregen könnte, jenen Gegenſtand nie geſehen — geſchweige verlangt zu haben.

Mein Plan iſt immer nur ein ſtilles, ruhiges Leben, wo ich aber doch viel nützen kann. Wiſſenſchaften werden meine Muße beſchäftigen, und Gefühl meine Leyer ſtimmen, und unſ'rer Freundſchaft pflegen. Und nun lebe wohl!

Dein Freund A. Flir.

Innsbruck, den 18. Jänner 1825.

Geſtern wurde auf dem Theater die „Ahnfrau" aufgeführt; ein Stück, das mir theils ſchon durch ſeinen Ruf, theils durch eigene Ueberzeugung von ſeiner Kunſt nicht wenig intereſſant war, und um ſo mehr meine Neugierde und Aufmerkſamkeit ſpannte. Ich weiß, daß es auch Dir nicht mißfallen wird, wenn ich ein wenig Dir meine Anſichten theils über das Stück ſelbſt, theils über ſeine Aufführung vorſchwätze;

zudem glaube ich da meine Urtheilungskraft anfänglich üben zu können, ohne meinen Charakter zu gefährden.

Was also das Stück selbst betrifft, so scheint mir die Ausarbeitung mehr Werth zu haben, als die Wahl des Stoffes. Denn mußte der Dichter auf dem weiten Felde der Geschichte gerade auf eine Mähre stoßen, die statt die Brust zu erheben, nur auf menschliche Schwäche hinweist, die noch um so gefährlicher wird, da sie als Maske — und geschminkt auftritt? Edel ist zwar der Charakter des alten Boorotin, ein Mann, von dem man wohl sagen kann:

Etsi fractus illabatur orbis,
Impavidum feriunt ruinae.

Aber die Hauptcharaktere sind und bleiben doch immer Bertha's und Jaromir's. Bertha ist ein Frauenzimmer im vollsten Sinne — verliebt und schwach. Gewiß fühlt sich Jeder gezwungen, diesem holden Fräulein eine stille Wehmuthszähre zu weihen; denn rein, unschuldig ist ihr Sinn, naiv und zärtlich ihre Liebe zum greisen Vater, und glühend ihr Herz für einen Mann, den ihr Dankbarkeit in das Herz hineinschmuggelte. Aber so sehr wir sie auch bisher bemitleiden und schätzen, so schleicht doch trotz unserm Sträuben eine gewisse Unzufriedenheit in unser Herz, wenn wir sie der Leidenschaft ihre Tugend opfern, wenn wir sie ihren alten, hülflosen, gebeugten Vater verlassen sehen, um einem gebrandmarkten Räuber sich hinzugeben! — Viele Entschuldigungen lassen sich zwar anbringen, und viele sucht unser Gefühl und unsere Sympathie, aber — aber — es ist nicht mehr reines Mitleid — die Thräne wird gehemmt, — und das Herz wagt es kaum noch einen Seufzer zu entsenden, in der Furcht, er töne dem Laster! — Was endlich den Jaromir betrifft, so regt sich in ihm, bäumt sich in ihm zwar die größte Heldenkraft, die, verhöhnend jede Mittelbahn, nur auf die Extreme hascht, die durch eine weise Richtung ihn zu einem eben so großen Heroen hätte schaffen können, als sie ihn unter der Räubererziehung selbst zu einem Ungeheuer machte, das seine Brüder zerreißt und nach Blut dürstet! Das Mitleid weicht da schon dem Abscheu, der uns bei seinen Thaten durch uns're Seele schauert! Und eben dadurch, meine ich, fehlt dem Drama ein Haupterforderniß, welches der Zweck desselben und die Kritik nothwendig machen: man verläßt das Theater

mit engem, beklommenem Herzen, noch von dem Schauder der Scenen ergriffen, ohne dafür durch Thaten wahrer Größe und menſchlicher Freiheit einigermaßen entſchädigt zu werden. Allein nur die Wahl des Stückes mußte den Dichter auf dieſe Charaktere führen, welche in dieſer Sphäre gewiß vollkommen getroffen, gemalt und ausgedrückt ſind. — Vorzüglich meiſterhaft ſcheint mir Jaromir's Charakter in dieſer Hinſicht. Denn wir ſehen da einen Räuber, der ſich durch ſein Gefühl abgezogen von ſeiner teufliſchen Verbindung fühlt, aber dennoch ſein Herz den Räubern nicht entreißen kann, das die erſten Eindrücke, alſo auch die ſtärkſten, unter dieſen erhielt, und ſomit den Jüngling ſo eiſern an ſeine Horden ſchmiegte. Er will ſich aufraffen, richtet ſich ſchon ringend empor, und ſinkt wieder ohnmächtig nieder. Auch Bertha's Charakter iſt als ſolcher gewiß ein Werk, das eben ſo ſehr auf Kunſt als Menſchenkenntniß hinweiſt. Doch — wohin verſchlug mich mein Sturm? laß mich ſchnell, ſchnell umkehren, und Einiges von der Aufführung dieſes Stückes ſprechen. Ein gewiſſer Weidmann hatte die Rolle des Jaromir. Seine Jugend, ſeine ſchöne, hohe Heldengeſtalt, ſeine kräftige Stimme, ſeine geſchmackvoll und anpaſſend gewählte Garderobe ließen gleich anfangs viel erwarten, und er entſprach vollkommen. Seine Fehler ſind: ein Keuchen, das er den Tönen nachſchleppt; oft zu ungeſtüme Hitze, und ſomit Uebereilung. Uebrigens äußerte aber jeder Ton, jede Geberde, daß er fühlte, was er ſprach. Bei ſeinem erſten, nächtlichen, ungeſtümen Hineinbrechen in den Saal, wo er ganz von dem Schrecken der Flucht vor den königlichen Spähern noch ſtöhnte und bebte — erhob ſich ſeine Stimme zu ſchnell — zu einem Grade, den man in einem ſolchen Zuſtande nicht beobachten wird. Ausgezeichnet ſpielte er aber den Akt, wo er vom Gemache herausſtürmt, ſich noch von Geſpenſtern umrungen wähnt — und in dem Augenblicke, wo er ſeine Bertha zu umfangen glaubt, vor der kalten Geiſtergeſtalt betäubt zurücktaumelt. Ueberhaupt iſt in jenem Akte eine ſo gewaltige Kraft, daß ſie uns jetzt emporreißt, jetzt ſanft wieder herabläßt — daß jetzt die Welle himmelan ſich bäumt, jetzt zurückwallend mit ſanftem Gerieſel die Fläche durchſchlüpft. Bertha's Rolle hatte Mad. Berninger, des Direktors Gemahlin, die ſeit langer Zeit erſt vor einigen

Tagen wieder die Bühne betrat. Sie ist bekannt als eine gediegene Schauspielerin. Indessen glaubte ich doch, Folgendes an ihr zu vermissen: 1. war sie, als eine Frau von 29 Jahren für diese Rolle zu alt, und trotz ihrer geborgten Reize konnte sie doch nicht vollkommen das Auge täuschen; 2. eben durch diese geborgten Reize verlor sich die Natur — ein naives Fräulein in schlichtem, unkünstlichem, aber nettem Gewande hätte sie uns vorstellen sollen; allein ihr Kleid schien dazu nicht geeignet zu sein; 3. ist ihr Stimmorgan nicht ganz glücklich; 4. sind ihre Mienen und Gesichtszüge, wann sie spricht, nicht ganz gefällig, indem sie den Mund zu weit öffnet und dadurch die Wange hinaufzieht, und die ganze Reihe der Zähne zeigt; 5. findet ein fleißiger Beobachter, daß sie oft Körpersbewegungen macht, welche zwar dem Affekte zu entsprechen scheinen, aber doch eigentlich nur ein Werk geübter Kunst und nicht des Gefühles sind. Vorzüglich glücklich spielte sie im 4. Akte; — denn eine auch noch so lebhafte Phantasie vermag gewiß keine Schauspielerin in Bertha's Gefühl zu versetzen; also muß hier die Kunst gewaltig unterstützen, und das war bei Mad. Berninger in einem so hohen Grade der Fall, daß sie uns vollkommen täuschte, und man sie wirklich betäubt und in ihren Sinnen verwirrt zu sehen wähnte. Den alten Boorotin spielte ein jüngst von München angekommener Akteur, Schmiedl — vortrefflich bis zum 4. Akte, wo er verwundet auf dem Sessel lag; und da so gewaltig in Affekt kam, daß er zu vergessen schien, daß ihn die Wunde quäle und schwäche, und daß er in einigen Augenblicken sterben müsse. Die übrigen Rollen sind unbedeutend; vorzüglich schlecht wurde der Hauptmann gespielt; die ganze Figur war dazu nicht geeignet; die Verse herabgeplappert wie von einem Schulknaben. Nun will ich Deine Ungeduld nicht länger mehr reizen .....

Innsbruck, den 24. März 1825.

.....Ich habe jetzt einen weitläufigen Plan entworfen, und auch schon vier bis fünf Wochen her meine kleine Muße zu dessen Realisirung verwendet. Es ist — ein Theater. — Allerdings ein kühnes Unternehmen für einen Jüngling,

der noch ſo wenig Erfahrung und Menſchenkenntniß beſitzt; aber auch für ihn ein beſtändiger Antrieb, auf alle Menſchen aufmerkſam zu ſein, um ihre Charaktere aus ihren Worten und Geberden zu entwirren, und dann ſelbſt aus Worten und Geberden Charaktere zu bilden. Alle Geſellſchaften, in welche ich komme, benütze ich nun contemplativ, mir Stoff zu ſammeln; Manches zeichne ich mir dann auf, was ich vorher nie that. Ferners habe ich hier auch Gelegenheit, in jeder Gattung der Gedichte meine ſchwachen Fähigkeiten zu üben und zu bilden. Und überdieß mag es ja auch ausfallen, wie es will: Du wirſt mich nicht zum Spotte nehmen, und Andere ſollen mir keine Sylbe davon hören. Mein Stoff, glaube ich, iſt nicht unglücklich gewählt: „Alfred der Große, König von England.“ Denn dieſer Mann vereinte Tugenden in ſich, welche den großen, vergötterten Karl klein herabdrücken. Alfred war ein ſehr kluger Feldherr, ein tapferer Soldat; ein Vater des Vaterlands; ein friedeliebender, thätiger, angebeteter König; ein großer Begünſtiger der Wiſſenſchaften, und ſelbſt ein berühmter Philoſoph, Philolog und Dichter und Theolog; ein aufgeklärter, und ſehr frommer, aber nicht bigottiſcher Mann. Dieß iſt ſo ein matter Schattenwurf vom Charakter meines Helden, den ſeine Schickſale für die Bühne noch geeigneter machen. Denn in ſeiner Regierungszeit herrſchte jener Jammer Britanniens — die verheerenden Streifzüge der Dänen. Alfred hatte ſich ſchon als Prinz äußerſt heldenmüthig gegen ſie ausgezeichnet; und als er gegen ſeinen Willen nach dem Tode ſeines Bruders die Krone ſich aufſetzen laſſen mußte, ſchlug er mit einer kleinen Macht die unendlichen Schaaren der Feinde, warf ſie in acht Schlachten, und befreite ſo ſein Vaterland. Allein eben durch dieſe Siege war er ſo entkräftet, daß er dem Feinde bei einem abermaligen, plötzlichen Einfalle keine Truppen entgegenſtellen konnte, und genöthigt war, ſeine Reichsinſignien abzulegen und als Flüchtling herumzuirren. Als Hirte diente er einige Monate bei einem ſeiner Hirten; doch als er endlich vernahm, daß ein tapferer Vaſall ſeines Thrones eine Abtheilung der Feinde geſchlagen, und daß jetzt ſeine Briten wieder Muth bekämen, ſammelte er einige Getreue um ſich, und baute ſich auf der Inſel Athelney eine ziemlich befeſtigte Wohnung, von wo aus er manches, freilich nichts entſchei-

dendes, Gefecht mit den ſtreifenden Feinden gewann, welche Alfreden ſchon für todt hielten. Allein Alfred ließ in der Stille in allen Theilen des Landes Truppen bereiten, ſammelte ſie dann plötzlich; doch ehe der Held ſie angreifen wollte, fand er für nöthig, Alles auszukundſchaften. Zu dem Zwecke ging er ſelbſt, verkleidet als Balladenſänger, in das Lager der Dänen, und machte ſich ſo beliebt, daß ihn der feindliche Führer zu ſich in's Gezelt nahm. Wie Alfred Alles nach Willkür erfahren hatte, kehrte er zu den Seinen zurück, und überfiel unvermuthet die Dänen, welche nicht wenig ſtaunten, als der todtgeglaubte Alfred an der Spitze eines Heeres vor ihnen ſtand; ſie wurden geſchlagen, und ſo geſchlagen, daß ſie ſich ganz ergeben mußten. Viele ließen ſich taufen, und ihr Anführer Guntrum wurde ein treuer Anhänger Alfreds. — Dieß wäre nun ſo eine kurze Skizze. Ueber den Plan der Ausarbeitung ein andersmal . . . . .

Innsbruck, den 8. April 1825.

Theuerſter Freund!

Endlich bin ich wieder mir und der Freundſchaft geſchenkt, endlich bin ich wieder in jene angenehme Sphäre zurückgekehrt, aus der mich die fatalen Examina gleichſam mit grauſamen Händen zogen! Heute machte ich die letzten — aus der Geſchichte und dem Griechiſchen: Alles iſt nun glücklich vorüber.

Drei Tage habe ich nun frei, bis die Lektionen wieder beginnen; ich will nun dieſe Tage benützen für meine Geſundheit, welche vielleicht nur großentheils aus leerer Einbildung, vielleicht auch aus wirklicher Zerrüttung mir trotz meinem guten Ausſehen ſehr geſchwächt ſcheint; ich will dieſe Tage benützen für äſthetiſche Lektüre, und vorzüglich für meinen „Alfred.“ Wahr iſt es, kaum würde ich es ohne Erröthen einem Andern, als Dir ſagen können, daß ich mir einen ſo erhabenen Helden, einen ſo maſſiven Stoff wählte, um daran meine ungeübte Kraft zu prüfen; billig könnte mir Jeder zurufen, höhnend auf mich hinblickend:

Ceratis ope Daedalea
Nititur pennis, vitreo daturus
Nomina ponto.

Aber erſtens bin ich ein Jüngling, der noch ſeine Entſchlüſſe auf keine Einheit und Dauer zu bringen, der ſich noch an keinen Charakter feſtanſchmiegend zu halten weiß, wenn nicht ein gewaltiges Motiv durch ſeine Kraftfülle meiner Schwachheit ſteuert, und ſich nicht ein Haltpunkt mir darbeut, an dem es mir leicht wird, mich feſt zu halten. Hätte ich einen unbedeutenden Stoff mir ausgewählt, ſo würde ich zwar, der Biene gleich, eine Zeit lang mit großer Emſigkeit daran hängen, aber auch wieder davonflattern, und einem neuen Reize folgen. Zweitens — vermuthlich gab Dir unſere Freundſchaft Gelegenheit, jede Falte meines Herzens zu durchſchauen, und zu erfahren, daß ich für die Geſellſchaft, für das Joviale u. ſ. w. nicht geeignet bin, und unter andern Gründen auch deßhalb nicht, weil ich ſelten Nahrung darin finde. Ich weiß nicht, ſage ich es zu meinem Lobe oder Tadel, wenn ich Dir ſage, daß ich mich durch das Gemeine äußerſt ſchwach angezogen fühle. Ein Luſtſpiel, das alle Zwerchfälle beinahe zerplatzen macht, kann mir zwar wohl ein Lachen, aber keinen, oder nur einen mittelmäßigen Herzensbeifall abnöthigen. Sollte ich alſo für meinen Gegenſtand eingenommen und begeiſtert ſein, was doch eine Hauptbedingung bleibt, — ſo mußte ich auch einigermaßen die Berückſichtigung meiner Kräfte der Berückſichtigung meiner Neigungen und Grundſätze opfern. Aber drittens ſelbſt auf meine Kräfte glaube ich dadurch, daß ich kein Trauerſpiel, ſondern ein Schauſpiel wählte, etwas geſehen zu haben. Denn hier bedarf ich nicht jene Klippe vorbeizufahren, an der die meiſten Schriftſteller ſcheiterten; hier bedarf ich nicht jener Kunſt, wo das traurige Reſultat der Entwicklung dem Leſer die Gefühle hebt und ſtärkt. Ich darf nur den faſt natürlichen Gang verfolgen, einige Abwege ausgenommen, und ich werde dennoch zu meinem Ziele gelangen, indem der günſtige Ausgang mich gewaltig unterſtützt. — Ich werde nun in Zukunft in jedem Briefe mehr oder weniger von meinen Plänen Dir beifügen, Dich dann um Deine Meinung bitten; weil Dein Gefühl mir ein zuverläßigerer Richter iſt, als die kalten Kunſtregeln, und weil ich nur bei Dir reine, heuchelloſe Aufrichtigkeit ſuchen kann. Habe indeß die Güte, mit geſchichtlichem Studium und geſchichtlichen Beiträgen mir an die Hand zu gehen; denn, ob ich gleich halbe Nächte Geſchichte

ſtudiere, ſo werden mir doch noch manche Quellen mangeln, die vielleicht Du, mein Freund, mir finden kannſt; denn ich kann auch nicht bei einer Stelle verweilen . . . . .

Innsbruck, den 25. April 1825.

Da ſitz' ich einſam, ſitz' ich düſter —
Vor mir des Arztes bitt'res Glas;
Der Leichenzug verſtorb'ner Freuden
Wallt ſchweigend meinen Geiſt vorbei.

So ſitzt der Schiffer auf der Klippe,
Auf die des Sturmes Grimm ihn warf;
Noch triefend, ſchaut er, wie die Trümmer
Des Glücks ſich treiben in der Fluth.

Wie in der Grüfte dunkler Halle,
So ſchauernd iſt's in meiner Bruſt,
So ausgeſtorben iſt's da drinnen,
So öde iſt's, und gräßlich ſtumm.

Ach, anders war's vor wenig Jahren —
O ſelige Erinnerung! —
Da wallte es ſo froh, ſo wohlig,
So ſchmelzend durch das weiche Herz. — —

Doch fühl' ich weggewälzt den Jammer
Von meinem Geiſt, — vom Munde weg;
Mein Schickſal iſt nicht zu beweinen: —
Ich hab' ja ſel'ge Träume noch!

Und dieſe kann mir nichts entreißen, —
Ja, dieſe Träume bleiben mir!
Und ſinkt mein Aug' zum ew'gen Schlummer,
Die Träume gaukeln noch um mich!

Verzeihe, mein Freund, daß ich ſcheinbar ohne Rückſicht auf Dich ganze Briefe Dir vorphantaſire. Die obigen flüchtig hingeworfenen Zeilen ſind in einem Briefe an den Freund nicht ganz ſo am unrechten Orte, wie man meinen könnte. Denn macht nicht eben dieß das Weſen der Freundſchaft aus, daß wir ungehemmt, frei — Bruſt in Bruſt überwallen, und Gefühl in Gefühl verſchmelzen laſſen? —

Wenn ein Affekt meine angenehm oder unangenehm lebende Seele faßt, wenn der Buſen nicht mehr vermag, ihn zu hemmen und ſeine Fülle zu umſchließen; wenn ich ihn alſo ablegen muß von meiner Seele, wohin ſoll ich ihn legen, als in das zärtliche Herz meines Freundes, der durch die Zauber der Sympathie meine Gefühle in die ſeinen verwebt? — Doch meinem Triebe genügt es nicht, nur Gefühle zu vertönen, und nicht auch Gefühle zu erhalten, um ſie ſanft, wie mit Tönen der Aeolsharfe, nachzuklingen. Und doch — mein Freund, zögerſt Du wirklich lange, ſolche Gefühle mir wieder zu vertrauen: worin liegt der Grund? habe ich Dich in früheren Briefen beleidiget, weil der Anſtand, die Grazie von der cenſoriſchen Freundſchaft wich? Was fange ich an, um Dich wieder vollkommen zu verſöhnen, um Dir wieder einmal ein Liedchen zu entlocken? . . . . .

. . . Nun erlaube, noch Einiges über unſern „Alfred." — Der erſte Akt iſt vollendet. Die Mühe, die er mich koſtete, ließ mich fühlen, was zu einem ſolchen Unternehmen erfordert werde. Mit vielem unnützen Zeitaufwande muß ich die Schuld büßen, daß ich den ganzen Akt mir Anfangs nur oberflächlich — dem Faden der Geſchichte nach punktirte. Mit pompös poetiſchem Aufwande flochten ſich Epiſoden und Beſchreibungen und bunte Nebenflecke hinein, daß ich, bevor der Akt zu Ende war, den Umfang desſelben ſchon zu dem hinreichenden Umfange eines vollſtändigen Theaters herangewachſen ſah. Aber mit einer Kälte, die mich faſt zu einer kleinen Selbſtſchmeichelei, die erſte Stufe des Reifwerdens berührt zu haben, ſtrich ich jene Floskeln aus, ſetzte manches Nothwendigere hinein, und ſuchte für Inhalt und Oekonomie des Stückes ſo zu ſorgen, daß ich in keinem von beiden einen groben Mißgriff gemacht zu haben glaube. Dieſer erſte Akt war mir nun eine Schule, in welcher ich mich für die künftigen üben konnte. Jetzt zage ich vor dem Erfolge nicht mehr. — Doch laß mich noch Einiges vom erſten Akte ſagen, den ich Dir hiemit überſende. — Die hiſtoriſche Aufgabe in dieſem Akte iſt, zu zeigen, wie Alfred ſich flüchtig machen mußte. Natürlich müſſen im erſten Akte immer die Quellen angegeben werden, woraus die meiſten Handlungen der folgenden Scenen fließen — die Charaktere müſſen ſchon zum Theile entwickelt werden, um erkannt zu werden, und ſpäter eine Erwartung

und eine Beurtheilung ihres Wirkens anwendbar zu machen. Ein Grund von Alfreds Unglück muß da sein; aber dieser Grund ist der Geschichte nach kein anderer, als der plötzliche Einfall der Dänen. Aber ist dieser für ein Theater und für die Poesie wohl nicht zu einfach? —

In Labyrinthe muß der Geist geführt werden, wo er sich lange nach einem Auswege umsucht, und plötzlich durch das Entgegenstrahlen des Lichtes überrascht wird. Nur durch den magischen Zauber der Ueberraschung wird das Entzücken geboren. Ich suchte also mit dem Einfalle der Dänen einen Mann zu verweben, der in dem ganzen Stücke eine kräftige Rolle spielen soll; und dieser ist Egbert, oder eigentlich Hinguar. Schon früher kam dieser als Dänenanführer nach England, raubte dort die Prinzessin Ethelswith, zu Nottingham, ward aber eben da von Alfred, der noch nicht König war, geschlagen, und seiner Beute beraubt, welche nun die Geliebte Alfreds, seine Braut und später Gemahlin wurde. Racheglühend sann nun Hinguar auf Mittel, sich zu rächen. Aber in acht Schlachten wurden die Dänen besiegt, und über das Meer zurückgeworfen. Hinguar konnte nicht ruhen; er ging verstellt nach England, ließ sich taufen, und erhielt den Namen Egbert, und ward der Liebling des Volkes, der Geistlichkeit und Alfreds. Indeß brütete Jener immer schwarze Pläne aus. Meucheln wollte er Alfreden deßhalb nicht, weil Alfred dadurch nur das Leben, nichtsweniger aber als seinen Ruhm und seine Größe verloren hätte. Und konnte das dem Todfeinde wohl genügen? — Er rief die Dänen, welche sonst kaum eine Landung mehr gewagt haben würden; wies ihnen einen verborgenen Landungsplatz an, und beschloß, am Tage der Vermählung Alfreds mit Ethelswith seinen Plan auszuführen. Wenn Alles vom Taumel des Festes eingewiegt ist, will er die Thore öffnen, die Dänen einlassen, und so Alles lebendig oder todt in seine Macht bringen. So hoffte er den Sieger Alfred zum Sklaven zu machen, und reichen Lohn seiner Mühungen zu ernten. Noch wußte er nicht, ob die Dänen ihm willfahrend kommen würden, und schon war der bestimmte Tag im Anbruch, als endlich ein Bote zum verabredeten Platze hinkam, und dort mit Hinguar (jetzt Egbert) sich besprach. Egbert eilte in die Stadt zum Feste zurück; und eben zog man im hochzeitlichen Zuge zur Kirche, als ein

Bote heranstürmte, mit der Nachricht, der Feind sei nahe — die Barbaren konnten sich nämlich im Hinterhalte nicht hemmen, und machten Räuberzüge herum — gewaltig groß, verheerend. Das erschütterte Volk floh, die Beispiele rißen Andere fort, so daß nur noch Alfred, der alte Osrick und der junge feurige Held Oddan, Egbert, der Heuchler und verlarvte Wütherich, und die halbentseelte Ethelswith auf dem Platze waren. Da sah sich nun Alfred verlassen — ganz verlassen! — Da vertraut er seine Braut an den edlen Osrick und den verschlagenen Egbert, sie zu flüchten; er aber will mit Oddan den Heldentod einer schimpflichen Flucht vorziehen. Aber mit Gründen hält ihn der erfahrne Osrick davon ab, und bewegt ihn, im Lande sich zu verbergen, einen günstigen Augenblick abwartend. Osrick und Egbert ziehen mit Ethelswith weg, und Alfred und Oddan stehen allein noch erschüttert da, und treten endlich die jammervolle Flucht an — bis daher der erste Akt. Ob ich die Geschichte natürlich mir fingirte, laß ich Dich beurtheilen; warum ich es that, ebenfalls. Ich bemühte mich vorzüglich den Held Alfred herauszuheben, und zwar durch Schattirungen vorzüglich. Erstens im Kontraste mit dem verruchten Egbert, und dann in der Mitte eines jugendlichen, zu raschen Helden, und eines alten stehend — oder gleichsam schwebend. Ich muß abbrechen. — —

Innsbruck, den 11. März 1826.

Theuerster Freund!

. . . . . Die Lotterie habe ich besorgt; willst Du, daß ich Dir das Loos sende? — Ich wünsche Dir Glück dazu, muß aber ein wenig in die Hand lachen über Deine kaufmännische Spekulation und Gewinnsucht. Glaubst Du um Einen Zoll Dein Glück zu vergrößern, wenn Du auch Land von zehn Meilen gewinnst? Willst Du ein glückliches Leben genießen, so halte Dich ruhig in Deiner Heimath; freue Dich dort der ländlichen Stille, der Fluren, der keimenden Pflanzungen, der künftigen Gattin, der künftigen Söhnlein! — —

Was übrigens mich anbelangt, so bin ich jetzt nicht in so ruhiger Verfassung, als Du vielleicht glaubst, oder sicher wünschest. Denn der Augenblick, wo ich am Scheidewege

ſtehend, einen Pfad mir wählen muß, iſt nahe. Zwar meine Wahl wäre beſchloſſen, könnte ich Prieſter ſein, wie ich den Prieſter will: o — ich wollte gerne in das tiefſte Thal mich verbannen laſſen, und auch dort ſtreben, den Menſchen zu lehren, was er iſt und ſein ſoll. Aber Prieſter nach meinen Ideen darf ich nicht ſein; und deßhalb wankt mein Entſchluß, und das Reſultat meiner Wahl ſchwebt noch auf gegenſeitig ſich meſſenden Kräften der mannigfaltigen Anſichten und Zweifel. Medizin — dagegen ſträubt ſich meine Neigung; Jus — dafür will ich mich nicht beſtimmen. Nicht Theolog, nicht Mediziner, nicht Juriſt — was ſoll ich denn werden? ein Nichts iſt zu leer. Höre, wie gefällt Dir dieſer Vorſchlag: ich ſtudiere zwei Jahre Theologie, benütze aber dieſe zwei Jahre zur Erlernung der italieniſchen, hebräiſchen und chaldäiſchen Sprache und rüſte mich mit Kenntniſſen, und gehe dann nach Wien, gebe Inſtruktionen, und mache bei Gelegenheit Profeſſur-Concurs. Mein Plan möchte freilich ziemlich gewagt erſcheinen; aber darum iſt er auch noch nicht Entſchluß. Sage mir Deine Meinung, mein Freund — äußere aber gegen Niemand etwas darüber. Ich war heute bei der Prüfung wirklich verlegen mit der Antwort, als ich vom Gubernialrath Sondermann gefragt wurde, zu welcher Fakultät ich mich entſchließe . . . . .

Innsbruck, den 12. Auguſt 1826.

Theuerſter Freund!

. . . . . Ich ſoll nun ſchon im September in Wien ſein. Chüeny*) ſah mir um eine Hofmeiſterſtelle um, und Alles iſt richtig, wenn nur mein Brief noch früh genug an Chüeny kommt, denn er dringt gewaltig auf eilige Antwort. Die nähern Umſtände meiner Condition ſind mir noch nicht beſtimmt, doch im Allgemeinen vortheilhaft geſchildert. Ich liebe zwar Hausinſtruktionen nicht, aber als Reſerve iſt dieſe Condition immer gut; ich gedenke alſo dort zu bleiben, bis ich mich ein wenig bekannt mache, und dann ſuche ich Stundeninſtruktionen, wodurch ich mein eigener Herr werde.

*) Chüeny, k. k. Profeſſor in Innsbruck, dann in Wien. A. d. H.

Also die Ferien — worauf ich mich lange schon sehnend freute — sind mir entrissen — und Du mit ihnen! Höchstens fünf Tage kann ich in meiner Heimath weilen, um das Nothwendige noch hastig zu ordnen — und dann fort — in die Welt! — Mich ergreift eine schwärmerische Jugendidee; aber wenn ich sie ausführe — Freund, dann gehts gut! — Aber noch Eines. Du ludest mich zu einer Reise durch Bayern; ich kann nicht dorthin reisen; ich lade Dich jetzt zu einer Reise nach Wien und Ungarn, wo Du Deinen Herrn Vetter besuchen kannst; oder ist Dir diese Reise zu weit, bis Passau, wo Du die Reise rückwärts durch Bayern nach Lindau machen kannst.

Etwas Neues muß ich Dir noch beifügen, was Du vielleicht nicht erwartest: Alfred ist auferstanden. In zwei Monaten habe ich ihn ganz neu — fir und fertig — bearbeitet, und Professor Niederstätter hat gegenwärtig den ersten Akt in der Censur. — Ich konnte diesen angelsächsischen Helden unmöglich von meiner Brust loswinden, an die er sich schon hing, als ich noch Knabe — in der 3. Klasse des Gymnasiums — war. — Den Plan des Ganzen will ich Dir voranschicken, und dann das Stück selbst. — Ich muß Dir aber noch vorläufig eine Ansicht kurz vorausenden.

Mit sehr vielen Tragödien, die man bewundert, weil sie rührende Scenen enthalten, oder anstaunt, weil ein Ritter sich mit hundert Feinden tapfer herumschlägt, bin ich ganz und gar nicht einverstanden. Ein bestimmter Zweck muß dem Dichter vorgezeichnet sein, eine Idee dem Ganzen zu Grunde liegen. — Diese Idee darf aber weder eine Maxime der Häuslichkeit, wie bei Iffland, noch die Idee der menschlichen Gutmüthigkeit sein, wie bei Kotzebue; der Kampf zwischen Freiheit und Nothwenigkeit soll in der Tragödie ausgedrückt werden. Und da ist eine Tragödie der interessanteste Anblick, den es für den Menschen geben kann. —

Ich glaube, Alfred bietet hinlänglich Stoff, diese meine Idee zu verarbeiten und durchzuführen.

Was die Form betrifft, suche ich — lächle nicht meiner kühnen Unbefangenheit — den Mittelweg zwischen Göthe und Schiller; denn Jener scheint mir die Form oft zu sehr vernachlässiget, Dieser — sie beinahe allezeit jumonisch geschmückt zu haben. Der britische Dramatiker leitet mich

hierin, (obgleich auch dieſer für die Form nicht ſehr bekümmert war.) — Aber wenn ich unparteiiſch meinen poetiſchen Styl kritiſire, ſo finde ich einen gewiſſen harten, aber zugleich ſtarken Klang, ſo daß es faſt ſcheinen möchte, ich gehöre mit meiner Sprache unſern Großvätern, oder wenigſtens Vätern an. — Aber ich ſuche dieſen Fehler nicht abzule,en; theils, weil ich ſchwerlich mit Natur ſonſt ſchreiben könnte, theils weil der Fehler mir keine Schande bringt. — Ich überſende Dir hiermit eine Handſchrift von Schiller — ein Dir gewiß nicht unwillkommenes Blättchen. Lebe wohl und ſchreibe bald. A. F.

Wien, den 2. Oktober 1826.

Theuerſter Freund!

Ein noch nie empfundenes, ſchmelzendes Gefühl löſet gleichſam mein Herz auf, in dieſem Augenblicke, wo ich zu Dir, mein lieber Freund, ſpreche, von dem mich ſo viele Berge und Thale ſcheiden! Wie einſam bin ich im Menſchengewühle, weil ich von Dir und den Meinen ſo ferne bin; wie ſehr fühl' ich mich gleichſam aus dem Kreiſe der Geſellſchaft gebannt, weil ich von Dir losgeriſſen bin! Doch ſtille, — nicht dieſes wollte ich Dir ſchreiben.

Meine Reiſe ging zwar im Ganzen genommen glücklich, aber ſehr langſam vor ſich. Am 25. September kam ich hier an. Beſonderes will ich Dir von der Reiſe nicht viel ſchreiben, weil es nicht intereſſirt. Nur Folgendes: Von Hall bis Wörgl genoß ich mit zwei Polen, reiſenden Studenten, die angenehmſten Stunden meiner Reiſe. Ich habe noch wenige junge Männer geſprochen, die ſo viel Bildung als dieſe Krakauer gezeigt hätten. Wir ſchloſſen uns in warmen Geſprächen über Geſchichte, Klaſſiker und Philoſophie bald nahe an einander, und wenn die Erzählungen vom Zuſammentreffen und dem geheimen Bunde der Kosmopoliten einigen Grund hat, ſo bietet mir jetzt meine Erfahrung eine treffende Beſtätigung dar. Dieſe zwei Herren reisten von Krakau nach Wien, und über Trieſt und Venedig nach Florenz. Sie mußten ſich leider nur zu bald von mir trennen, weil ſie bei Graz ihre Pferde ließen. — Vor Roſenheim wären wir bald verunglückt, denn unſer Schiff

fuhr Abends um 5 Uhr auf, und ferne von aller Hülfe mußten wir bis 9¼ Uhr an demſelben Fleck hangen. Ich arbeitete zwar ſelten mit Stangen, übernahm aber die Rolle des Feldpaters; und einige Frauenzimmer geſtanden mir nachher dankbar, daß ich meine Rolle als Tröſter gut ſpielte. Dürnſtein, der Kerker Richards, war mir ein ſchauervoller Anblick, den nur die Erinnerung an Blondel mildern konnte. Da haſt Du nun meine Reiſegeſchichte. — Zufällig war ein Wiener auch auf dem Schiffe, der ſich erbot, mich in ſein Quartier zu nehmen, und an den Ort meiner Beſtimmung zu führen. Aber fatal war es, das Haus in der großen Kaiſerſtadt zu finden, das mir Chüeny ſo unbeſtimmt bezeichnete. Einen ganzen Tag mußte ich an der Seite eines Wieners ſuchen. Am 26. Morgens fand ich Hrn. Chüeny in einem Wirthshauſe noch im Bette. Der Empfang war ſehr kyeniſch: bittere Vorwürfe machte er mir, daß ich am Tage nicht erſchien; alle Entſchuldigung war da umſonſt, bis ich endlich mich ſetzte, ihm ſeinen Brief und ſeine herrliche Adreſſe vorwies, — worauf — er ſich ergab, und auf einmal eine andere Seite zeigte. Ich fand in den kurzen Stunden, welche ich noch bei ihm ſein konnte, einen biedern, äußerſt freundlichen Mann an ihm. Er führte mich ſchnelle in das beſtimmte Haus, wo mir Alles gleich Anfangs gefiel, und wo ich am 27. einſtand.

Die Familie iſt hebräiſch, und beſteht aus einer Wittfrau und drei Söhnen, von welchen zwei meine Zöglinge ſind. Ich kann Dir kaum ſagen, wie angenehm ich meine Condition fühle bei meinen talentvollen Herren. Beſchäftigung aber habe ich freilich mehr, als ich wünſche, und nur der Sonntag-Abend iſt meine Zeit. Uebrigens fehlt es mir doch nicht an mannigfaltiger Unterhaltung. Doch laß Dir jetzt von Wien Etwas erzählen. Jüngſthin ſtand ich auf einem etwas erhöhten Standpunkt in der mittleren Stadt, und ſchaute um mich, und den weiten Horizont begränzten noch Gebäude — urbs ubique et aër! Die Stadt ſelbſt iſt nicht groß; die Rundung um ſie herum, auf der Baſtei, wähle ich mir oft zu meinem Spaziergange: in Einer Stunde umgeht man ſehr leicht die Stadt. — Die Gaſſen ſind finſter und ſchwer, und hallen dumpf vom Geraſſel der Fiaker. Freund — dieſe Menſchenmaſſe! Aeneas ſtaunte, wie er das Gewimmel im neuen

Carthago sah; aber ich versichere Dir, da wäre der pius heros in Ohnmacht gesunken. Wenn ich etwas ferne stehe, und das Gewühl vor mir vorüberwogen sehe (versteht sich durch meine Gläser), so fühle ich, wundere Dich, in mir eine lebendige Freude! Der blasse Hebräer, der ernste Grieche, der korpulente Türke, der eitle Wiener, der tölpelhafte Slavonier, der stumpfe Ungar, der geschwätzige Italiener, der affektirte Franzose ꝛc. — Freund, das ist Dir so ein tragisch-komisches Gewühl! Die Vielfältigkeit des Lebens zeigt sich da recht offenbar. Wenn ich aber selbst durch die Menge mich durchdrängen und um jeden Schritt gleichsam kämpfen muß, wenn die Dampfluft mich drückt, und mein Auge Nichts sieht, als hochgethürmte finstere Gebäude, und einen kleinen Raum des dunstüberzogenen Himmels, dann seufze ich aus der beklemmten Brust: O, wäre ich in Tirol! — Die liebe Natur vermisse ich doch hart, obgleich die Kunst sich bestrebt, dieselbe zu ersetzen. Wenn man behauptet, daß Wien in Hinsicht von Kunstkleinodien und andern Gegenständen der Ergötzung sich beinahe jeder Stadt Europa's an die Seite stellen kann, so glaube ich es. — Ich hatte in dieser kurzen Zeit schon Gelegenheit, manches Interessante zu sehen.

Staunend und begeistert stand ich vor Canova's göttlichen Gebilden! Hätte Wien sonst Nichts, so wäre Wien schon eine berühmte Stadt! Der gewaltige Theseus, einen Kentauros erlegend, und das wehmuthhauchende Grabmal der Gattin des Prinzen Albert — ha, welche Schönheiten — welche himmlische Bilder — welche Wesen — welche lebendige Ideale! Das Belvedere, wo die Bildergallerie ist, ist jetzt gerade — leider — verschlossen. Die Kleinodien vom Schlosse Ambras erregten in mir unruhiges Gefühl, und Scham über Tirol, wenn es nicht so viel Kraft behauptet, seinen Perlenschmuck, den unvergleichlichen, zurückzufordern. Sehr viel Interessantes sah ich auch in dem Kriegszeughause — Scanderbegs, Maximilians I., Friedrichs mit der leeren Tasche ꝛc. Rüstungen; Gustav Adolphs Koller, und andere Gegenstände — von welchen ich Dir in der Folge umständlicher schreiben werde. Das Theater besuchte ich bis jetzt zweimal: das Kärntnerthor-Theater, wo ein herrliches Ballet gegeben wurde, und das Hofburgtheater, wo Shakespeare's Romeo und Julie mich ergötzte. Auch darüber in der Folge; denn soll

ich in der Außenwelt dieſe ganze Stunde herumvagiren und nicht in die Engen der ſtillen Freundſchaft mich zurückziehen? Mein lieber Freund, jetzt — ſind wir gewaltig getrennt — ich fühle es oft ſchmerzhaft — ſehr ſchmerzhaft! Aber es muß ſo ſein. Die Stunden unſerer harmloſen Freundſchaft ſind vorüber — unſere Schifflein gleiten nicht mehr ſo nahe neben einander durch die ſtille Fläche der Spiegelfluth, daß wir einander die Hände zureichen und ſie drücken können; auseinander ſind die Kähne getrieben, und mit der ſehnſuchtsvollen Bruſt kämpfe ich mich auf unſichern, ſtürmiſchen Wellen weit — weit von Dir entfernt, herum! Aber die Entfernung knüpfe unſere Bande nur noch näher, trennen — ſoll ſie ſelber die Ewigkeit nicht! Schreibe mir bald, von Allem, was Dich näher und am nächſten betrifft. Ich bin und bleibe Dein treuer Freund Flir Alois.

Wien, den 4. Dezember 1826.

Theuerſter Freund!

Schon lange ſehnte ich mich nach einem antwortenden Briefe von Dir, und ſuchte umſonſt die Urſachen, die ihn zurückhalten könnten; als das gute Glück mir die Erinnerung eingab, daß Du mir ſagteſt, dann erſt wolleſt Du mir ſchreiben, wenn ich meine Empfehlungen verwendet hätte. Sogleich alſo ſoll dieſer Brief mit ſeinen Kunden fortfleugen, um den Deinen zu mir zu fordern. Denn die Welt iſt ſo tonlos, wenn des Freundes Töne verſtummen; ſie iſt ſo einſam, wenn man nicht jedes Gefühl und jeden Pulsſchlag mit einem Vertrauten austauſchen kann. Was Du vorzüglich erwarteſt, will ich Dir zuerſt vorſtellen.

An eben jenem Tage, wo ich mein Empfehlungsſchreiben zu Herrn Wikoſch tragen wollte, — ſtarb er. Du kannſt Dir denken, daß mich dieſer ungünſtige Zufall nicht angenehm überraſchte. Herr v. Hormayr war noch auf Reiſen, ſo daß ich ihn erſt vor einigen Tagen ſprechen konnte. Er nahm mich äußerſt freundlich auf, und erlaubte mir, wann immer und in was immer für einer Angelegenheit zu ihm zu kommen. Er iſt ein Mann von großer Statur und ziemlich ſchön gebaut. Sein Auge verräth ſeinen Geiſt; aber ſeine

nicht ganz fest männliche und offene Stirn, und ein gewisses Etwas um seine Miene machten auf mich einen minder begeisternden Eindruck. „Ich kann Ihnen helfen und will Ihnen helfen!“ waren seine Worte, die mich auffordern, diesem Manne in gewissen Beziehungen mein Zutrauen zu schenken. Aber ich muß ulyssisch klug sein, wenn ich mit meinen Zutraulichkeiten nicht mein ganzes Spiel verlieren will. Denn ich stehe zwischen zwei Männern, die mir Beide gleich nothwendig, sich selbst aber gerade entgegengesetzt sind. Ich meine Herrn Chüeny und Herrn v. Hormayr. Vom Erstern will ich meine Bildung, vom Zweiten mein Glück; beim Erstern bin ich Schüler, beim Zweiten — Mann; Jenen — frage ich, wie ich den Geist bilde; Diesem — zeige ich, was mein Geist leistet; Jenem — enthülle ich meine Bedürfnisse; Diesem — bring' ich meine Produkte.

Mit Herrn Chüeny einmal — stehe ich jetzt auf sehr gutem Fuße. Wer diesen Mann erforschen und ergründen will, muß wahrlich selbst Genie und Biedersinn haben: jenes, um ihn zu verstehen; diesen, um ihm zu nahen. Er ist eine Eiche, die allein aufwuchs, und mit den Wurzeln tief in die Tiefen hinabsteigt, mit dem Haupte aber zum Himmel sich hebet; Stürme wollten sie brechen, aber sie stärkten sie nur, und gaben ihr jene kernvolle Kraft, in der sie jetzt unter dem heitern Aether — ein Wunderstamm — dastehet. Was ich sage, ist buchstäblich zu nehmen, denn es ist buchstäblich wahr. Er ist zwar nicht der liebevolle, theure Niederstätter, er ist aber ein hochgeachteter, heiliger, verehrter Sokrates. Seine Rede ist zwar rauh, aber der Sinn ist schön; er ist zwar ziemlich zurückhaltig mit seinen Ideen, gibt er aber eine, so macht diese schon reich. Das feige, fremdartige Gevögel flieht zwar, wenn die Eiche etwas finster rauscht, aber der Adler und Adlerähnliche setzen sich darauf, und wiegen sich stolz und wonnig auf den gewaltigen Aesten. — Das von ihm aufgeschlossene Alterthum will ich jetzt schauen, und will in mich ziehen seine Gebilde, und sie sollen neu in meiner Seele aufblühen und in das Leben hinauswachsen. Auf klassischem Boden will ich mich erziehen — da will ich reifen — auf diesem Eilande des Zeitoceans, wohin man rittern soll — da will ich stark werden, und dann zurückkehren in mein Mutterland!

Digitized by Google

Meine Dichtungen muß ich jetzt in die Bruſt zurückdrängen: vor Chüeny dürfen ſie noch lange nicht offenbar werden. Er liebt zwar die Kunſt, hält ſie aber für ſo hoch, daß er den verlacht, der Künſtler werden will. Nichtsdeſtoweniger wird er mich, weil er hörte, daß ich Zeichner ſei, zu einem Künſtler führen, und mich mit ihm bekannt machen; ſo viel ich bisher muthmaße, zum berühmten Kupferſtecher John. —

In einigen Tagen werde ich wieder Herrn v. Hormayr beſuchen, und ihn allmählig mit meinen Abſichten bekannt machen. Ich werde ihm meine Dichtungen zur Kritik geben, und vorzüglich meinen „Alfred." Denn nur ein Mann, wie Hormayr, vermag einem jungen Werke eine gaſtliche Aufnahme in der Außenwelt zu ſichern. Aber früher habe ich noch ſehr Vieles in meinem Drama zu verbeſſern — theils nach Deinen Bemerkungen, theils nach meinen eigenen, erhöhten Ideen. Die Grundfläche bleibt, nur an den aufgetragenen Farben will ich noch veredeln. — Du ſiehſt, mein Glück faßt jetzt die erſten Wurzeln — wenn es wächst, ſo wollen wir uns in wonniger Umarmung darüber beugen. — Daß ich nicht praktiſcher Arzt werde, weißt Du ohnedieß, aber wiſſe, daß es mich nicht reuet, dieſen Zweig der Wiſſenſchaft ergriffen zu haben.

Meine Condition iſt vortrefflich. Mein größerer Zögling iſt ein vortrefflicher Jüngling, und vielleicht der erſte Student ſeines Kurſes. Will ich bleiben, ſo kann ich 4 bis 5 Jahre bleiben. —

Jetzt laß mich einmal zu Dir und Deinen Verhältniſſen! Wie lebt Dein Herz mit allen ſeinen Gefühlen? Schreibe mir recht bald und recht viel — über alles Theure . . . . . — Deines Herrn Vaters wegen möchte ich Dir noch gerne einige Neuigkeiten ſchreiben, aber ich weiß nicht viel. Don Miguel wohnt ſeit der Anerkennung der Konſtitution in der Burg und ſpeist mit dem Kaiſer. Er iſt ein Mann von beiläufig 30—33 Jahren: mittlerer Statur, ſchwarze Haare, länglichtes Geſicht, ſchwärzlich iſt ſeine Farbe, ſein Auge iſt ſchwarz und ſchön. Er iſt ſehr rüſtig, ſchwimmt und jagt. Der Sohn des Napoleon, jetzt 15 bis 16 Jahre alt, iſt ſchon in Deiner Größe, aber natürlich deßhalb ſehr ſchmächtig. Täglich begegne ich ihm

auf der Baſtei mit ſeinem Hofmeiſter. Sein Geſicht iſt etwas breit, aber blaß. Sein Auge verräth nicht die große Seele, aus welcher er ſtammt. Uebrigens aber ſcheint er ſehr geſprächig zu ſein, denn immer ſah ich ihn mit ſeinem Hofmeiſter ſich unterreden. Seine Stimme iſt im erſten Brechen, wie man zu ſagen pflegt. — Noch Eins: Chüeny iſt Lehrer eines Prinzen vom Prinz Carl ....

Wien, den 17. Juli 1827.

Geliebter Freund!

Auf Ihre Forderung und die meines Herzens — lege ich alle meine Geſchäfte zur Seite, und bin nun nichts Anderes, als Ihr Freund, und rede als ſolcher. Zuerſt will ich Ihnen auf die Stellen Ihres lieben Briefes antworten. Ich freue mich Ihres thatkräftigen Strebens zum Wahren und Guten: Ihre warme Seele treibt gewaltig, und die Blüthen ſind ſchön, und die Frucht wird gut! Aber Sie ſollen in mir nicht nur den Lobredner finden, ſondern auch den Tadler — jedoch etwa keinen Zoilus. Sie wiſſen ſchon, in welchem Gefühle ich rede. — Ich meine, Ihre Gluth treibt Sie an ein Ende hinaus, wo man etwas von der rechten Bahn ſich verliert. Ich ſah mich gerade in der nämlichen Lage: ich wollte nämlich in einer Umarmung die halbe Welt zuſammennehmen; ich las Cicero und Demoſtheues, Xenophon und Cäſar, Herodot und Livius, Pindar und Horatius — und weiß Gott noch was Alles. Ich freute mich einer gewiſſen Rüſtigkeit, und wähnte, dabei mich recht wohl zu befinden. Aber das viele Aufnehmen des Vorgeworfenen iſt nicht geſund. — Die Pflanzen geben bei weniger Nahrung viel frühere und ſchönere Blüthen; der Körper erhält ſeine Kraft und Jugend bei einfachem Genuſſe von Speiſe und Trank viel reiner und länger; und die Seele? auch dieſe will in männlicher Selbſtthat wachſen, und nur im Nothwendigen von der Außenwelt abhängig ſein. — Erſt wenn das idealiſch fühlende Leben des Jünglings in ſich und durch ſich eine feſte und beſtimmte Geſtalt — eine in ſich und durch ſich begründete Individualität gebildet hat, mag er kühn in Verbindung treten mit Alterthum, Außenwelt und Natur;

seine Verbindung damit ist dann keine Hingabe seiner Selbstheit, sondern Liebe, d. h. reine Identität zwischen ihm und dem Aeußern. — Ich habe daher gegen den Ausgang des vorigen Jahres ein gewisses Mißbehagen gefühlt; ich bestaunte nur Fremdes, ohne des eigenen Thuns mich freuen zu können, und hatte doch das Bewußtsein, daß die Andern auch nur als Menschen jenes Große vollbrachten. Ich schaute mich von allen Seiten und Berührungspunkten an, und ward endlich gewahr — erst ahnend, dann überzeugt, — daß ich mehr von Außen, wie die Steine, als von Innen, wie die Pflanzen — zu wachsen strebte.

Ich beschränkte deßhalb mein Lesen, und versuchte nun selbst: mich machte ich zu meinem Gegenstande. Und da schaute ich aufmerksam auf alle meine Regungen und Vorstellungen, auf mein Fühlen und Wollen, und auf — mein Ziel, und suchte dieß Alles, so viel mir möglich war, zu ergründen und zu verfolgen; ich warf fort und fügte an; suchte manche Auswüchse auszurotten, und manche Keime aus dem Schlummer zu wecken, zog eine gewisse Gränze, und suchte mich darin zu behaupten. Und in diesem Wachsthume vegetire ich jetzt noch. Ich fühle, daß mir meine Kur gesund ist, ich fühle mich stärker als früher, und tauche nun langsam und leise heraus an die Außenwelt. Der erste Mann, an den ich mich wende, wird Homer sein; dann Hesiod, dann Herodot, dann Xenophon, dann Plato, dann die Dramatiker, dann Pindar, und am Ende Demosthenes. An die deutsche Literatur will ich behutsam gehen. — Heuer nehme ich die alte Geschichte — oder vielmehr die Entwicklung der Charaktere einiger alten Völker, aus Virgils Aeneis (unter Chüeny's Leitung), aus Livius, aus Xenophons Cyropädie und Anabasis und zum Theile aus den Memorabilien, und aus Herodot — und aus Tacitus, an dem ich jetzt — noch zu jenem Zwecke — bin. Dadurch will ich aber nur die Elemente einer Anschauung der Außenwelt begründen; die bestimmtere Lektüre beginnt nach obiger Reihe, und zwar mache ich den Anfang mit Homer auf meiner Reise ins Vaterland. — Ich schreibe Ihnen dieß Alles, weil ich Ihnen keinen bloßen Wink geben, sondern mich selbst entgegenstellen wollte. Ich dringe Ihnen Nichts auf, und am wenigsten meinen oben angesetzten Studienplan; aber nur das sage ich Ihnen, daß

Sie ſich bei Zeiten merken, welche üble Folgen das zu viele Leſen an mir erwirkte, und welche weit größere noch es hätte erwirken müſſen. Glauben Sie nicht, daß ich mit jener Selbſtgenügſamkeit auf eine Einſiedelei des Lebens hinauskomme: ich will nur, daß wir wachſen — von Innen nach Außen. — Und laſſen Sie mich gerade da die Ordnung des Briefes unterbrechen, und Einiges über die Medizin ſagen. Das Studium der Theologie und Medizin — wenn ich ſchon ſo reden darf — halte ich für die Elemente jenes ausgeſprochenen Grundſatzes der Bildung. Unter dem Studium der Theologie verſtehe ich aber hier weder jene Dogmatik, noch Paſtoral, oder wie dieſe Dinge alle ſich taufen mögen, ſondern ein religiöſes Anſchauen und Ahnen des Göttlichen in ſtiller Einſamkeit, und einen Wald oder eine Kirche halte ich dazu für vorzüglich paſſend — oder einen einſamen Platz unter nächtlichem Himmel. Die Zweifel verſammeln ſich, und zerrinnen; die Anſchauung erhebt ſich und verklärt ſich zur Anbetung. Da iſt die Seele in ihrem innerſten Innern — ſie iſt kaum mehr im Leibe, ſondern ſchon himmliſch. — Nun dazu — meine ich — kommt die Medizin noch recht geeignet. Der Buchſtabe iſt Anfangs zu matt; das Wirkliche, Grünende, Duftende, Wachſende, kurz — alle Formen des Körperlichen treten vor das Auge, und an dieſen beſtimmten Umriſſen beſtimmt ſich der Geiſt, und Alles um ihn und in ihm iſt lebendig, und er gedeiht ſo in einer jugendlichen Kraft und in fröhlicher Unſchuld und klarem Bewußtſein. Die Anatomie nur möchte für den Anfang nicht vollends paſſen; ſondern man ſollte mit der Botanik, Mineralogie und Zoologie und Chemie vorangehen. Dann aber würde auch die Anatomie in ihrer Würde erſcheinen. Ich habe eben deßhalb heuer nur ſo viel Anatomie ſtudiert, als mein Stand fordert. Ob in Bezug dieſer Gegenſtände gute oder ſchlechte Profeſſoren ſind, kümmert mich wenig: fit via vi! — Sie ſehen nun daraus, daß ich große Neigung für das mediziniſche Studium fühle, und haben ſomit eine thatſächliche Billigung Ihrer eigenen Neigung dazu. — Daß es Ihnen und dem edlen Niederſtätter ſo gut geht, freut mich. Hüten Sie ſich aber, daß Sie durch unvorſichtige Anhänglichkeitsbezeugungen — durch Muſik u. dergl. die Spannung zwiſchen ihm und den Uebrigen nicht zum —

Bruche bringen. Man deutet weiter, als an der Sache ist, weil man durch den Tubus der Scheelsucht und — Furcht schauet. War's nicht so bei Herrn Chüeny? Empfehlen Sie den Pacher und mich bei dem wackeren Manne! Pacher grüßt Sie recht warm, und jetzt geht es ihm endlich gut. Gestern begann er eine Instruktion, und eine zweite wird er im Anfange des Schuljahres beginnen. — Pfefferkorn ist seit 6 Wochen Hofmeister bei der Tochter von der Frau, wo ich bin. Beer ist in Baden und studiert privat; Natter kommt nach Brixen. Der gute Schneller ist etwas kränklich; doch läßt er sich in seiner unermüdeten Emsigkeit nicht hemmen. — Lieber Freund, vor dem Schlusse empfehle ich Ihnen noch den W., meinen Freund. Wenn Sie mit ihm noch in keinem Verbande stehen, so bitte ich Sie, daß Sie sich ihm nähern. Er ist werth, daß wir ihn lieben! Nun leben Sie recht wohl, und wenn Sie können, so schreiben Sie mir noch einmal vor Ihren Prüfungen. Ich freue mich auf jene Unterredung, wo das Sie Du heißt! — Ich bin Ihr Freund

Alois Flir.

Wien, den 6. Februar 1828.

Mein inniggeliebter Freund!

Mit vielem Vergnügen habe ich gestern Dein werthes Schreiben erhalten. Was nun die Hauptsache anbelangt, so gebe ich nach, aber nicht aus den angegebenen Gründen, die nicht bleibenden Stand halten, sondern aus dem Grunde, weil Du zur Sache nicht Lust hast. Denn Jemanden zur Erziehung zu bewegen, ohne daß er selbst will, kommt mir nicht anders vor, als wenn man Einen zwingen wollte, ein Künstler zu werden. Denn diese beiden Geschäfte sind so zart und so tiefbegründet, daß man nicht Erlerntes, sondern Angebornes dazu bringen muß. Ich — für meine Person — habe einen gewissen Trieb zur Erziehung; ob nun dieser bloß aus einer klarern Anschauung des sich entwickelnden Menschenlebens, oder ob es gar der Keim zu einem wichtigen Unternehmen ist — weiß ich nicht recht zu unterscheiden. — Indessen bemerke ich diesen pädagogischen Trieb bei vielen Andern, die sich gerade nicht als Pädagogen qualificiren: bei Göthe,

bei Steffens, bei Niederſtätter ꝛc. und ich glaube, es liegt dem Ganzen eine tiefe Sucht zum Grunde, einen Menſchen als Ideal nach ſeinen Ideen im Wachſen und Sein zu ſchauen und darzuſtellen; eine Sucht, die ja auch die Urſache alles literären und künſtleriſchen Getriebes iſt.

Soviel in dem Betracht. — Daß Du aber in eine gewiſſe melancholiſche und behagliche Lebensruhe, in jenes ſtille und zurückgezogene Wohlthun Deine Beſtimmung ſetzen willſt, geht mir unmöglich ein. Denn ich glaube, einen feſten Punkt muß man ſetzen, um den ſich das Leben in ſeinen verſchiedenen Geſtalten bewegen ſoll. Sei Literator, ſei Handelsmann, ſei Landmann, ſei — Gatte, — ſei was immer, aber ſei etwas Beſtimmtes. — Es ſind viele und ſchöne Lebensformen, und es wird ſich ſicher Eine daraus finden, welche Du umfangen kannſt. — Doch mit einem Griffe läßt ſich ſo etwas freilich nicht faſſen, benütze daher Deine ſtille Muße dazu. — Was aber Deine jetzige literäre Bildung betrifft, ſo ſchreibe mir, was Du Dir aus der klaſſiſchen Welt wähleſt. Nimm einen Auktor — wir wollen ihn mit einander ſtudieren. Du ſcheinſt mir den Horazius nicht zu vernachläſſigen. Wollen wir uns vielleicht dieſen wählen — den vielfach mißkannten? Ich würde nur zuerſt einige Oden entwickeln, und dann — mehr Dein Kritikus ſein. Horaz iſt von vielem Gehalte und wäre nebſtdem bequem für den Briefwechlel. Ich danke Dir zugleich bei dieſer Gelegenheit für die Beifügung der Ode. An ihrer Aechtheit iſt ſo wenig zu zweifeln, als am heitern Naturfrohſinn des Horazius.

Ich möchte auch wiſſen, wie es mit Deinem Vorhaben, griechiſch zu lernen, ſteht. Denn falls Du dieſe Sprache ſammt Gehalt, die Blüthe der menſchlichen Produkte, erlernen willſt, ſo will ich noch ernſtlich darauf denken, wie Du es am beſten angeheſt. Ich würde Dir, ſo viel ich nur kann, dazu rathen, denn ſelbſt die Lateiner können kaum hinlänglich ohne griechiſche Kenntniß erkannt werden, und die Geiſteskraft des Deutſchen, die oft ſo arm und einfach erſcheint, kann nirgends (wenn ſchon von Büchern die Rede iſt) ſich mehr bereichern und vielfach geſtalten, als durch die Sprache der Hellenen. — Die Mühe iſt nicht ſo groß, als Dir vielleicht vorkommt, denn die Sprache iſt hell und geſangmäßig

klingend, und macht ſomit tiefere und beſtimmtere Eindrücke auf das Gedächtniß; zudem ſcheinſt Du mir eine günſtige Anlage zur Sprachenerlernung überhaupt zu haben. — Was Dein Teſtament betrifft, ſo ergriff mich ein melancholiſcher Schauder. Ei mein lieber Freund! Du biſt doch gar zu bedächtig! Was aber jenen Auftrag anbelangt, ſo verſtehe ich ihn, und freue mich um ſo mehr darüber, als mich jener Umſtand in meinem Gewiſſen öfters beunruhigte. Denn ich habe an dem Gang der Sache ja auch meinen Antheil, ja ich habe mir ſogar einigemal die ernſte Frage vorgelegt, ob es denn recht war, daß ich mich ſtill und neutral verhielt und Dich nach Gutdünken mit dem Dinge ſchalten ließ? Ich tröſtete mich aber immer mit Deinem Betragen in der Zukunft, und ſieh' — ich bin nun beruhiget.

Ich muß doch über die klöſterliche Faſtenbetrachtung meines Bruders über den Sieg des N. lachen — herzlich lachen! Ha! ha! ha! — Das wäre wieder einmal eine Expedition, die ein Alex. Mayer*) beſingen könnte. — Da gäb' es Charakterſchnitte! da gäb's Grimaſſen! Kniffe und Ränke! Schlingel und Schlingen! ha! ha! — Aler. Mayer ſoll alſo Euch ſeine Unſterblichkeit zum Theile verdanken? — Die Gedichte des Alex. Mayer, inſoweit ich ſie kenne, bedürfen einer langen und geſchickten Feilung, und der beſte Saft iſt fort, wenn die Perſonalitäten fort ſind.

Indeſſen bin ich mit Eurem Unternehmen doch einverſtanden, und wünſche Euch glücklichen Erfolg. Alex. Mayer hat wirklich eine ganz eigenthümliche, ſeltſame Individualität, ſeine Satyrik ſcheint mir aus ſeinem Innerſten zu kommen, und dieſes Innere ſo beſchaffen geweſen zu ſein, daß es als Satyr durch alle äußeren Umſtände ſich geſtalten mußte; ich glaube, er hätte auch unter Engeln ſatyriſirt. Doch um ihn zu beurtheilen, müßte ich ihn näher kennen. — Ich erſuche Dich, von meinem Bruder oder von Dir — eine kleine Abſchrift meiner Ballade „Friedrich in Landeck" zu ſenden. Denn ich ordne und feile an meinen Gedichten,

*) Der Prieſter Aler. Mayer, ein geborner Innsbrucker, geſtorben im Jahre 1817, war ſeiner Zeit in weiten Kreiſen berühmt oder — berüchtigt wegen ſeiner Gewandtheit in Spottgedichten, von denen noch manche im Manuſkript hie und da zu finden ſind. A. d. H.

und habe jetzt den „Max“ unter den Händen. Obgleich dieſes Gedicht, als das Produkt eines poetiſchen Vormittags, den Affekt anſprechen kann, ſo hat es doch ungeheure Mängel. Aber ich werde Dir dann, wenn es gereiniget iſt, dasſelbe zur Beurtheilung und Vergleichung mittheilen. Mein Bruder möchte mit Gelegenheit den Herrn Kuraten von Landeck oder Stanz fragen, ob man die Namen der Jungfrauen von Schrofenſtein nicht wiſſe? Doch viel liegt nicht daran, derlei Sachen laſſen ſich am Ende fingiren. —

Wien, den 29. Februar 1828.

Innig geliebter Freund!

Dein Stillſchweigen iſt mir unbegreiflich und macht mich bekümmert. Ich will daher nicht länger mehr warten, ſondern Dir zuvorkommen. — Ich habe mir ſchon einige Mal geſagt: Sehen, ob Gott auch mich bald heimſucht, da er die, welche ich liebe, ſo hart prüfet! — Aber ich rufe Euch die Worte des Odyſſeus zu: „Traget Geliebte, und harret nur einige Zeit noch!“ — Du wirſt mir verzeihen, daß ich den Ithaker zum Apoſtel ſchlage. Doch man findet des Guten überall, wenn man nur Augen hat, es zu ſehen. Ich habe meinem Bruder eine Ode über die Weſenheit des Schickſals geſendet; — wenn Du willſt, lies ſie: theils, weil ſie auch für Dich paßt, theils um meinen jetzigen poetiſchen Stand zu erſehen. — Denn mein Vorſatz, trotz aller Hinderniſſe mich vorzüglich der Kunſt zu widmen, manet alta mente repostum. Nur will ich mich nicht übereilen, und früher mit heiligem Waſſer die Augen reinigen, daß ich ſehe, was ich beſinge. — Gegenwärtig übrigens ſtudiere ich vorzüglich aus den Quellen die griechiſche Geſchichte, denn eine klare Ueberſicht der Natur und Menſchheit iſt ein Bedürfniß des Geiſtes und nothwendig für meine Abſichten. Ich möchte auch gerne wiſſen, wie es mit Deinem klaſſiſchen Studium ſtehet, worüber ich im letzten Briefe Erwähnung gemacht. — Aber verzeihe mir, mein lieber Freund, wenn ich Dir — jetzt — mit ſölchen literären und fremdartigen Sachen immer komme. Wähne nicht, mein Herz ſei der Liebe und der Theilnahme erſtarrt und verſchloſſen! Aber da Du, der Leidende,

den Schmerz zu beſiegen vermagſt, wie ſollte ich mit Klagen Dich neuerdings erregen? Du ſtelleſt Dich mir in einer achtungswerthen Haltung und Feſtigkeit gegenüber: ich muß mich zuſammennehmen, um eine gleiche, eine würdige Bruſt an die Deine zu drücken. Was Andere niederbeugen würde, hat Dich erhöhet; und ich muß ſomit auf Deine Beſchaffenheit ſchauen, alles Geſchehene gleichſam als eine heilige Weihe betrachten, und das kommende Leben als etwas Vollendetes: Deine jetzige Zeit als die Rüſtzeit zu einem tüchtigen Thun.

Geſtern wurde ein neues Stück von Grillparzer, „Ein treuer Diener ſeines Herrn" aufgeführt. Ich ſah es noch nicht. Es iſt aus der ungariſchen Geſchichte entnommen. Das Thema gefällt mir durchaus nicht, wie es mir erzählt wird. Indeſſen erhielt es doch großen Beifall, beſonders von Seite der Magyaren. Das Publikum rief den Dichter ſo anhaltend vor, daß Herr Hofrath und Theaterdirektor Czernin zu ihm aus der Loge ging, und alle Verantwortung auf ſich nahm, denn es ſoll ein ſolches Vortreten verboten ſein. — Ich erſuche Dich, Beiliegendes meinem Bruder zu geben — dem Unglücklichen! Ich bitte Dich, tröſte ihn, und ſei mein Stellvertreter. Empfiehl mich Deinem Herrn Vater, und lebe wohl! Es küßt Dich Dein Freund Alois Flir.

Wien, den 8. März 1828.

Wackerer Freund!

Schon lange hatte ich einen Brief für Sie geſchrieben, aber aus eintreffenden Gründen wurde er untauglich, und ſomit in Ruheſtand verſetzt. Dieſe vorgeblichen Gründe aber ſollen Sie, ſo Gott will, hören und nicht leſen. Aber daß ich ſo lange meine Antwort zurückhalten mußte, ſchmerzte mich ſchon lange, und jetzt um ſo mehr, da ich fürchte, meine Freundſchaft möchte Ihnen etwas verdächtig geworden ſein. Aber ich verſichere Ihnen, daß ich trotz meines Stillſchweigens mit warmen Herzen recht oft an Sie gedacht, und dieſe Verſicherung ſei das Pfand unſerer Ausgleichung, ſo Sie meine ſcheinbare Nachläſſigkeit etwa befremdet hätte. Somit nun getroſt zur Sache! — Sie ſchrieben mir voll Begeiſterung von dem, was Sie Schönes in Wien geſehen. Ich freue

mich, daß Sie nicht zu jener Menſchenklaſſe gehören, die nur nach des alten Zoilus Weiſe zu tadeln und zu ſchelten wiſſen, ſie mögen hinkommen wo ſie wollen, und ſehen, was ſie verlangten. Ich meine, es ſind vier Lebensabtheilungen in dieſer Hinſicht. Die Kinder freuen ſich an kleinen Dingen, und lächeln mit Puppen und ſtreicheln das geſchnitzte Rößlein. Der heitere Knabe kommt jetzt unter die Regierung ſeines weiſen Präceptors, und ſeine Metaphyſika führt ihn, wie einen Ganymed, in die Regionen der Geiſter, zum Abſoluten, zum Unendlichen ſtrebt er, der Erdball iſt dem großartigen Träumer ein Sandkörnlein, „ein Tropfen am Eimer," und Sonn' und Mond und alle Sterne Raketen, die der Allmächtige etwa ſteigen ließ. Was ſeine Augen ſehen, iſt todte Materie, was er höret, iſt leerer Schall, was er taſtet, iſt ſtarr Metall, die Menſchen ſind ihm alle Narren, und die ganze Sinnenwelt verpufft er ins Blaue, ſeiner Metaphyſika zu Lieb'. Stolz ſchreitet der Träumer auf und ab, und meint, er ſei ein Gott, und ein Anhänger des weiland ehrenwerthen Spinoza, bis — endlich ein ernſteres Jahr kommt, und ihn langſam aus ſeiner Mondſichtigkeit wecket. Jetzt ſchauet er um ſich — auch die Sinnenwelt hat jetzt eine Anziehungskraft für ſein feurig Herz — er heftet den Blick auf das Beſte und Schönſte — ſeine Träume ſieht er da und dort verwirklicht, aber nicht überall. Aber was er da und dort entdecket, ahnet er überall und ſucht es überall, und findet es überall, und freuet ſich wieder an geringen Dingen, und wird wie die Kleinen, nach des Herrn Spruch, und erbet das Himmelreich. — Aber dieſe Perioden kann freilich nur Jener durchzeuchen, der unter günſtigen Auſpizien des Lebensgenius den erſten Lichtſtrahl in's Auge empfing.

Warum ſchalt ich aber früher die Alles Scheltenden? Weil ſie meiſt zu ſchelten ſind. Wenn Sie ſchelten würden, ſo thät' ich's Ihnen nicht verargen, denn Sie ſtänden dann in der zweiten, kräftigen Periode. Da aber Sie in Wien etwas Lobenswerthes finden, ſo freu' ich mich, denn Sie ſtehen ſchon in der dritten Periode, und dringen vor in die vierte, auf die Höhe des Menſchen! Dahin müſſen, mein lieber Freund, müſſen wir ſtreben, denn ſo nur rechtfertigen wir uns und unſer Hausweſen mit den Talenten. — Sie fragten mich, ob ich noch immer ſo viele Freude und Luſt an der Poeſie

habe? — Weitläufig möcht ich dieſen Punkt umgehen, aber ich habe nicht Raum und Zeit dazu. Das nur ſage ich Ihnen, daß ich Poeſie nicht für Unterhaltung, nicht für tändelnde Erholung halte, ſondern für die Lebensſeele, die unſere Kraft nähret und erziehet. Früher hab' ich ſehr geirrt in dieſer Hinſicht. Jetzt aber hab' ich die Meinung, jeder ehrliche Menſch ſoll gewiſſermaſſen Poet ſein; paſſive und produktive Poeſie ſind die beiden Zweige des ewigen Lebensbaumes. Aber Verſe und Reime und Rythums ſind da ja nicht gemeint. — Sie ſchrieben mir, ich ſoll Ihnen mittheilen, wie es mit der Medizin hieroris ſtehet. — Ob ich paſſe, Ihnen in dieſem Stück Beſcheid zu geben, weiß ich nicht. Denn ich geſtehe Ihnen, ich bin mehr dem Worte, als der That nach Mediziner. Medicinä Studium — wäre freilich wohl eine herrliche Sache, aber von dem iſt hier auch gar keine Rede. In 5 Wochen ſtudiert man die tauſend Kleinigkeiten zuſammen, und ſucht ſie bei der rigoroſen Prüfung gut an ſeinen Mann zu bringen, und hiemit Punktum und den Doktorhut auf den Schädel, der ſich nicht erſinnet, wie er unverhofft zu ſolcher Ehre gelangt. — Doch weiß man das Kind zu ziehen, ſo wird es doch gut und wacker. Wer Etwas werden will, muß es durch ſich werden, denn der Geiſt verſteht ſich nicht auf Promotionen von fremden Launen. Und ſo freut es mich, wenn Sie Mediziner werden — aber vorzüglich wird es mich deßhalb freuen, weil wir einige Jahre mit einander recht tüchtig durchleben können. Denn das iſt ſchon ein für allemal ausgemacht, daß nichts unter dieſen Erdengütern über einen Freund geht. — Aber ich muß jetzt abbrechen, ſo gerne ich noch lange mit Ihnen reden möchte. Grüßen Sie mir einige wackere Studenten unſeres Vaterlandes — ich denke mich noch recht oft mit Sehnſucht in ihre Mitte. — Den übrigen Tirolern geht es hier ſehr gut. Schneller und Paulmichel ſtudieren recht fleißig Medizin. Jetzt — leben Sie wohl, d. h. muthig ſtrebend und wirkend! — Schreiben Sie mir bald wieder.
Ich bin Ihr Freund Alois Flir.

Wien, den 12. März 1828.

Innig geliebter Freund!

Obgleich noch keine Nachricht unter allen, die ich je be-

kam, mich mehr überraſchte, als die aus Deinem letzten Briefe — (Eine ausgenommen), ſo will ich doch darauf jetzt nichts erwiedern, weil — ich jetzt nicht kann, weil ich nicht allein am Tiſche ſitze. Darum will ich einen Gegenſtand hernehmen, zu dem mich Dein Brief berechtiget, und der allgemeinen Paß bekommt — ich meine den Bezug auf die griechiſche Sprache. — Die Sache iſt von größter Wichtigkeit, denn ſie fordert einen ziemlichen Theil des Lebens und wirkt auf das ganze Leben. Ich will mich hier nicht einlaſſen in den Einfluß der klaſſiſchen Bildung auf die Entwicklung des Menſchen nach unſerem Tag und Schlag; aber nur Einiges über die griechiſche Sprache oberflächlich. „Griechiſche Sprache" iſt einmal ad literam eine ganz falſche Benennung. Denn Gräkus war ein Nachkomme des Pelasgus, und ſomit ein Pelasger, und wanderte nach Italien aus, woher die Römer die Einwohner des ſogenannten Griechenlands ebenſo Gräken nennen, als die Aſiaten nach den Nachkommen des Jon, den Einwohnern der Küſte, auch alle Stammvölker Jonier nennen. Aber die Pelasger, wie aus Thukydides, Pauſanias und insbeſondere aus Aeſchylus und Herodot mir bisher zu erſehen war, hatten eine fremde (barbariſche) Sprache, d. h. eine von der helleniſchen verſchiedene. Nach Thukydides ſtammte der Name Hellas von Hellen, dem Sohne des ſkythiſchen Deukalion; aber die Sprache — wenn ich noch geſund denke — wird dieſer Hellene doch nicht erfunden haben? — Die Pelasger ſind nach meiner Meinung (ich ſtudiere daran ſchon ziemlich lange) Phöniker; als Beweiſe dienen ihre Religion, ihre fremde Sprache, ihre Verwandtſchaft mit den Aegyptern, ihre bewohnten Gegenden (der Peloponnes), ihre Fremdeſucht (Herodot) und überhaupt (nebſt einigen Belegen aus der heil. Schrift, inſonderheit aus Moſis 1. B.) ihr Charakter. — Die Nachkommen des Deukalion ſtammen von Prometheus, der am Kaukaſus ſeinen Standort hatte, und laſſen ſich als Skythen erweiſen, gemäß der Sage, daß Deukalion ein Sohn des Prometheus ſei; weil die Hellenen zuerſt ſich in Theſſalien zeigten, alſo von Thrakien über Makedonien gekommen zu ſein ſcheinen, und zu einer Zeit, wo die ſüdlichen Skythen einen Stoß bekamen; weil die Hellenen von den Pelasgern (Herodot) die Bildung lernten (obgleich dieſe vermöge der Uebermacht in Sprache und Herrſchaft den Kürzeren zogen).

— Aber dieſe Pelasger und Skythen haben ſchon Eingeborne (Autochthonen) in Griechenland angetroffen — davon findet man tauſend Stellen in jeder dazu gehörigen Urkunde. — Ich glaube daher, die helleniſche Sprache iſt dem Grunde nach eingeboren, erhielt aber durch die eingewanderten Völker Modifikationen. — Denn (nebſt anderen Gründen) die Sprache der Hellenen iſt nicht ſkythiſch, denn ſie iſt nach ihrer Weſenheit das Produkt einer bildervollen Natur; ſie iſt zum Theil ſkythiſch, das zeigt ihre Gleichheit mit ſkythiſchen Zweigen. — Sie iſt nicht phönikiſch, denn das ſieht man ja; ſie iſt zum Theil phönikiſch, denn viele Wörter (nebſt anderen Gründen) beweiſen es. — Soviel in Kürze über den Urboden der griechiſchen Sprache. Indeß iſt die Unterſuchung über Altgriechenland noch jetzt meine mühevolle Aufgabe, womit ich wohl dieſes Jahr zubringen muß; tadle mich deßhalb nicht voreilig. — Was nun aber euer Studium dieſer Sprache betrifft, ſo iſt Folgendes meine Meinung. Leſet das Allgemeinſte und Vorzüglichſte von der Grammatik des Thierſch, und überſetzt mittelſt des Nitzſch'ſchen Lexikon ſogleich einige Sentenzen der Gnomiker vom Schulbuche, das mein Bruder in duplo haben wird. Die Grammatik vor der Sprache iſt eben ſo unſinnig, als Geometrie vor Weſen, und Logik vor dem Denkakt. Schlagt auf, was ihr nicht wißt, und jagt die Endungen der Wörter durch. (Wohl würde ich es mit einem Knaben anders machen!) Auf einmal, ihr wißt nicht wie, kommt ihr zur Sprache. — Aber damit gleich dieſer Embryo ſchon eine Seele bekomme, ſo fordere ich euch auf, nebenbei dieſen oder jenen Punkt näher zu erwägen, und ich will dazu mein Zinslein beitragen. — Wenn von Sprache die Rede geht, und man will von Anfang anfangen, ſo muß man mit dem Hauptworte beginnen. — Wie der Menſch entſtanden iſt, ſo iſt die Sprache nicht ewig. Gelernet fällt aber Keiner vom Himmel; nur die Anlagen bringt der Menſch mit ſich. Des Menſchen Geiſt und Leben entwickelt ſich an der Außenwelt. Je ungeübter die Kraft iſt, deſto mehr iſt ſie an den Gegenſtand gebunden und erfaßt ihn, wie er ſich gibt, nicht in (matteren) Relationen. Eine Vorſtellung eines Dinges an ſich, durch ein Wort ausgedrückt, iſt ein Hauptwort. Und wirklich, um gleich an die Sache zu gehen, finden wir in der griechiſchen Sprache das Hauptwort als Grund-

wort. Die Darstellung dieser Behauptung das nächste Mal. — In Kurzem werde ich dir zum Danke für die mühevolle Abschreibung meiner Ballade eine Ode auf den Tod Deiner Verlobten senden. Ich danke dir nebstdem für die Mittheilung in Bezug auf Schrofenstein. Nur Schade, daß die Geschichte nicht so poetisch wie die Sage nur zwei Jungfrauen angibt; doch ich erschaffe die dritte dazu. Denn drei müssen sein. — Nun wieder was Neues. — Ich habe bereits Grillparzers Stück gesehen und berichte Dir hiemit, daß es keine Letter werth ist. Keine tragische Idee, keine Einheit, keine Phantasie, keine Sprache. —

Nachtrag. Man spricht hier, daß die Mächte ein Ultimatum an die Pforte ergehen lassen, und man hofft (mit ziemlich kurzem Blicke) wieder Frieden. Cochrane ist jetzt in Paris. Sein Portrait zeigt einen Mann von 35—40 Jahren, ein wenig länglichten Gesichtes, mit gemeinen, schustermäßigen, nichtssagenden Zügen und Augen. — Cannings Portrait ist das Bild eines zarten, obgleich etwas aufgeblähten Körpers; die Stirne hoch und kahl, das Auge scharf und mild; die Gesichtszüge ernst und liebevoll.

Wien, den 28. März 1828.

Innig geliebter Freund!

Vor einer Viertelstunde habe ich Dein kleines, aber schweres Brieflein erhalten. Mein lieber Freund — ich wünsche mich mehr, als ich nur je konnte, jetzt an Deine Seite; ich weiß nicht, ob dieß aus meinem eigenen Bedürfnisse und Drange kommt, oder aus dem Gefühle, daß mein Herz nun wetteifern muß, um Dich über die Entziehung eines anderen zu trösten. Und trotz diesem meinem Wunsche muß ich mich doch anklagen, daß Du schwerlich mit mir zufrieden sein wirst. Denn obgleich ich Dich nicht nur mit jenem jugendlichen Feuer, sondern mit einem noch wärmern liebe, so habe ich doch oft — die Pflicht der Freundschaft anderen Geschäften nachgesetzt, und wenn ich auch in einem Monate einige Stunden aus meiner Fabrik mich stehle, so fallen doch Schatten von meinen früheren Getrieben auf das Blatt, wo ich die Gefühle der reinen Liebe hinhauchen soll. Es ist wohl wahr, daß ich —

in Gedanken — oft lange ausſchließlich um Dich weile; aber ich will in Zukunft auch ſchriftlich mich wieder reiner ausdrücken. Wie — oder ſtärkt und hebt ein ſtaubiges Buch den Geiſt mehr, als Ideen der Freundſchaft? Hat das, was oft faſt zufällig uns erreicht, mehr Anſpruch an uns, als das Eigene, Ewigvereinte und Eingewachſene? Bei Gott — gewiß nicht. — Aber wie mag es jetzt um Deine Geſundheit ſtehen? — Obgleich Du alle Kennzeichen zu verbergen ſucheſt, ſo bin ich doch in keiner kleinen Furcht. Denn wenn mich früher eine Krankheit von Dir traurig machte, ſo verſetzt mich ein übler Körperszuſtand — bei Dir — jetzt — in Beſorgniß. Denn ganz kann ich Dir jene heroiſche Gemüthsruhe, die Du mir kundgabeſt, für alle Stunden — keineswegs glauben. Und der ſtärkſte Körper iſt zu ſchwach, wenn ein Feuer von innen zehrt. — Ich bitte Dich daher für's Erſte, alle Mittel ungeſäumt anzuwenden, und für's Zweite ſei unſer Grundſatz: „Wir ſind in Gott.“ — Beide ſind wir noch jung, und doch haben wir Beide die Erfahrung, daß das Irdiſche unbeſtändig iſt. Aber Gott ſei Lob, daß uns zukam, was uns zugekommen. Denn eine ernſte Hinweiſung auf den Geiſt und die Wahrheit des Lebens — war uns Beiden nöthig. Was mich betrifft, ſo habe ich aus meinem bisherigen Leben dieſes Reſultat, wie ich es gerade ausdrücken kann, entnommen: Gott iſt das unendliche, ſchaffende und ordnende Weſen; Alles lebt in Gott; der Menſch mit Bewußtſein. Die beſondern Weſen haben ihr beſonderes und allgemeines Leben. Somit auch der Menſch. Daher erſcheint das Leben als ein Menſchliches und Göttliches. Inſoferne aber auch alles Beſondere in Gott iſt, iſt alles Leben dem Grunde und Weſen nach — göttlich. — Der Menſch ſoll in Gott leben, und nichts außerdem fürchten noch ſuchen. Nach dieſem Leben folgt ein anderes; der Menſch beſteht perſönlich — nach Würde ſeines Thuns. — Bald hätte ich mich ſchon wieder, ohne Wiſſen und Willen, in Philoſophemata, oder wie man derlei Sachen nennen will, verloren; aber ich kam noch bei Zeiten zu Sinne. Denn da für Dich jetzt keine Zeit zu ſolchen Geſchäften iſt, ſo gehören ſie auch nicht hieher. —

Mir geht es, wie immer. Ich ſtudiere fortwährend (einerſeits) an der griechiſchen Geſchichte, und leſe zu dem Zwecke (insbeſondere) die helleniſchen Dramatiker, die ganz

anders sind, als ich mir früher dachte und Andere mir sagten. Dieses Studium ist für mich von großer Wichtigkeit. Die Resultate werde ich Dir zur Zeit getreulich mittheilen. Ueberhaupt würde es uns studierenden Christen nicht unnöthig sein, das Heidenthum in seiner Wesenheit aus sich darzustellen. Wenn Gott mir Alles zutheilt, was ich brauche — so werde ich wahrscheinlich in einigen Jahren mein selbständiges literäres Leben beginnen. Der Zweck ist vorgesteckt, und der Grund ist nun bald gelegt. Nur wünschte ich mehr Muße, als ich hoffen kann. — Gott erhalte Dich

Deinem Freunde Al. Flir.

Wien, den 6. April 1828.

Innig geliebter Freund!

„Versprechen macht halten" — sagt das Sprichwort, und sieh', ich folge ihm, und will zuwege bringen, daß ich — Dein Freund — oft ein Theil Deiner Gedanken sei, die auf Deinem Krankenlager um Deinen einsamen Geist sich gestalten. Meine Brust ist bange um Dein Wohl. Wenn ich nur wüßte, bestimmt wüßte, wie Dein Zustand ist! Wenn ich Dich nur sehen, Dir die Hand drücken, mich über Dich neigen, und Dich fragen könnte um Alles, was Dein Herz in sich verschließt und trägt! — Doch es ist nun schon einmal so — und ich kann nichts thun, als Dir in schwachen Zeichen bedeuten, was ich fühle und denke. Doch es könnte sich wohl geben, daß wir einander in Zukunft näher kämen. Meinst Du — oder scheint es Dir unmöglich? Können sich nicht, wie unsere Herzen und unsere Endziele, so auch unsere Bildungs- und Lebens-Pläne freundlich nahen, verbinden, und gesellig fortschreiten? Sieh', der Gedanke unserer Freundschaft, die nun schon lange mit gleichem Feuer und gleicher Kraft besteht, hat jüngst meine Vorstellungen solchermaßen auf unser jetziges und künftiges Leben gerichtet, und wie ich jetzt, da mir Manches klarer ist, als vorhin, überhaupt nach Ueberschauung einer wichtigen Erscheinung das Wesen derselben zuerst suche, und dann in einem Gesange ausdrücke, so habe ich es auch mit der Freundschaft gemacht. Da Du die Veranlassung und das Hauptbild im Liede bist, so schreibe ich Dir dasselbe hier auf:

Viel der ſchönen
Freudigen Gaben
Sendet mit Huld der
Gute, unſichtbare Vater
Unter die Sterblichen, ſeine Kinder.

Und die ſchönſte
Nenn' ich von allen
Stärke der Tugend.
Doch zunächſt das Höchſte, was da
Unter dem Himmel uns ſproßt und blühet

Iſt die Freude,
Einen zu finden
In den Geſchlechtern,
Der uns gleichet, wie ein Bruder,
Und zu dem Bunde mit uns ſich weihet,

Bruſt an Bruſt, und
Seele in Seele,
Alles zu theilen,
Wie es bringt der Flug der Stunden,
Heiter und trübe, daß Beide ſie in

Einem Geiſte
Streben und wirken.
Heil der Beglückten!
Denn in ihnen iſt erfüllt der
Ewigen Liebe Geſetz, das ſeit der

Urzeit, wo die
Weſen erſtanden,
Alle verbündet.
Und wie dort in Einem Tag' und
Einem Gedanken der Menſch aus Gott, ſo

Sei auch Eins das
Leben in Allen,
Das in der Zeiten
Flücht'gem Wechſel, und durch weite
Flächen der Erde, in tauſend Künſte,

Reiche Städte,
Und in beglückte,
Kräftige Völker,
Freudig bildend ſich entfaltet,
Gleich der Natur, die ewig blühet!

Doch ich beb', und
Höre das Wiehern
Stampfender Roſſe,
Und des Waffenſtromes Rauſchen —
Und die Eroberer ſchau ich — blut'ge

Tiger, nach den
Winden des Himmels,
Ueber der Felder
Düſtre Oede, durch der Trümmer
Glimmenden Dampf, in der Hand die Flamme,

Raſend ſtürmen.
Unter der Mordſchlacht
Zittert die Erde:
„Weh!“ ſtöhnt aus den Klüften, und der
Sterblichen Bund iſt zerriſſen. Und des

Schwarzen Abgrunds
Neidende Geiſter
Waffnen den Bruder
Gegen Bruder, bieten Saft des
Schierlings dem Grolle des Weib's, und heben

Aus dem Todes-
Schlummer zum ſchweren
Fluche den Vater. —
An dem Berg' dort brechen ſich die
Treibenden Wellen, das Spiel der Winde,

Dumpf und thatlos: —
Das ſind die Menſchen. —
Doch aus dem Dunkel
Raget Moria's heller Tempel,
Und auf des Oceans weitem Rücken

Samothrake's
Heilige Felſen;
Aber im ſtillern
Thale, fern vom Weltgeräuſche,
Wo nur geweihete Bäume ſäuſeln,

Ruht Eleuſis.
Seid mir gegrüßet,
Geiſterumſchwebte,
Weitverehrte Stätten, wo die
Wenigen, die noch im Leben wandelnd,

In der Bruſt den
Göttlichen Lichtſtrahl
Reiner bewahrten,
Zu einander hingezogen,
Freudig ſich fanden und ſich umarmten,

In der Begeiſt'rung
Himmliſcher Wahrheit,
Die da dieſelbe
Durch die Zeiten, durch die Lande!
Denn es erkennen ſich bald die Guten;

Doch ihr Wort iſt
Dunkel dem Pöbel.
Aber der Tage
End' wird kommen, wo die Liebe
Siegend vollendet: zuſammen ſtrömen

Da die Zeiten;
Fort ſind der Völker
Scheidende Schranken;
Eins nun Alle — ſelig Alle —
In dem unendlichen Geiſt der Liebe!

Unnennbare,
Selige Wonne, —
Die wir, Geliebter,
Ueber der Erde
Auch einſt finden, deren Abglanz
Jetzt ſchon verklärend uns neues Leben.

Und den Odem
Hehrer Begeiſt'rung
Durch die entzückte
Seele ausſtrömt, wenn wir einſam
Freudig erſchüttert ans Herz uns ſtürzen,

Mit dem feſten
Glühenden Handdruck
Ehre für Tugend,
Muth für Wahrheit, Kraft für Thaten,
Ewige Liebe — vor Gott uns ſchwörend! —

Schreibe Du mir nicht, aber laß den Bruder Deinen Zuſtand mir umſtändlich ſchreiben. Gott gebe Dir Frieden und Geſundheit. In Bälde werde ich Dir wieder ſchreiben.

Lebe wohl — Dich umarmt Dein Freund Al. Fl. — Sei ſtandſtaft und geduldig! —

Wien, den 26. April 1828.

Mein inniggeliebter Freund!

Wohl war Dein Brieflein klein, aber mir doch von großer Freude; denn ich glaube Euch, daß Deine Geſundheit ſich wieder hergeſtellt hat. Du biſt von Gottes Vorſicht auf einen ſteilen Weg geſtellt, aber durch Deine Standhaftigkeit kommſt Du nur deſto ſchneller zur Höhe. — Du ſchreibſt mir übrigens, daß die griechiſche Sprache zurückgelaſſen werden müſſe. Gut; aber ſo bitte ich Dich, mir Dein anderſeitiges Studiumvorhaben mitzutheilen, damit ich weiß, wie ich mich in dieſer Beziehung gegen Dich zu verhalten habe. Denn unſer Bund fordert von uns: Gemeinſchaft unſeres Lebens — Antheil und Wechſelwirkung im Wiſſen und Handeln. — Alles, ſo gut wir können, immerwährend und unausgeſetzt wachſen und blühen! — Eben in dieſem Gefühle habe ich es mir zum Grundſatze gemacht, das Leben als das Ganze (der Erdenperiode) zu betrachten, jeden Augenblick als einen Athemzug desſelben und jede Handlung als einen Pulsſchlag anzuſehen. Eine That ſoll in die andere einwirken, damit nicht leer ausgehende Staubfäden, ſondern ein vollendet und beſtehend Gewebe daraus werde. Ruhe —

nenne ich nicht Tod, (der iſt was Beſſeres in Menſch und Natur); — Ruhe — regelloſes Verſinken in ein dumpfig Nichts — iſt die frevelhafte Verläugnung und Unterdrückung ſeiner Natur. „Ihr möget eſſen oder trinken, oder was Anderes thun — es geſchehe Gott zu Liebe!“ So iſt's recht, ſo will's die Weſenheit in uns — ſo die Natur in Allem! — Darum, mein lieber Freund, wollen wir mit vereinter Kraft uns anſtrengen und immer das Ziel im Auge, dorthin rudern, und nur dorthin! Muth iſt im Buſen, Stärke quillt durch den Arm, das Ziel winkt helle, und Gottes Odem umweht uns! — Eben deßhalb möchte ich wiſſen, welchen Weg Du wähleſt, und für welchen Du Dich im Stillen rüſteſt. Denn rüſten muß man ſich: Gegenſatz und Kampf iſt draußen; rüſten für Ein Beſtimmtes; denn nur geſammelte, vereinte Kräfte bringen tüchtige Wirkung. — Weiſe jede Entſchuldigung und Ausflucht und Aufſchiebung als eine Feindin von Dir; ruhe nicht, bis Du die Weſenheit und Form Deines künftigen Lebens erkenneſt und beſtimmeſt, auf daß Du im ruhigen Thale dazu Dich bereiteſt. — Ich ſehe wohl aus Deinen Briefen, daß Du ſchöne Pläne in Dir trägſt, aber ich weiß nicht klar, was denn insbeſondere Deine Abſicht iſt. Du kannſt vielleicht nichts ſagen? Du mußt, die möglichen Fälle kannſt Du beſtimmen, und wenigſtens das daraus ableiten, ob Dein Leben dem Wiſſenſchaftlichen, oder Praktiſchen gewidmet ſein werde. — Meinen Plan, glaube ich, habe ich Dir ſchon mitgetheilt, oder nicht? — Ich weiß es nicht mehr gewiß. Doch was insbeſondere mein Schriftſtelleriſches anbelangt, ſo gedenke ich, meine Hauptideen in ſogenannten Oden darzuſtellen. Nicht Landphantaſien, Blüthenbeſchreibungen, Märchen ohne Sinn, u. dgl. Tändeleien: das Leben in ſeiner Verklärung ſoll die Dichtkunſt und beſonders die Lyrik darſtellen. Ideen, die ich mit Anſtrengung gefunden, will ich in freudiger Begeiſterung ausſtrömen, und wie ein Anderer durch den Beweis den Verſtand gewinnt, ſo ihn durch die Gewalt überwältigen, und das Leben, wie einen geſchiedenen Geiſt, an das Tageslicht hervorrufen. — Dieſe Ideen ſollen das Leben in ſeiner Weſenheit und Einheit und Würde darſtellen: in ſeiner Höhe. Aber wie die Menſchheit dahin ſich entwickelt, das ſtelle mir die Geſchichte dar. Epos und Drama ſind die bei-

den Gesänge, die dahin gehören: das Epos gibt an, wie der Mensch in eigner Kraft und mit Gottes Hülfe zum Ziele strebt; das Drama hingegen offenbart die innerste Wesenheit des Verbandes zwischen Endlichem und Unendlichem: das Geheimniß des Alllebens. Im Epos ist der Mensch der Held, im Drama — Gott selber; dort das Individuelle, hier das All; dort das Erscheinen und Entwickeln, hier das Verschwinden und Verschlingen; dort das Leben, hier der Tod!

Doch ich habe jetzt nicht Muße und nicht Vorhaben, darüber mich näher einzulassen. Nur das muß ich Dir noch sagen: mein Drama muß mit der Geschichte des deutschen Volkes fortschreiten. In der Mythenzeit mache ich den Anfang. Ein herrlicher Stoff kommt mir entgegen: Balders Tod. Die Hauptidee ist entwickelt; manche Quellen habe ich schon gefunden in der Edda und in Görres' asiatischer Mythengeschichte. Doch das Nähere über meinen Plan werde ich Dir das Nächstemal mittheilen. Aber behalte die Sache bei Dir; nur mein Bruder darf es wissen. Untersuche mir Deine Magie, denn ich muß mir einige Kenntnisse hierin verschaffen — meinen Zwergen zu Lieb, die im Werke vorkommen werden. In drei bis vier Jahren möchte ich die Sache vollenden: im ersten Jahre beginnen, im zweiten arbeiten, in dem dritten endlich feilen. Die Idee ist so herrlich, daß sie an mir zehrt und mich kaum ruhen und kaum denken läßt, und ich fühlte das Hemmende meiner Verhältnisse, des Hofmeisterwesens, Stadtwesens, Schulwesens u. s. w. noch nie so unerträglich, als eben jetzt, wo ich schaffen möchte! — Denke Dir übrigens, ich habe Dir im ganzen halben Blatte herab nichts gesagt, sondern nur sagen wollen . . . . .

Lebe nun wohl und schreibe mir bald — viel, und suche mir nach Umständen mit Forschungen über Magie in die Hände zu arbeiten.

Wien, den 24. Juni 1828.

Mein innigst geliebter Freund!

Wahrlich, unsere Seelengespräche hatten eine lange Pause bekommen, und ich habe jetzt beinahe einen neuen Grund,

Deine Kaufmannſchafterei Dir vom Halſe zu wünſchen, da ich nun für das Erſtemal erfahren habe, wieviel ich bei dem ganzen Handel einbüßen müßte. Jedoch ſchönen Dank für Dein liebes Brieflein, das all' ſein Möglichſtes that, mich wieder zufrieden zu ſtellen . . . . .

Was unſere Zukunft betrifft, ſo wolle Gottes Vorſicht Alles ſo lenken, wie es zu unſerem Heile gereicht. Daß Du aber zu Deiner vollen Bildung mich als Ingredienz anſehen willſt, kann ich in keinem Bezuge verſtehen, als etwa in dem wahren claſſiſchen Studium. Bewahre und ſtärke aber Du auf jeden Fall in Deiner ländlichen Stille Dein Streben und Deine Kraft; denn jetzt müſſen wir uns entwickeln, um als Männer zu wirken. — In der Beurtheilung, die Du über mich machſt, iſt Etwas wahr, aber — Etwas muß ich Dir erläutern. Ich bemerkte ſchon oft, daß Dir meine Gleichgiltigkeit gegen meine Knabenbilder und Liedchen ungerecht vorkam. Aber höre! — Ich meine wohl auch, daß die Poeſie jede Lebensform in dem ſchönen Lichte, und ſo auch insbeſondere das Heitere des Lebens darſtellen ſoll, und ich freue mich innig an dem zarten, unſchuldigen und doch ſo wollüſtigen Anakreon. — In unſeren Zeiten aber hat das Luſtige und Unterhaltende und Scherzende in der Poeſie ſo ein Uebergewicht bekommen, daß die meiſten wahren, moraliſchen Menſchen eine Art von Verachtung, dagegen die Schufte eine Art Liebe und Nahrung an Gedichten zu finden anfingen. Siehe, welchen Quark der herrliche Göthe zuſammenſchreibt und dem neugierigen Publikum wie einen Köder zum Verſchlingen gibt! Dieſen Unfug nun kann ich nicht ſehen und nicht ertragen, und obgleich ich manche meiner zarteren und einfacheren Gedichte für zierlich und nicht unangenehm halte, ſo will ich ſie doch, des Ganzen und der Conſequenz wegen unterdrücken, und, um als ächt wahrer Mann mit Kraft und Vertrauen zu erſcheinen, ſelbſt den Schein von der Partei, die ich nach Leibeskraft faktiſch bekämpfen will, vermeiden. — Die beiden Gedichte, die ich Euch ſandte, ſind nur ſo ein Vorſpiel von der Art, wie ich meine Dichtung in mir will erwachſen laſſen, und auf eine tüchtige Weiſe muß den Menſchen gezeigt werden, daß die Kunſt eine Himmelstochter und keine irdiſche Buhldirne iſt! . . . . .

Wien, den 29. Juli 1828.

Innigſt geliebter Freund!

Wahrlich, Ihr müßet mich ſchon im Grabe vermuthen, da ich Euch ſo lange auf meine Antwort warten laſſe, und doch verſichere ich euch, daß ich ſelten mich ſo angenehm befand, als jetzt, denn die immanen Prüfungen ſind glücklich überſtanden, und ich ſehe mich an dem Eingange in eine freie, weihevolle Zeit. Nur bin ich noch ſchwächlich von einer Unpäßlichkeit, an der ich gegen fünf Tage litt. — Ich erinnere mich nun freilich an das vergangene Jahr, und an die Freude, mit der ich dem Heimatboden zuwanderte, und an die Stunden, die ich mit Dir und meinem Bruder und meinen Aeltern zubrachte, aber ich fühle mich ſtark genug, dem Heimweh die Bruſt zu verſchließen, und dafür den Entſchluß zu faſſen, dieſe zwei Monate deſto beſſer zuzubringen. — Ganz beſtimmt kann ich Dir heute aber noch nicht ſagen, wie ich meine Studien einrichten werde; aber ich werde dieſe Sache heute und morgen noch vollends überlegen. Sorget übrigens für meinen Körper keinen Nachtheil: ich werde ihn gehörig berückſichtigen.

Du aber, mein lieber Freund, haſt mir ein gar ſparſames, karges Briefchen geſchrieben, und dazu noch auf eine Art geſchloſſen, daß ich zuerſt beinahe etwas verwirrt geworden wäre. Ich ſehe wohl, daß Deine Umſtände Dich hart in die Enge nehmen, aber deſto mehr muß man mit der Geſammtheit der angeſtrengten Kräfte ſich ſtellen, und ſich behaupten. — Du ſcheineſt mir zwar durch Dein neuerliches Schickſal ſehr gefördert zu ſein, indem das geiſtige Leben Dir noch mehr, als früher, zum Drange wurde. Deine Sehnſucht in eine wirkſame, thatenvolle, rege Zukunft iſt ſchön und löblich; aber mit demüthigen Bekenntniſſen von jetzigen Mängeln würde ich die Sache nicht ruhen laſſen. Ich merkte ſchon lange, daß Du die Wichtigkeit dieſer Zeit, die Du auf dem Lande zubringſt, nicht vollends erwägeſt, und Deine Vorwürfe mit der Ausſicht auf künftige Bildung beſchwichtigeſt. Indeß kann ich mich hierin irren, und es kann ſein, daß Du in Deiner Stille weit mehr ſtudiereſt, als ich bei Wiens Bibliotheken. Falls ich mich aber nicht irre, ſo erſuche ich Dich, fahre auf, rege Dich, und mache Dich zum tüchtigen

Manne! — Die Unbestimmtheit Deiner Zukunft kann jetzt Deinen Versuchungen zum Müßiggange keinen Raum mehr gestatten, indem Du soviel als unabänderlich beschlossen hast, großentheils wissenschaftlich zu leben. Groß und leuchtend stehet dieses Ziel vor Dir, und Du willst noch warten und zweifeln, ob Du wohl ein Ziel habest? — Wahrscheinlich findest Du das Haupthinderniß aber darin, weil Dir die ersten Versuche eines durchdringenden wahren Studiums schwierig vorkommen. Aber merke Dir in diesem Betrachte nur vorzüglich das, daß Du nicht auf die Quantität Deines Thuns, sondern auf Dein Streben schaueſt, und auf das Wenige, das Du dann desto wärmer liebeſt. Beinahe nothwendig wird es auch sein, daß Du Dir eine vollends passende Lektüre aus dem deutschen oder lateinischen Bereiche auswähleſt, und lange eine Stelle ꝛc. überdenkeſt, bis Du die Wahrheit derselben gleichsam mit eigenem Lichte anschaueſt, als quölle sie im Strome anderer Vorstellungen aus den Tiefen Deiner Seele, und, wenn Du den aufnehmenden Leſer allmählig in den selbstthätigen Denker umgewandelt, dann — schreibe. Und siehe — solcher Maßen wird sich ein wirksames Verhältniß zwischen Dir und Deinem Autor entwickeln, und Deine Kraft wird sich in ihrem Wirken stärken, et mox sine cortice nabit! — Unter den lateinischen Autoren würde ich Dir Cicero's philosophische Werke oder die Schriften des Seneca empfehlen; denn Historiker selbstthätig zu studieren, erfordert weit größere Anstrengung. — Unter den deutschen Werken, obgleich Du aus Ursachen füglicher lateinische vorziehen könnteſt, würden Garve's Schriften für die ersten Versuche nicht sehr undienlich sein, obgleich sie Dich auf weite Wege verleiteten. — Wenn Du also noch nichts begonnen hast, so mache — ohne Ausrede — den Anfang; in kurzer Zeit wirſt Du Deine Fortschritte fühlen, und eine höhere Luft wittern. — Laß Dich übrigens durch mein zudringliches Treiben nicht beleidigen; ich hätte Dir die Sache schon milder und versteckter in die Naſe reiben können; aber Du hast mein Pülverchen schon öfters, weil es nur leiſe kitzelte, wieder herausgenieſet, und herausgelacht, und somit habe ich eine Verstärkung der Dosis für nöthig ermeſſen. Aber bringe mir keine Ausflucht!!! . . . . .

Klosterneuburg, den 24. August 1828.

Innigst geliebter Freund!

Dein lieber Brief traf mich nicht mehr in der Stadt, sondern auf dem Lande. Denn wir wohnen jetzt seit dem 19. August ober Klosterneuburg, auf einem Hügel, in einer wunderschönen Gegend: rebengrüne Anhöhen vor uns, und das große herrliche Donauthal hinter uns. Alles ist nach Wunsch; nur wehen die Winde beständig etwas störrisch. — Wie uns hier zu Muthe ist, kannst Du Dir leicht vorstellen: frei und einsam! — Bis in die Hälfte des Oktobers werden wir wahrscheinlich hier verbleiben, und ich habe den festen Vorsatz, diese, wie von Gott gegebene Zeit recht lebendig und thätig zu gebrauchen. — Für die Medizin verwende ich erst gegen das Ende hinaus einen kleinen Theil der freien Stunden, indem ich Schellings physikalische Zeitschrift zu lesen gedenke. Mein Hauptstudium ist eigenes Denken und Platons „Theaitetos." — Jenes wird mir immer mehr zum Drange, und ich werde nicht ruhig sein können, bevor ich nicht meine Ideen, die sich einander so brennend zu sehen und zu verbinden wünschen, wirklich vereine, und die Geschwister, die in ihren Chor gehören, ihnen verschaffe. Im Grunde genommen ist mir aber hier ein etwas zu hoher Ton entschlüpft. Ei was Ideen? Weiß Gott, ob ich auch Ideen schon habe! Mir fällt ein weit passenderes Bild von mir ein: *εγκυμων ειμι, και ηδη ωδινω· κλυθι μοι Αρτεμις ἁγια!* — Indeß gereicht mir dieser unruhige Drang nicht zu Wehen, sondern ich freue mich vielmehr, daß ich aus der Bewegung der Embryonen spüre, daß ich empfangen habe, und daß meine *ψυχη* nicht *σεριφη* ist. Und meine *ωδινη* besteht nur in der Anstrengung und Sorgfalt, mit der ich meine *ειδωλα* an das Licht bringen muß. — Platons Dialog aber ist gleichsam ein *δαιμων, ὁς επαδων εγειρει ωδινας και μαλθακωτερας ποιει, και εμε ῥαδιον τικτειν.* — Uebrigens lese ich noch einiges Andere, als Nebensache, was somit in keinen Anschlag zu nehmen ist, sondern nur als Vorreiterei zu etwas Künftigem dienet.

Verzeihe, daß ich so unhöflich war, und zuerst von mir sprach, da ich doch auf Deinen Brief zuerst hätte antworten sollen. — Daß Du Anfangs viele Zerstreuungen hattest, ist leicht vorzustellen, doch ich zweifle nicht, daß Du jetzt allmählig

die gewünſchte und nothwendige Ruhe wieder findeſt. Eine körperliche Erholung ſchadete Dir nicht, und Du kannſt nun deſto rüſtiger an Dein Leben und Weben gehen. Freilich möchte ich Dir zuſchauen, und mich an Deinem ſtillen und tiefheraus dringenden Wachsthum erfreuen, aber, da dieſes nicht mehr ſein kann, ſo eröffne mir manchmal Deinen inneren Zuſtand: τϛτο δε εϛι συμπαρα κλησηναι εν σοι δια τϛς εν ἑκατερῳ ζωης, σε τε και εμε. — Daß Du auf Beſtimmtheit des Denkens hinausarbeiteſt, haſt Du vollkommen recht, und Du kannſt dieſes deſto gefahrloſer wagen, da Du ein ſo glückliches Gefühl haſt; und daß die Dialektik der einzige Weg zu jenem Ziele iſt, muß Dir entweder ſchon völlig klar ſein, oder bald werden. — Wenn Du den Heros Schelling angeſchaut haſt, ſo beſchreibe uns denſelben recht genau, und ſuche auch, mittelſt des Niederſtätter oder Roſt, denſelben zu ſprechen. Haſt Du Muth? Doch ich darf Dich nicht an alte Neckereien erinnern. Grüße mir den Herrn Niederſtätter recht warm, und ich bin froh, daß ich Falſches hörte. — Nun komme ich wieder auf mich. — Glaube nicht, daß ich in dieſer großen Zeit ein nachläſſiger Freund war; denke Dir, ich habe Dich zum Helden einer hochtönigen Ode gemacht, die ich Dir ſenden wollte, aber nicht ſende, denn erſtens iſt ſie für Dich nicht nöthig, für's Zweite müßte ich die längſte Zeit mit Abſchreiben zubringen, was ich gar ſo ungerne thue. Ich ſage, daß ſie für Dich nicht nöthig iſt: weil die Gedanken, die etwa darin ſind, entweder Dir ſchon völlig klar, oder gewiß im Klarwerden ſind; es iſt nämlich die Anſchauung als das Alpha und Omega eines tüchtigen Lebens aufgeſtellt. — Wie ſteht es aber mit unſerem Briefwechſel? Denn bei dem erſten Anblicke muß es wohl ſcheinen, als wenn er unmöglich wäre, da wir aus Liebe zur Selbſtſtändigkeit keine Ideenaufdrängung begehen wollen. Allein zwiſchen dieſer und einer philoſophiſchen Wechſelwirkung iſt offenbar ein großer Unterſchied, und wir können in Briefen weit behutſamer ſein, als in geſelligen Unterredungen, indem das einmal entſchollene Wort nicht wieder durch den ἑρκος ὀδοντων zurückkehret. Berichte mich daher manchmal mit dem Gange, den Dein Streben hat, und mit den Reſultaten ſammt deren Entwickelung. Denn ein Einwurf erregt oft eine ſcharfſinnigere und durchſichtige Anſchauung ſeiner Behaup-

tung; zudem habe ich erfahren, wie die Anſichten durch Darſtellung für Andere — an Deutlichkeit in uns ſelbſt gewinnen. Und dann — bekömmt man noch dadurch einen äußeren Maßſtab ſeines Wachsthumes. Dieſe — obenhin geworfenen Urſachen — ſind ſchon gewichtig, um wie viel mehr endlich jener innerſte heitere Lebensdrang einer blühenden Seele, der ſo gerne hinaustreibt an das Licht der Sonne und an die Wärme einer verbündeten Bruſt. —

Lebe nun wohl, mein geliebter Freund, an Seele und Leib! Ich bleibe Dein Freund Al. Flir.

Wien, den 24. Oktober 1828.

Innigſt geliebter Freund!

Die Zögerung Deiner Antwort bewirkt, daß ich muthmaße, mein letzter Brief ſei nicht nach Deinem Behagen ausgefallen.*) Bei der Kürze nämlich, in welche die Briefe eingeſchränkt ſind, iſt es oft nicht leicht ausführbar, ohnedieß etwas ungangbare Gedanken zugleich deutlich darzuſtellen, und gegen alles Mißverſtändniß zu ſichern. — Da ich daher durch die Güte des Herrn Flatz,**) meines achtungswerthen Freundes, den Du dem Namen nach ſchon kenneſt, eine ſo paſſende und angenehme Gelegenheit habe, ſo will ich ſie gut gebrauchen, um zu unſerer Ausgleichung und zu Deiner Beruhigung, wenn ich vermag, Etwas beizutragen. — Wenn Du meinſt, daß ich im letzten Briefe ausſprach, Du ſolleſt mir ſo lange nicht mehr ſchreiben, bis Deine Wahl entſchieden iſt, ſo irreſt Du; — nur von Plänen und Vorſchlägen will ich nichts hören, bis Ein Plan, als Wendepunkt aller übrigen, feſtgeſetzt iſt. — Daß Dir übrigens jene Entſcheidung hart vorkommen mag, ſo Du ſie annimmſt, glaube ich wohl; aber eben ſo gut weiß ich, daß ſie nothwendig iſt. — Und ich kann mich, vermöge meiner Liebe zu Dir, noch nicht enthalten, ſo, wie ich im vorigen Briefe in Dich gedrungen bin, Einen beſtimmten Stand zu wählen, auch Dich

*) Es bezieht ſich dies auf ein früheres (hier nicht mitgetheiltes) Schreiben vom 3. September 1828, worin Flir ſeinen Freund dringend ermahnt, doch ſo bald als möglich zu einem beſtimmten Berufe ſich zu entſchließen.

**) Gebhard Flatz, Maler in Rom. A. d. H.

zu bitten, daß Du mit aller Sorgfalt und Entſchloſſenheit unterſucheſt, warum Du dieſen wähleſt, und jenen ablehneſt. — Mir kommt das Leben wie ein Gewächs — wie ein Organismus vor. Denn wie die Pflanze ihre eigene Lebenskraft in ſich hat, und nur die Erſcheinung dieſer Kraft ihre Geſtalt iſt, ſo denke ich mir das Leben auch als Etwas, das wirkt, aber eben durch das Wirken ſeine Geſtalt beſtimmt; und eben, da es verſchieden wirken kann, in verſchiedenen Erſcheinungen an das Licht tritt. — Das Wirkende und das Bewirkte iſt Eines und Dasſelbe; denn das Bewirkte iſt ein Unding ohne Wirkendes, und das Wirkende iſt kein Wirkendes, wenn es nicht ein Beſtimmtes iſt, z. B., das, was ſich ausdehnt, kann nicht ohne Grenze ſein, eben weil es immer weitere Grenzen bildet.

Eben deßhalb habe ich das Leben nicht mit einem Kunſtwerke verglichen; aber es könnte damit verglichen werden, wenn dieſes ſich ſelbſt hervorbringen würde. Daraus meine ich — erhellt nun der Zuſammenhang, oder richtiger — die Einheit des inneren und äußeren Lebens, der Kraft und der Bildung, des lebendig Schaffenden und des Hervorgebrachten. Aber eben daraus geht auch hervor, daß keines ohne das andere gleichſam für ſich allein vollendet — ſein kann, und daß man dieſe Bildung, die da das Schaffende unternimmt, nicht vernachläſſigen ſoll. — Denn überläßt man die Beſtimmung ſeiner Kraft dem Zufalle: richtig — ſo wird dieſe auch da noch fortwährend wirkſam ſein, weil ſie das ſein muß; aber ihre Thaten werden wild einander durchkreuzen und zu keinem Ganzen ſich fügen, und ſomit auch kein *Bild*, ſondern nur ein Chaos vorſtellen, und das Leben ſelbſt iſt ein finſteres, bedeutungsloſes Gewirre: *ohne Bildung*. — Die Bedingung der Bildung iſt alſo Beſtimmung der Kraft. — Aber ſelbſt dieſe Beſtimmung muß wieder ſo ſein, daß ſie der *Kraft in ihren Verhältniſſen* angemeſſen iſt; ſie muß jene Richtung der Kraft ſein, in welcher ſich dieſe am ſchönſten bilden kann. — Wenn Du daher Deiner Kraft eine Beſtimmung aufdrückeſt, die ſie ſich ſträubt anzunehmen: ſo wird erſtens die Beſtimmung nicht vollends ausgeführt, und zweitens — das Leben nur ein innerer und äußerer Zwieſpalt, ohne That und Ruhe. — Ich weiß wohl, daß Dir dies Alles ſchon lange ſo gut als mir bekannt iſt; eben deßhalb will ich

durch das Geſagte Dir auch nur jene Gedanken, die ſchon in Dir ſind, aufregen, da ſie nothwendig zur Vornehmung der Standeswahl gehören. — Prüfe daher Deine Kraft und Deinen Trieb, und führe den Vorſatz — durch eine ſtäte Entwickelung — zum Produkte hinaus: ſo, daß Du das Ganze vor das Auge bekommſt, und ſicher wählen kannſt. Freilich mußt Du Dich hüten, daß Dir die Einbildungskraft, inwieferne ſie auch gerne träumend herumſchwärmt, bei der Conſtruction Deiner Lebensformen nicht in das Spiel komme. — Sei daher nur aufrichtig mit Dir, und theile mir Deine Zweifel und Reſultate mit. —

Z. B. Ueberdenke, wo Du als Handelsmann hinauskommeſt, ob Dein Leben dadurch einen tüchtigen Gehalt aus ſich entwickeln kann — worin das Gute dabei beſtehet; — überdenke, wo Du als wiſſenſchaftlicher Mann hinauswillſt — wie Du Dich entwickeln, wie Du wirken willſt; — überdenke auf ähnliche Weiſe die anderen Stände, die Dich etwa anziehen. — Aber verſchiebe durch das Ueberdenken nicht den Entſchluß, daß an Dir nicht das Sprichwort erwahret werde: Roma deliberante Saguntus perit. — Bin ich Dir zu ungeſtüm? zu ſtörriſch? zu pünktlich? zu ſorgſam? — Aber bei Gott, ich fühle und weiß, daß das, was ich ſagte, recht und nothwendig iſt! . . . . . Ich umarme Dich. Dein Freund A. F.

Wien, den 1. November 1828.

Innigſt geliebter Freund!

Die Freude, nach der ich ſo lange mich ſehnte, die ich völlig ungeſtüm verlangte, hat mir endlich Dein liebes Briefchen gebracht. — Es iſt mir nun, als ſtände ſchon Dein ganzes Leben in ſeiner Entwickelung und Geſtaltung vor mir, da ich weiß, daß Deine Kraft nun ſich zuſammengenommen und zum Wirken entſchloſſen hat. — Ich bin überzeugt, daß dies die Grundlage des Lebens iſt. — Die Beſchaffenheit Deines Vorſatzes aber hat eben ſo meine völlige Beiſtimmung, und ich will hoffen, daß Du mein Benehmen gegen Dich in dieſer Angelegenheit nicht mißkenneſt, wie es mein Bruder zu mißkennen ſcheinet. Denn wenn Ihr meine Briefe vergleichen wollet, ſo wird ſich die klare Folge daraus

ergeben, daß ich in Dein Leben keinen Eingriff zu machen, ſondern Dich vielmehr zur Selbſtbeſtimmung zu ermuntern ſtrebte; daß ich in dieſer Abſicht beide Pläne Dir vorhielt, und ausdrücklich von Dir ſelbſt die Entſcheidung forderte; daß ich mich für keinen von beiden erklärte, ſondern mein Urtheil immer zurückhielt; daß folglich mein Bruder ungründlich handelte, da er ſich ſo ausdrückt, als wenn ich mich für den Wiſſenſchaft-Stand ausgeſprochen hätte. Denn daß ich Dich zum Betriebe Deiner wiſſenſchaftlichen Bildung ermunterte, beweiſet nicht, daß ich darin Deinen Hauptberuf ſetzte, und hat ſeinen anderweitigen, nicht gar dunkeln Grund. — Wie Du aber aus allen Hinderniſſen, Zerſtreuungen, Spaltungen, Phantaſiegeſtalten — Dich entſchloſſen losgeriſſen und ſelbſtändig auf Deinen Platz Dich hingeſtellt haſt, eben ſo — wünſche ich — mögeſt Du nun mit Kraft, mit Wahrheitsliebe, mit Andacht und Begeiſterung die neue Periode Deines Lebens antreten und vollenden. — Ich aber ſchaue Dir zu, wie der Naturforſcher der wachſenden, blühenden, reifenden Pflanze: ich freue mich, wenn es in Dir vorwärts geht; ich reize Dich, wenn Du ruhen wollteſt; ich würde Dir rufen, wenn Du ſeitab lenkteſt. — Schaue Du hinwieder auf mich, und thue mir Daſſelbe: ſo ſind wir dann zwei aufwärts ſtrebende Eichen, die geſondert hinaufſteigen und dann über den Wolken ihre Wipfel freundlich zuſammenneigen. —

Damit Dir aber Deine Gedanken, welche Du durch Thaten verkörpern und zu Deinem Leben geſtalten willſt, deſto deutlicher und klarer vor das Auge ſchweben; damit ich zu dieſer Verdeutlichung das Meinige beitragen und mich daran erfreuen kann — wäre es gut und zweckmäßig, Dein künftiges Leben zu entwerfen, und gleichſam wie ein Baumeiſter, den Umriß zum Gebäude zu zeichnen. — Aber ich will damit keineswegs ſagen, als wenn unſer Leben vorhergeſehen und auf beſtimmte Pläne beſchränkt werden könnte; vielmehr bin ich überzeugt, daß eine unausſprechliche Macht, die eben ſo in ihm, als außer ihm, eine Ordnung und Vollendung in das Ganze bringt, die über unſeren Abſichten liegen, und außer unſerem Bewußtſein entſtehen! Aber eben dieſe Macht fordert von uns Nachahmung ihres Thuns, daß das, was in uns nothwendig zu ſein und zu werden ſcheinet, übereinſtimme mit dem, was

wir mit Freiheit ſind und ſchaffen. — So viel nun wieder in Betreff Deines Standes. —

Ich befinde mich immer ſehr gut, und meine Abſichten gehen immer mehr und mehr in's Reife, obgleich ich Dir geſtehen muß, daß der Früchte, die ich eigentlich als ſolche betrachte, äußerſt wenige ſind, und durch Thorheiten noch ungeheure Lücken ausgefüllt ſind. Ja, mein Freund, das Leben von allen Teufelspeſtilenzen, in denen die Erde ſchwimmt, zu reinigen, und in ſeiner Natur es aufblühen zu laſſen — das koſtet eine Mühe! Aber Gott, der das Vollbringen zu allem wahren Wirken hinzuſchickt, der Schöpfer und Ordner des ganzen Lebens, der allgegenwärtige Geiſt — möge uns ſtärken und zum Ziele leiten, zu dem wir ſonſt nicht gelangen würden . . . . .

Ich umarme Dich, und bleibe Dein Freund Al. Flir.

Wien, den 17. Nov. 1828.

Innigſt geliebter Freund!

Deinen Brief habe ich mit deſto größerem Vergnügen erhalten, je ſehnlicher ich ihn erwartet hatte, und der Inhalt war ebenfalls durchaus von der Art, daß ich mich wahrhaft freuen kann. Denn Du ſtelleſt mir Dein äußeres und inneres Leben dar, die beide in der κινησει begriffen, beide zu Deinem Ziele heranſtreben. — Als ich Herrn Chüeny Dein Vorhaben nach Italien zu reiſen, mittheilte, wollte er geradenwegs von mir haben, ich ſolle Dich mit meiner ganzen Federkraft überzeugen, daß Du wieder nach Wien müſſeſt. Denn er fürchtete, Du möchteſt jenſeits der Alpen allmählig in die weiche Milde des italiſchen Bodens hinſinken. Das, was Chüeny überhaupt und inſoferne auch von Dir fürchtete, fürchte ich wohl nicht; aber dafür etwas Anderes, das beinahe gerade das Gegentheil iſt. Dein ganzer Körperbau zeigt, daß Dein Nervenſyſtem vorherrſcht, und das vegetative Leben zurückdrängt; zugleich aber hat Deine Senſibilität ihre Richtung mehr nach Innen, als in das äußere Leben hinaus, und kommt ein Reiz von Außen, ſo ſchnellt ſie ihn nicht zurück, ſondern nimmt ihn auf, und verbirgt ihn in der Tiefe des Lebens: alſo kurz geſagt, mir ſcheint, Du haſt Anlage zur Melancholie, und ich fürchte, daß Du, ohne es zu wiſſen und zu glauben, ihr

Anhänger wirst, wenn Du ihr nicht die Wege abschneidest — und zwar vorzüglich in diesem Jahre, wo Du alle Gesellschaft meiden willst — wahrscheinlich in alterthümlichen, finsteren Tempeln Deine Erholung suchest, wo die offenbare Nichtigkeit des umgebenden Getriebes Dich noch mehr von der Außenwelt abkehret und nach Innen weiset; wo vielleicht das Klima selbst Deiner vertieften Stille die Ruhe gönnt, die sie verlangt. — Wenn Du meine Vorsicht begründet, und meine Erinnerung beachtenswerth findest, so kannst Du nun selbst die gehörige Stellung Deines äußeren Lebens einrichten; bist Du aber nicht einverstanden, so würde es auch zwecklos sein, wenn ich meine Meinung in's Lange und Breite zöge, wie Du jene Vorkehrungen treffen könntest. Ich schließe daher mit diesem Punkte, gerade nicht rechthaberisch meine Sache behauptend, sondern nur wünschend, daß wir immer die Heiterkeit, jene angenehme Gespielin der Thatkraft, bewahren und erhalten.

Ich komme nun *προς ἱεραν ἑςιαν ναȣ*! — wo in heiliger Stille das Leben schafft und bildet, immer in Wirken und Weben begriffen. — Und ich sehe, Dein Leben ist wie ein Frühling — durchdrungen vom Hauche Gottes, und in Gestalten erblühend! — Ich sehe, daß Du in dem Leben einen Unterschied machest, und das, was das *αγαϑον* ist, voraussetzest, und darauf dann erst die Wissenschaft bauen willst: ein Unterschied, den ich ebenfalls mache, der seine Nothwendigkeit und Ursache hat. — Denn wir haben und zeigen den innersten Drang, der Bewegung die Ruhe, dem Umkreis den Mittelpunkt, der Zeit die Ewigkeit gleichsam unterzusetzen, als Grund und Träger, als Anfang und Ende. Oder war es nicht dieser Drang, der — insoweit wir die Sache bloß menschlich nehmen — in den letzten Zeiten diese ungeheure, große, weitumherrschende Wissenschaft hervorbrachte? — Gibt sich dieser Drang nicht ebenso im Gemüthe des Landmannes kund, der den Glauben hat, daß man in jedem Alter und in jeder Stunde des Himmels sich versichern kann? Ist es nicht dieser Drang, den wir als das Ebenbild von der Schöpferidee Gotttes annehmen, und als Gesetz unseres gesammten Lebens betrachten sollen? — Rafft uns das Schicksal vor der Reife unserer Blüthen dahin — wir dürfen nicht beben: — wir tragen einen unveräußerlichen Haltpunkt in

uns, der uns Zuverſicht, Stärke, Zufriedenheit und Hoffnung gibt; uns iſt, als hätten wir ſchon ein vollendetes Leben in der Bruſt, das von der Zeit und vom Raume nicht abhängt. Bei derlei Gedanken kommt mir oft der leidende Werther*) zu Sinne — der wahrſcheinlich nur eine Geſchichte des innerſten Zuſtandes des Dichters ſelbſt iſt. Denn da iſt der Menſch hergeſtellt — in ſeiner Furcht vor der Naturgewalt, in ſeiner Unruhe in der Herrſchaft des Schickſales, in ſeiner Verzweiflung, — eben weil jenes Ewige, Ruhende in ihm ſich nicht aufgerungen und in reinem Lichte erhalten hat. — Daher — glaube ich, kommt jenes Finſtere, das im Hintergrunde der heidniſchen Freuden iſt, — daher wird ihnen die Vorſicht zur eiſernen ανανκη; daher iſt ihre Gottheit ein φθονερον und ταραγωδες; daher trug man das Todesbild um das Lager der heiteren Gäſte (in Aegypten); daher ſchlichen Furcht und Gedanken über die Vergänglichkeit des Lebens mitten unter die bekränzten Pokale. — —

Wie Du von der Wiſſenſchaft ſprichſt, beginneſt Du mit der Darſtellung Deiner Anſicht über das Vermögen des Wiſſens, und mich freuet es, daß Dein Stern Dich ſo ſicher leitet. — Denn Du weißt, welche Hemmung der Dogmatismus (oder die Philoſophie ohne Kritik des Wiſſens ſelbſt) in der Wiſſenſchaft hervorbrachte, und wie ſiegreich ſich der Skepticismus bis in die neueſten Zeiten erhob. Wenn das Wiſſen ein Hervorbringen ſolcher Gedanken iſt, deren Wahrheit und Grund es einſieht und nachweiſen kann; ſo muß es nothwendig ſeines eigenen Beſtandes und Weſens ſich vorhin verſichern. — Du handelſt daher nach meiner Meinung vollkommen zweckmäßig, indem Du erſtens das Wiſſen mit dem Wiſſen des Wiſſens beginneſt; indem Du zweitens in der Dialektik Deinen Geiſt gleichſam baden und reinigen willſt. — Nur wäre es, wie ich glaube, noch zweckmäßiger, wenn Du den „Meno" bald vollenden könnteſt, um an den „Theaitet" zu gehen. Denn dieſer iſt eigentlich unſer Repräſentant — der Jüngling an dem Eingange in die Wiſſenſchaft; nicht als wenn wir daraus die Gedanken, die wir ſuchen, entnehmen könnten, ſondern nur, daß wir das herrliche παραδειγμα anſchauen, und nach dieſem Muſter uns

*) „Werthers Leiden" von Göthe

dann ſelbſt fragen: τι ποτ' εστι επιστημη; — Ich bin nun ſeit einigen Wochen mit dem Theaitet zu Ende, und bin ſchon vollends im „Sophiſten" begriffen, wo eben wieder Theaitet den Lehrling vorſtellet, — und der frühere Dialog gewaltig erweitert und gleichſam verklärt wird . . . . .

Lebe nun wohl, Du, mein herzinnig geliebter Freund! Ich bleibe Dein Freund Flir.

Wien, den 12. Dez. 1828.

Innig geliebter Freund!

Deine beiden, mir ſehr werthen Schreiben aus P. habe ich richtig erhalten, und auf das Erſte auch zur gehörigen Zeit geantwortet; kümmere Dich aber nicht, wenn mein Brief gänzlich verfallen wäre, denn der Inhalt iſt andererſeits Jedermann lesbar, und diesſeits für Dich wohl ſehr leicht erſetzbar. — Ich habe nämlich darin hingeworfen, daß Du Dich vor Melancholie hüten ſolleſt; daß ich Dir vollkommen beiſtimme, indem Du vor allem weiteren Klügeln und Denken auf Tugend dringeſt; daß es mich freue, zu ſehen, wie Du die Begründung Deines Wiſſens mit dem Wiſſen ſelbſt beginneſt; daß ich Dir rathe, ſobald als möglich an den „Theaitet" überzugehen, als den Repräſentanten unſerer Zeit und Entwickelung. — Und nun wieder an die Antwort auf Deine letztere Zuſprache! — Wahrlich, kleine Mißverſtändniſſe ſind bei guten Freunden gar angenehm und regend, denn aus Deinem Gemüthserguſſe habe ich wohl wieder geſehen, wie herzig, wie innig, wie lebendig Du mich liebeſt! Und bei derlei Gelegenheiten werde ich zum Guten, zur Wahrheit, zum Leben — ſo ermuntert und entflammt, wie nur ſelten oder nie durch Denken oder Leſen! Darum habe Dank, für Deine wohlthätige Einwirkung in mein Inneres! Unſere Liebe ſoll, wie bei uns nicht an Haut und Bau, ſo auch bei Allem nicht an Schein und Umriß hangen! Sie ſoll ſein — das begeiſterte Anſchauen der von Gott gegebenen Natur, und der glühende Wunſch, dieſe in ihrem Wachſen und Blühen und Treiben zu ſchauen und zu fördern! Daraus ergiebt ſich nun die Pflicht, einander zu betrachten, zu zeigen und zu beurtheilen; gegenſeitig ſo zu leben, wie ein zwiefaches Ich —

ſo, wie wohl Alle miteinander leben ſollten — Jeder in Allen, und Alle in Jedem, nach dem Ausſpruch des ewigen Mittlers! Ja, lieber, inniger Freund, laß uns in treuer Freundſchaft leben bis zum letzten Athemzug, und dann — neuerdings die leuchtenden Arme umgeworfen — Bruſt an Bruſt — und — nimmer getrennet! Doch mir kommen faſt Zähren ins Auge — denn, weiß Gott, ob die Zukunft unſeren Wünſchen, unſerem Verlangen ſo freundlich begegnen wird; denn neben der Begeiſterung trage ich auch ein gewiſſes Bangen in der Bruſt, — ein düſteres Gefühl der Sündhaftigkeit — gerade wie Du! — Mag ſein, daß Manche, die den Grund überſehen, uns Schwärmer nennen; aber für uns wenigſtens wird es ausgemacht ſein und bleiben: daß eine uralte Erbſünde ihren finſteren Schatten in unſer Geſchlecht hineinwirft; daß des Menſchen Freiheit nicht in ſpielender Willkür, ſondern in wirklichem Daſein des Keimes zum Guten und Böſen beruhe! Wir Alle ſind böſe — von Geburt aus; und wie das Leben der Natur in der Vergeiſtigung und Bildung der Maſſe beſteht, ſo iſt auch unſer Leben nur dann lebendig, wenn es den finſteren Grund bezwingt und zum Guten treibt. — Doch mit Gottes Beiſtand werden wir ſiegen und vollbringen, was wir allein nie vollbringen könnten. Dieſe Zuverſicht ſei der glänzende Leitſtern am nächtlichen Himmel für uns irdiſche Waller! Der Gedanke an Gott erſchüttert mich nicht, trotz meiner Sünden, denn ich fühle und glaube ihn als den liebevollſten Erbarmer, der nicht den Tod des Sünders will, ſondern, daß er ſich bekehre. Mir iſt daher nach der Beichte, oder nach einſamer Bereuung meiner Sünden auf einmal oft ſo wohl, als wenn ich keine Sünde mehr hätte, und — durch Gott gereiniget — an dem Eingange eines neuen Lebens ſtände. — Je öfter ich dieſe Reinigung vornähme, deſto freier, zuverſichtiger, muthiger und beſtändiger würde ich werden, und ich zweifle nicht, daß Du hierin Dasſelbe ſchon erfahren und erkannt haſt. Daher finde ich auch für unnöthig, Dir eine Tröſtung und Ermunterung zu geben: Du weißt ſchon, wo die Quelle des Tröſters und der Belebung quillt! Dorthin wende Dich — ſenke, wirf Dich hinein, und Du wirſt geſund, rein und fröhlich herausſteigen! —

Das in dieſer Hinſicht. Nun komme ich an das Wiſſenſchaftliche, das unſerem Leben die Form gibt, in der es

wachsen und reifen soll. Ich betrachte stets das Denken und Streben nach Erkenntniß und Wissenschaft als nothwendig zu unserem Leben gehörend, als von Gott geboten; und haben wir einmal die Wissenschaft selbst, dann wird diese von unserem Innersten — das ich Religion nennen will — nicht mehr verschieden — hell und warm zugleich wird es in unserer Seele sein! Aber noch haben wir (wie Parmenides zu Sokrates sagte) die Philosophie nicht ergriffen, und hängen noch an fremden Ideen;*) unser eigenes Wissen ist noch beschränkt, und unsere Wissenschaft, nach der wir streben, fordert eine lange Entwicklung. Das Gefühl dieser Unvollendung soll uns aber kein bitterer Vorwurf, sondern nur eine unabläßige Ermunterung zum Fortschritte sein: sind wir auch noch nicht im Besitze der Wissenschaft, der Vollendung des Strebens, so sind wir doch in jeder Stunde schon Vollendete, wenn wir in jeder nach der Vollendung streben und nach Kräften darnach drängen. — Aber auf Nichts beinahe laß uns mehr aufmerksam sein, als auf die Wegwerfung der Hindernisse und Mißbräuche in der wissenschaftlichen Bildung: wir gewinnen Jahre und ein höheres Ziel. Und ich glaube, daß es am sichersten ist, wenn wir so mit uns selbst zu Werke gehen, wie uns Plato zeigt, nämlich: Wenn wir den dialektischen Weg einschlagen, und, wegen der festeren Handhabung der Gedanken — unsere einsamen Dialoge niederschreiben. Dadurch entwickeln und erschaffen wir uns Ideen, und aus diesen dann wird sich ein System bilden — die Wissenschaft selbst. — Uebrigens lese ich gegenwärtig den „Parmenides", nicht um Gedanken zu gewinnen, auch nicht um ihn historisch zu wissen, sondern nur wie die Form des wissenschaftlichen Ganges in dieser Periode denn aussieht. — Ich werde versuchen, so fortzuschreiten, daß die Lektüre des Plato jedesmal mit meinem Standpunkte übereinstimmt, und daß ich ihn somit immer als Lehrer der Form der Philosophie vor mir habe. — Und ich rathe auch Dir noch einmal, Dich bald an den „Theaitet" zu machen; theile mir dann auch die vorzüglichen Ergebnisse Deines philosophischen Strebens mit. Ich werde das Gleiche thun, und so wird Einer dem Andern eine

*) Mißdeute mir diesen derben Ausdruck nicht: bei mir ist er wahr; denn der größte Theil meines jetzigen Wissens wurzelt noch in Schelling.

Anregung zur Thätigkeit und zum Vollbringen ſein. — Der Themata liegen genug in unſerem Innern! —

Uebrigens bin ich geſund. Das Studium der Medizin eckelt mich an; doch ich will aushalten und — der Zukunft wegen — vollenden. Hartmann iſt ein ausgezeichneter Lehrer und konſequenter Denker, obgleich ich ſeine Philoſophie zweifelhaft anſehe. — Hormayr iſt nun in München, als bayeriſcher Staatsrath und Lehrer des Kronprinzen! Vielleicht benütze ich ihn einmal! . . . . .

Ich umarme Dich! Dein Freund Flir.

Wien, am Weihnachtstag, 1828.

Innigſt geliebter Freund!

Zwei Briefe — und kein Laut! Gut — ſo will ich den dritten ſein Glück verſuchen laſſen. Ich frage Dich daher in vollem Ernſte: warum ſo verſchloſſen? — Denn daß ich Dich beleidiget habe, weiß ich nicht; und wenn ich auch ein Wort Dir geſchrieben hätte, das Dich auf dieſer oder jener empfindlichen Seite reizen könnte, ſo wäre es — bei unſerem Verhältniſſe — wo eine Beleidigung in Wahrheit eine Unmöglichkeit ſein ſoll, Krankheit des Herzens entweder in Dir, oder in mir, je nachdem Du oder ich uns beleidiget meinten. Uebrigens kann ich über Dich in dieſem Briefe nichts ſchreiben, da ich von Deinem Leben und Weben nichts weiß; weßhalb ich mir allein übrig bleibe. — Mein äußeres Befinden alſo iſt ſo in der Mitte zwiſchen gut und ſchlecht; denn obgleich ich gerade nicht krank bin, ſo iſt meine Geſundheit doch etwas geſchwächt, ſo, daß ich mich ziemlich ſchonen muß. — Das mediziniſche Studium raubt mir auch die ſchönſten Stunden aus meinen jungen Tagen heraus; aber dem Allem zum Trotze habe ich mich dennoch in einen Kreuzzug ins heilige Land einverleibt, und will ringen und kämpfen, bis ich das Ziel erreicht, oder wenigſtens, wie Moſes, nur geſehen. Denn meine Entwicklung bricht jetzt von Tag zu Tag in größeres Bedürfniß aus zu philoſophiren, d. h. mir Rechenſchaft zu geben vom Grunde des Wiſſens, von Anfang, Entwicklung und Ende der Weſen und Dinge, und ich werde, wenn ich Einen Gedanken, der nun im Gange, ausgeführt, die Art und Weiſe, wie er in mir entſtanden und ſich bis zur Ueber-

zeugung erſchwungen hat, in einem Dialoge darzuſtellen verſuchen, und ſolchermaßen dann fortfahren. — Ich ſtudiere eben daher, um ein Muſter vor dem Auge zu haben, den göttlichen Plato. — In der Geſchichte ſtudiere ich den Heeren, der mir aber wie ein fleißiger Anatom, nicht wie ein begeiſterter Lebensbeſchauer vorkommt. Am meiſten zurück bin ich in der Naturwiſſenſchaft, weil dieſe erſt Möglichkeit hat unter einer Bedingung, die durch den philoſophiſchen Standpunkt entſchieden werden muß.

Obgleich mir bei dieſen Beſchäftigungen, wozu noch die Erlernung der italieniſchen Sprache gehört, ſehr wenig, oder beſſer — keine Zeit übrig bleibt zu poetiſiren, ſo habe ich dennoch den alten Drang darnach, und ſetze mir, in meinen Phantaſieſtunden, ſchon immer die Themata feſt, worüber ich einſt emporfliegen will. — Da ſeh' ich dann den Mann der finſteren zerſtörenden Vergangenheit, den gewaltigen, Regnar Lodbrocke im Schlangenthurme in Northumberland; den Attila, den Sohn der ſtreitenden, gewaltigen, gerüſteten Mittelzeit, die da die Zukunft, als deren Vorläuferin verkündete; den Bruno, in dem das himmliſche Licht ſchon ſich offenbarte, das zu ſeiner Zeit erſt zu dämmern begann. Dieſe und noch andere Heroen ſchweben mir oft, wie wirkliche Geſtalten vor dem Auge, und ich freue mich auf die Zeit, wo die Stimme erſchallen darf! Die lyriſche Dichtung aber wage ich jetzt ſchon; zugleich mache ich kleinere Gedichte dramatiſchen Gehaltes, d. h. Balladen. Doch der Name iſt albern für das, was ich darunter verſtehe: ich will ſagen, kleine dramatiſche Erzählungen, deren Sinn aber tragiſch oder komiſch ſein kann. So habe ich in der Ferienzeit zwei ſolche Erzählungen aus dem Leben Carls des Großen verſucht; aber eine dritte iſt im Gange, die meine Idee von derlei Erzählungen klarer und lebendiger ausdrücken ſoll. — Es wäre mir lieb, hie und da eine Satyre von Dir zu bekommen; zugleich rathe ich Dir, die Satyren des Horatius, Juvenalis, Perſius, zu ſtudieren und metriſche Ueberſetzungen daraus zu verſuchen. — Sieh', ſo ſchweben unſere Ideale an dem Horizonte unſeres Lebens; — ob wir ſie erreichen, ob wir in ihnen wirklich einmal uns freuen werden? — Dieſer Gedanke iſt voll Wehmuth und Wonne, und löst ſich auf — in Gebet! — Ich vertraue zwar, daß ich dahin kommen werde, wohin ich will, aber mein ganzes jetziges Leben kommt

mir vor, wie ein Gedanke zum Wort, oder beſſer — wie eine Idee zum Kunſtwerk. — Doch auch mein jetziges Leben ſuche ich ſo einzurichten, daß ich bereit ſtehe, für jeden Tag wo der Richter mir rufen kann. — Aber ich kann Dir, mein geliebter Freund, kaum genug ausdrücken, welche Aufmerkſamkeit, Standhaftigkeit und Innigkeit man braucht, um nur einige Stunden gut zuzubringen. Aber es muß ſein, — wie mit Feuer muß man ſich rein brennen, will man hinüber, wo man's hat, „wie die Engel, die mit Entzücken ſich über den Ocean beugen und ſchauend anbeten!“ Tugendhaft, rein, unſchuldig — das möchte ich vor Allem ſein, und dann erſt, ſingen und lehren, bilden und weben!

Aber noch bin ich, wie ein Gefangener, dem Gott nur zu manchen Stunden erlaubt, aus dem Kerker ins Freie zu gehen und friſche Lebensluft zu ſchöpfen. — Aber das „rein werden“ iſt kein Traum; es kann dazu kommen, es ſoll — es muß dazu kommen, oder — ich bin nichts, bin werklos, leblos! O holde Zeit, o himmliſch Erdenleben, wo Sein Reich uns zugekommen — wann — wie lange noch?! Heute hoffe ich auf morgen, und jeder Tag bringt neue Schwäche; zwar beſſer werde ich, das weiß' und fühl' ich — aber gut bin ich noch lange nicht!

Verzeihe mir, daß ich dies Alles da niederſchrieb, denn wo ſoll man ſein Herz ergießen, als — vor Gott — vor ſich ſelbſt — und vor dem Freunde?!

Fürchte deßhalb nicht, daß ich in Frömmelei verfalle; denn Das geſchähe nur, wenn man dabei das Denken zurückdränge, und Das Leben in bloßes Gebet ſetzte; aber das thue ich nicht, nur will ich ein reines Gemüth dem Schaffen und Weben, das dann hervorgehen muß, nach Möglichkeit bereiten. — Strebe Du ebenfalls nach dem Leben, das Deine herrliche Natur von Dir fordert und Dein Gewiſſen billiget, und werde Dir, Deiner Familie, Deinem Vaterlande und der Menſchheit der Mann, der Du werden kannſt, wenn Du — aufrichtig und ernſt willſt! Ich ſage — aufrichtig und ernſt, weil wir uns nur zu oft nicht kennen, und ein Zauberſchein, der uns die Sache in anderer Form und Farbe zeigt, über uns ſich ſpinnt und breitet: wir träumen oft ſelbſt, wir ſeien gut, und ſind böſe; wir wirken oft Jahre lang — aber dies Wirken iſt nur ein Frohndienſt der Gefallſucht für

ſich und Andere — die ſcheinbare Tugend wird Sünde! Wach, wach muß man an's Werk, und ſeinen Herrn kennen lernen, unter dem man dienen will! — Freund, lebe wohl, und ſchreibe mir bald, was Dein Herz Dir ſagt, was Dein Gemüth hervortreibt — ſtröme Dich her — ich ſtehe und harre mit offenen Armen!

Dein Freund Flir.

Wien, 18. Jänner 1829.

Geliebteſter Freund!

— — Die meiſten Briefe gleiten, wie Waſſer über Felſen, über die Außenſeite herab; andere gehen weiter hinein, zu Dingen, die nicht Jeder kennt und einſieht; aber nur wenige dringen ſo in das Innerſte des Lebens hinein, in das Heiligthum, wie der, den Du mir diesmal geſchrieben. Ich weiß nicht, ob ich je eine Seele ſo offen vor mir ſah, und mir iſt faſt, als wäre ich von dem Irdiſchen entbunden und ſtehe in der Geiſterwelt, und ſehe das Unſichtbare. Mich durchdringt ein ſeltſamer Schauder! — Freund, wenn einmal das Wiſſen ſo tief und lebendig in uns wurzeln ſollte, wie da in Dir der Drang nach Tugend — das müßte ein himmliſch Leben ſein! Wenn wir einmal in Allem ſo wären, daß wir vor einander ſchaudern, und eher als Geiſter jener Welt, denn als Sterbliche dieſer Erde, uns betrachten, da müßten wir begeiſtert und ſelig ſein! — Doch der Weg zu dieſem Ziele iſt weit ſchwerer, als jener des Ikarus zwiſchen Sonne und Erde; denn kaum merkt man's, iſt man ſchon drunten, und die Flügel ſind ſchon ſchwer vom Waſſer, in das ſie ſchlugen. Kaum merkt man's, und man verliert die Mittelbahn, und die Flügel ſchmelzen, und man hat da nur das Gute, daß man im Falle noch begeiſtert rufen kann: Et dulce est periculum fecisse! — So iſt es nicht genug, daß man jenes göttliche Feuer, das wie ein Odem Alles durchdringt und belebt und bewegt, in ſich habe, man muß es auch, wie ein Sonnengott, zu tragen vermögen, will man nicht, wie Phaethon, von den Flammen verzehret, vom Himmel ſtürzen. — Davon gehe ich nun auf Dich über, und rede, wie es mir erſcheinet, gerade aus; nicht um Dir Fremdes aufzudringen, als viel-

mehr durch den Vergleich Dir die eigene Ueberzeugung zu erleichtern.

Im „Theaitetos" ſagt Sokrates, das Staunen ſei der Anfang der Weisheit; und mir kommt vor, daß auf ähnliche Weiſe die Reue der Anfang zu einem heiligen Leben iſt. Denn bei uns Allen bildet ſich das Leben, wie wir dasſelbe ſchon in ungeheuren Erſcheinungen in jener Urzeit ſehen, wo Uranos und Gaia, die Titanen und der Himmel im Kampfe ſtanden, wo die Söhne des Lichtes mit den Töchtern der Erde buhlten — in gewaltiger Umwälzung und Zerſtörung Alles zuſammenſinken mußte, und erſt aus den Fluthen der alten die neue Welt empor tauchte, über die dann der Bogen des Friedens mit der Verheißung der ewigen Verſöhnung aufging! Sieh', in Dir iſt jetzt Sündfluth; aber vertilge nicht Alles, laß noch ruhig und unverletzbar, wie jene Arche, Dein Vertrauen auf Gott und Dich — über die ſtürmiſchen Wogen einherſchweben: über dem Kampfe die Ruhe, über dem Schmerz ob des Alten die Freude auf das Kommende, über der Reue die Hoffnung! — So wirſt Du glücklicher leben, und ſicher, mit Gottes Hilfe, zum Ziele kommen. —

Glaube übrigens ja nicht, wie Du im letzten Briefe vorgabſt, Andere, und unter dieſen auch ich, ſeien mehr frei von Mängeln, denn Du; aber ich will Dir ſagen, wie ich's habe, und was mich glücklich macht. Wohl vergeſſe ich nicht, daß mein jetziges Leben nur Gottes Gnade ſein Daſein verdankt, durch die allein es aus dem todten Schlafe wenigſtens einmal ſo ſich erhob; daß jedes Jahr, jeder Tag nur aus Irrthümern und Fehlern heraufſteigt mit dem wenigen Guten, wie ein Licht, das unten noch Finſterniß nachſtreift: aber ich ſtrebe ſtatt jenes alten ein neues zu ſchaffen, denke mir z. B., ich fange mit dieſem Tage ein ganz neues Leben an, ſchlage mir alles Frühere aus dem Sinne, und höre nur auf jene Stimme, die da gebeut und führt; durch die That wächst mir die Zuverſicht, und was vorhin quälend vor dem Auge ſtand, macht hie und da einem Freudigeren Platz; und falle ich, was mir oft genug geſchieht, ſo ſchmerzt es mich wohl, aber ich mache mir gleich wieder einen Abſchnitt, und hebe wie von Neuem an, mich durchzukämpfen, und das, was ich will, auszuführen. — Vielleicht paßt Dir dieſe Methode auch; ver-

ſuch' es einmal: dränge Deine Reue ſo zurück, daß ſie Dich nicht überwältige und im weiteren Schaffen hemme; beginne jeden Tag von Neuem; gelingt der erſte nicht, ſo nimm Dich deſto mehr für den zweiten zuſammen. Um deſto geſammelter zu ſein, ſchreibe Deine Gedanken, Deine Ueberſetzungen, oder was Du da unternehmen willſt, nieder. Wenn Dir das Klima nicht ungeſund iſt, ſo würde ich ohne Weiteres bleiben: Du haſt Ruhe, und könnteſt, von Niemanden belauſcht und geſtört, im Stillen durch tüchtiges und inniges Studium des Plato Dich für die kommenden Jahre zur Erſchaffung der eigenen Philoſophie vorbereiten. — Daß Dir aber Plato am geeignetſten von allen Büchern iſt, daran zweifle ich nicht. — Wenn auch Deine Geſellſchaft gerade nicht die beſte iſt, ſo würde ich doch hie und da dazu gehen, und mit dem Luſtigen nach Möglichkeit eben ſo mitmachen, wie über das Nichtige und Böſe ſo darüber hinausgehen, als ginge dies mich gar nichts an. Mit Deinen Freunden kannſt Du ja im innigſten Verkehre durch einen fliegenden Briefwechſel ſtehen; ſchreibe mir einmal in jeder Woche, ich werde Dasſelbe thun. Ha, was können wir da nicht einander Alles ſagen! So bleibt ja nichts übrig, als daß wir uns die Hände drücken, und wir können auf dieſe Weiſe miteinander herrlich leben, da wir uns immer nur in der wahren Geſtalt zeigen können, nicht in der, welche der Zufall gibt, der dem Einen den, dem Andern jenen Narrenfleck oft anſteckt. — So wird Dir, mein lieber Freund, Deine Düſtere ohne Zweifel verſchwinden, und Du wirſt am Ende aus Deiner Einſamkeit, wie die Israeliten aus der Wüſte, gewaltig geſtärkt, und mit Selbſtändigkeit ausgerüſtet hervortreten. — Aber vor dem Schluſſe noch einmal: „Betrachte jeden Tag als ein neues, ungetrübtes Leben!“

Sei ſtandhaft und lebe wohl! Ich umarme Dich in Liebe, und bleibe ſtets Dein Freund Flir.

Wien, den 9. Febr. 1829.

Innigſt geliebter Freund!

Wohl kann ich Dir nicht ausſprechen, welche Freude Dein letzter Brief in meine Seele ſtrömte! denn obgleich ich

keineswegs zweifelte, daß Deine so herzergreifende Gemüthsbewegung in heiteren Frieden bald übergehen werde, so war ich doch besorgt, die Erschütterung, wenn auch nicht anhaltend, möchte doch schon das zarte Nervengewebe Deines Baues stören und verderben. Doch nun sehe ich, vor der Erwartung, Dich schon gesichert, befriediget und gestärkt! Denn wenn auch einzelne Wellen vom Meere, das kurz vorher sich stürmisch bewegte, noch sich erheben, so kann man doch sagen, der Sturm ist vorüber, nautaque reficit rates quassas, mox ventis daturus vela secundis! —

Es ist doch wunderbar, wie das Leben, wo denn noch eines ist, sich entwickelt! Mir kommt vor, daß es sich, wie eine Pflanze in gegliederten Absätzen aufsteigt, fast so in zusammenhängenden Perioden fortbewege. Eine Periode ist der anderen, der Treibkraft und Form nach, im Allgemeinen gleich, aber immer zarter, lebendiger, je weiter hinauf; schon erglühen einzelne Punkte — und Blätter sprossen, und Blüthen keimen! Wir kämpfen mit Einem Uebel in uns, überwinden, freuen uns: sieh', da tritt ein zweites aus seinem finsteren Hintergrunde hervor, der Kampf erneut sich, und nach dem neuen Siege kommt wieder neuer Kampf, so, daß uns das Leben nie, *οἷον ελαιȣ ῥ'ευμα αψοφητι ρεοντος*, dahingleiten wird, so lange wir da herum auf den Flächen der Erde wandern. — So wenigstens scheint es mir: daß die Perioden des Zwiespaltes in uns sich erweitern und ferner von einander stehen, je höher der Fortschritt, wird wohl sein; aber fort und fort ruhig, und freudig, und selig — kann ich mir kein irdisch' Leben einbilden. — Verzeihe mir aber, daß ich diesen Gedanken, der doch Allen so geläufig und gewöhnlich ist, dennoch hier, wo man nur die *κορυφας αρετᾶν απο πασᾶν* pflücken sollte, hineinfüge, denn mir schwebt er seit einigen Tagen, wo ich in Schellings bekannter Rede über die Kunst, die Entwicklung der großen Maler Italiens wieder las, gewaltig lebhaft und ausgebreitet vor Augen, und ich sehe ihn, jetzt einmal noch, nirgends so mächtig und durchgreifend geoffenbart, als in der moralischen Entwicklung.

Uebrigens freue ich mich nun schon darauf, von Dir bald zu hören, welche Fortschritte Du nun, nach dieser Feuertaufe, im Handeln und Denken und Studieren weiter machen wirst, und ich zweifle nicht, daß Dir der *Θεαιτητος* sonderlich

ans Herz reden wird, ſo Du nach Art der Hellenen, ſelbſtſtändig und frei und kühn, die Denkkraft antreibeſt und zum Ziele lenkeſt. Denn würden wir das vernachläſſigen, ſo wären Plato's Dialoge für uns keinen Schuß Pulver werth, wie Du wohl ſelber weißt. Aber wie wir's auch wiſſen, ich merke es hier dennoch an, weil ich es mir einmal nie genug merken kann, indem ich, trotz dieſer Grundſätze dennoch immerhin weit mehr Drang zum Leſen, als zu eigenem Denken zeige. Doch will ich nun ſehen, wie die Sache etwa noch abläuft. Vorgeſtern habe ich einen Dialog angefangen; vom erſten Standpunkte der Philoſophie ausgehend, und gedenkend, ſo dann fortzufahren. Freilich würde mich die ſtrenge logiſche Form, wo jeder Satz einhergehen ſoll, wie die „Necessitas, clavos trabales et cuneos manu gestans ahena!“ früher zum Ziele führen: aber ich ließe beim Philoſophiren gerne mein ganzes Ich, und nicht blos die unfreundliche Denkkraft weben und bilden. — Mein Sokrates iſt diesmal Arnold von Breſcia; mein Theaitet ein Schweizerjüngling; mein Thema — die Unmittelbarkeit des Wiſſens.

Mit dem wöchentlichen Briefwechſel ſoll alſo nichts werden? Gut — ſo wollen wir doch den Beſcheid da hinaus führen, daß wir uns recht oft ſchreiben. Ich meinte aber bei meinem Antrage nicht, daß Du mir jedes mal einen Brief von beſonderem und neuem Gehalte ſchreibeſt, ſondern nur, daß Du das ſchreibeſt, was Du mir, wenn wir beiſammen wären, ſagen würdeſt, um Dir ſo nach Möglichkeit den Mangel der Geſellſchaft wenigſtens um ein klein Wenig zu erleichtern, und mich ſelbſt oft, ja recht oft mit Dir zu unterhalten. — Und ich habe dazu nun auch mehr Zeit, da ich auf eine andere Seite hin wahrſcheinlich weniger Briefe zu ſchreiben haben werde. Ich könnte Dir auch noch über einen andern guten Bekannten klagen, an den ich nicht ohne Schmerz denken kann: eine herrliche Natur, die ich ſo innig liebe! Aber — es will nicht angehen — es geht nicht, und ich fürchte, er wird immer träger. — Glaube aber nicht, daß ich deßhalb die Hoffnung an ihm aufgebe; denn wie könnte ich das? die Hoffnung auf ihn — auf ſeine beſſere Zeit, iſt mir ſo eingewachſen, wie eine Naturkraft: wann und wie er ſich aber erholen wird,

weiß ich nicht; ich kann nur ihn bitten und beunruhigen — weiter ist ja auch nichts möglich. —

Nun komme ich wieder, nach dieser Episode, an Dich, und zwar in Hinsicht eines Gegenstandes, der mir wichtig scheinet. Mir kommt nämlich vor, daß Deine gränzenlose Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe Dir dann und wann mehr schaden, als frommen könnte, und zwar in Dir, und außer Dir: in Dir, weil Dein Zartes über Dein Starkes dadurch zu überwiegend werden könnte; außer Dir, weil es leicht möglich, daß Deine Seelenergießungen an den unrechten Ort kommen. Du weißt ohnedies, daß von Außen keine Hülfe zu hoffen, als nur höchstens eine Zerstreuung oder Beunruhigung; denn jeder wahrhaft geistige Verband setzt immer die Empfänglichkeit nicht nur, sondern das Dasein des Guten voraus, und auf ein Gutes, zu dem man durch bloße Ueberredung kommt, schriftliche oder mündliche, halte ich nichts. Daher würde ich wohl einem Freunde, aber keinem Rathgeber mich eröffnen: in Deiner Angelegenheit brauchst Du keinen Rathgeber — es ist Dir keiner möglich, so Du Dir derselbe nicht selber bist . . . . .

Und nun für dießmal genug. Fahre fort, mein Freund zu sein, so wie ich auch immer der Deinige sein werde!

Wien, den 5. März 1829.

Innigst geliebter Freund!

Ich sehe durch jeden Deiner Briefe immer klarer, wie Dein Leben gleich einer Pflanze nach dem Frühlingsgewitter, frischer und kräftiger denn jemals, zu wachsen und zu blühen anhebt. Dieses Kämpfen und Ringen, diese Verwirrung und Unruhe, wovon Du ergriffen, und wohl beinahe verzehrt wurdest, sind die sichersten Kennzeichen für Dich und Andere von der Wahrheit und Wirklichkeit Deiner Entwicklung — und die freudigsten Vorboten von der Kraft und Gediegenheit Deines nun erstehenden Lebens. Der Zweifel an Dein Vermögen, der jetzt noch aus einem öden und schon zurückgedrängten Dunkel heraus Dich noch zu stören und aufzuhalten suchet, wird mit jedem Tage, den du mit Streben und That vollendest, mehr und mehr verstummen, und endlich verschwinden. Fahre Du nur mit Muth und Zuversicht auf

Deinem Wege fort, und Du wirſt bald empfinden und ſehen, was ich Dir im Allgemeinen ſchon jetzt vorausſagen möchte! Wie doch Alles in Allem, das Größte und das Kleinſte — Alles, was da webt und lebt — ſo wunderbar — ſo erſtaunenswerth geordnet und geleitet iſt! Die Ereigniſſe des Lebens, die uns, da ſie kamen und vorüberzogen, als bloße Zufälle erſchienen, ſehen wir, ohne unſer Wiſſen geordnet und verbunden und durch einen Geiſt, der Alles trägt und erhält, zu einem regelmäßigen und ausgedachten Ganzen ſich vereinen. Was kann für Deinen jetzigen Zuſtand wohl beſſer und nothwendiger ſein, als gerade dieſe Deine Einſamkeit, die Dir, bevor Du ihre Wirkung verſpürteſt, ſchon zur Laſt zu werden anfing? — Hier in Wien mußte Dein Leben noch zur kindlichen Wärme und Liebe ſich ſammeln, woraus dann die Entwicklung geboren und hervorgebracht werden ſollte. Die Zeit der Geburt kam näher. Da wurdeſt Du in einſame Stille, wo kein fremder Eingriff Dich aufhalten, kein Auge Dich beſpähen konnte, zurückgezogen: Deine nächſte Umgebung war die erſte Aufregung zum gewaltigen Kampfe; wie dieſer ausgebrochen war, ſo zog er ſich von Außen in Dich ſelber zuſammen, und Dein Weſen war, wie in zwei feindliche Dämonen, geſpalten. Furcht und Erſchütterung überfielen Dich; Du rieſeſt, Du ſtreckteſt die Arme um Hilfe, — doch kein Weſen um Dich, nur hohle, dumpfe Stimmen von ungeſehenen Freunden: Kämpfe und Stehe! So warſt Du auf Dich ſelber, in Dich ſelber zuſammengedrängt und gezwungen; Du mußteſt allein alle die Wehen ertragen, alle die Stürme aushalten; Deine Elemente mußten in Dir ihre ganze Zwietracht auskämpfen, damit — der Friede entſtehe, und das gediegene Leben! — Bis das Jahr herum, ſteheſt Du ſo, wie Du daſtehen ſollſt, und gerade da kommſt Du wieder in den Kreis der Deinen, in der Freunde Umarmung, ein erprobter Streiter, ein junger Heros!

Nun noch einige Worte über Deinen wiſſenſchaftlichen Zuſtand. Auch die Wiſſenſchaft wird mit ganz neuer Kraft aus Dir erſtehen, nicht wie eine Zahl, ſondern wie ein Weſen, als der Abglanz Deines Geiſtes, als die ſichtbare Schönheit, deren Geburt und Spiegel das Thatenleben, — ja ſie iſt ſchon, weil dieſes ſchon iſt; der Eros, der zuerſt unſichtbar und Eins mit ſeiner Schöpfung geſchaffen, wird ſich los-

winden und mit dem Friedensſtabe anſchauend, und freudig darüberſchweben! So denke ich mir Deinen Zuſtand, und fürchte daher nicht, daß Du nun in ein ſtürmiſch Meer voll Klippen und Ungeheuer getrieben werdeſt. Dein Kampf ſcheinet mir ſchon in ſeinem größten Andrange vorüber zu ſein; Dein Kampf iſt ein moraliſcher zwiſchen Heiligkeit und Sünde, nicht zwiſchen Erkenntniß und Wahnſinn. Denn das Leben der Menſchen iſt verſchieden; und ſo hat denn auch Jeder ſeinen eigenen Kampf: der als Weltweiſer erkoren, im zerrüttenden Zweifel; der zum Tugendhelden, zum Chriſt berufen, in der Verſuchung. Deine Natur ſcheint mir aber mehr zu dieſem, als zu jenem Zuſtande ſich zu neigen, und eben daher auch darin ihren weſentlichen Kampf ſchon überſtanden zu haben. Offenbar aber ſage ich damit keinen Widerſpruch mit dem Obigen; denn Du brauchſt kein Weltweiſer, kein Solcher, der ſich nur auf die Beſchauung der Natur der Dinge hinwendet, und als Lehrer der Menſchheit auftritt, — kein Solcher, ſage ich, brauchſt Du zu ſein, und haſt dennoch die Wiſſenſchaft in Dir. — Wie aber dieſe ſich aus Dir entwickeln wird, das wirſt Du bald wieder ſehen, wenn Du nur in dem Streben und Gange, worin Du jetzo biſt, Dich fortwährend erhalteſt. — Kämpfe nur gewaltig gegen unſere leidige Gewohnheit, über Etwas hinauszugehen, das Du noch nicht durch und durch geſchaut und erkannt haſt, auf daß wahres und klares Wiſſen in Dir aufgehe, und nicht wankende hin und her zitternde, unſichere Schattenbilder Dich verwirren. Dieſen allein zum Wiſſen führenden, ſichern Weg kannſt Du nun im Plato gleichſam vorgedeutet und vor Augen gelegt ſehen. Alle, die ich jetzt noch aus ſeinen Dialogen kennen gelernt, ſind als Wandelnde, als Hinſtrebende dargeſtellt; das Wiſſen ſelber iſt das geſuchte, geahnte, aber noch nicht geſehene Ziel. „Theaitetos" ſteht am Eingange der Bahn; in ihm enthüllt Plato den Anfang der wiſſenſchaftlichen Entwicklung. Ebenſo iſt „Meno" an den Eingang geſtellt, aber, wie von anderer Natur, ſo auf ganz anderem Wege; jenen will der göttliche Prieſter der Artemis zum Wiſſen der επιστημη führen, dieſen — zu dem der αρετη. Beide aber heben ſie auf gleiche Weiſe an: mit dem Anfange der Wiſſenſchaft, mit der Vergegenwärtigung der Erſcheinungen, deren Einheit geſucht wird, die aber nicht wieder

eine Erſcheinung, ſondern das *θειον αγαθον και αιδιον* iſt, auf das denn alle Philoſophie hinſtrebt. Aber von jener Vergegenwärtigung bis zu dieſer Einheit iſt ein ungeheurer Zwiſchenraum; die Entwicklung aber macht keinen Sprung. Daher kommt auf die Vergegenwärtigung der Erſcheinungen die erſcheinende Einheit; dieſe wird aber als bloße Erſcheinung, und als für ſich unzulänglich nachgewieſen, und ſomit erſt die Ahnung einer tiefer liegenden Einheit erregt, und die Einſicht in dieſelbe ſelbſt vorbereitet. Achte demnach den „Theaitet" nicht gering, ſondern ſuche ihn auf eine ähnliche, freilich entfaltetere Weiſe — aufzufaſſen. Ich wenigſtens, durch Schüeny's Wink etwas leichter dazukommend, habe durch dieſe Anſicht eine warme Liebe für „Theaitetos" bekommen, und dieſer Dialog hat dadurch auch nicht wenig auf mich eingewirkt.

Ich bin übrigens noch immer in meinem „Parmenides," dieſem Proteusdialoge! Zugleich bringe ich meiſtens eine Morgenſtunde an dem eigenen Dialoge zu — was mich ſtärkt und ermuntert. — Ich hoffe, daß auch unſer geliebter Freund N., wenn er einmal die Prüfungslaſt vom Halſe hat, ſeinen langewährenden Leichtſinn, wie ſchon oft auf einzelne Stunden, ſo endlich auf immer brechen, und die befreite Seele dem Anleuchten des Göttlichen darbieten wird.

Wir haben in der vorigen Woche traurige Tage gelebt; denn der edle B. war an dem, uns zu verlaſſen. Doch hat ſich, wider der Aerzte Vermuthen, die Krankheit gemildert, und wir haben wieder neue Hoffnung. Gott erhalte uns den wackeren, den edlen, den liebenden Freund! — Schreibe recht oft, und lebe wohl! Dein Freund Alois Flir.

Wien, 17. März 1829.

Mein innigſt geliebter Freund!

Ganz gewiß erwarteſt Du um dieſe Zeit keinen Brief von mir, und noch weit weniger die Nachricht, die Dir darin gekündet wird. Zitterſt Du ſchon vor Furcht und Hoffnung, bang und freudig, ungewiß und begierig, was ich denn Neues bringe? — So höre! — Ich habe die Medizin von mir abgeworfen, und mich zum Prieſter geweiht. — Wohl möchte ich Dir dieſes entſcheidende Ereigniß meines

Lebens mündlich, an Deiner Bruſt, in Deiner Umarmung — Dir ſagen, oder, da das ſchon unmöglich, wenigſtens in freier, ſtrömender Rede mein Innerſtes Dir ausgießen; aber ſelbſt daran bin ich gehindert, indem der Körper, obgleich nur unbedeutend unwohl, mich dennoch drückt und engt, ſo, daß ich mich nicht regen kann, wie ich will, und mein Geiſt, wie der Rieſe aus ſeinem Berge, nur einzelne Flammen hinausſchleudern kann. Aber ich laſſe mich dennoch nicht abhalten, Dir, meinem Herzen, meiner zweiten Seele, wenn auch noch ſo unvollkommen, einen Entwurf von dem, was ich Dir darſtellen möchte, zu machen. —

Obgleich mein Leben nie noch völlig ſich losgewunden, ſondern vielmehr vom Wirbel der Außenwelt, meiſt beſinnungslos und blind, mit fortgetrieben wurde und noch wird, ſo komme ich doch zu einzelnen Augenblicken, wo ich, in mir ſelber ruhend, ſtiller und freier Anſchauung mich hingeben kann. Da ging nun ein Weſen vor mir auf — immer größer, gewaltiger, heiliger; es wurde unendlich — verſchlang mich und alle Weſen in ſeine unergründliche Tiefe, und ſprach: Ich bin, der ich bin. — So kam ich zurück an den Anfang der Zeiten, zurück in jene Ewigkeit, wo nichts iſt, kein Himmel, keine Erde, kein Engel, noch Menſch — nichts als Er — Er allein! — Sieh', da rief Er: Es werde die Welt! — und ſie ward, und ich zitterte, und wußte nicht, wie das geſchah; denn ich konnte nicht erkennen, ob Gott die Welt; wo nicht, wie Etwas ſei, Gott nicht ſeiend. Doch eine begeiſternde Ahnung durchfuhr mich, wie ein geſendeter Himmelsſtrahl, und in meine Seele kam Ruhe und Freude: und ich wußte nun, daß die Welt aus Gott und aus Nichts gebildet ſei — ſie endlich, — Er unendlich; ſie, zeitlich, — Er — ohne alle Zeit; ſie — wandelbar, wie die Farben der Wieſen, — Er — ewig derſelbe; ſie — ſein Gewand, ſein Abbild, an Ihm ruhend, wie der Thau an der Blume, — Er — der Träger, Schöpfer und Ordner des Ganzen!

Und ich brach aus in einen Hymnus, und meinte, tauſendſtimmige Hymnen zu hören, von Erde und Himmel, von dem rauſchenden Meere und donnernden Wetter — vom Wehen der Winde und dem klingenden Gang der Geſtirne — vom Heiligen und Sünder, vom Engel und Teufel. Allerwärts ſcholl es: Es iſt nur Einer, durch Den wir ſind — nur Einer,

Digitized by Google

in Dem wir leben, — nur Einer heilig, nur Einer gut! — — Wehe! Wehe! ſcholl es von Unten: Er iſt gerecht! — Heilig! Heilig! tönte es von Oben! Er iſt das Leben! die Sonne! die Liebe! die Schönheit! — Sieh, dies Alles, dies Ungeheure konnte ich anſchauen, — wußte, und that doch nicht — blieb, ſehend, in den Reichen der Schatten, — lebte, wie's von Außen mich trieb — lebte, als wäre hienieden mein Endziel — vergaß meine Anſchauung, und wandelte mit den Irrenden! — Da entſtand in meinem Innerſten ein Unfriede: jene ſeligen Augenblicke, und dieſe öden, trägen Stunden — jene Begeiſterung, und dieſe Betäubung — jenes Licht, jene Wonne, und dieſe Dämmerung und Qual, Leben und Tod — traten ſich zum Kampfe gegenüber, und da erſcholl endlich das Siegeswort: Ich ſage mich los von Allem — und will ſein — Einer und Einem dienen!

Und ſo nun geſchah meine Weihe, und Gott gebe, daß ich beharre und vollbringe! — Nun aber habe ich wegen Dir noch Einiges beizufügen. Denn aus dem Geſagten möchte nur gar zu leicht der Schein entſtehen, als halte ich den Prieſterſtand für die Blüthe und Vollendung des menſchlichen Lebens, ſo, daß Jeder ihn ergreifen müſſe, der nach Vollendung ringet. — Ich muß mich daher, um kein Mißverſtändniß zu verurſachen, deutlicher erklären. — Du weißt, ich lebte und ſtudierte ſo hin, wie es ſich theils von Innen, theils von Außen ergab. Aber ich war nicht dazugekommen, das Aeußere durch das Innere zu beherrſchen und zu beleben; denn Vieles, was ich lernte, lernte ich nur, weil man das, eines gewiſſen Scheines wegen, zu lernen pflegt. Die Medizin hing ich mir an, wie Einer, der ſeiner Schwimmkunſt nicht vertraut, ein Korkholz — um deſto ſicherer durch die Fluthen des Lebens zu ſchwimmen, ſo, daß ich, wie David, eine fremde Rüſtung trug, in der mir der Sieg nicht werden konnte. Ich warf ſie daher ab, und ſtellte mich in meiner einfältigen Geſtalt hin, und rufe: Gott ſei mein Schild! in Seinem Namen will ich kämpfen und leben! — Wenn Dir daher die Medizin zuſagt, wenn ſie aus Deinem Gemüthsdrange, aus Deinem Innern hervorgeht, ſo haſt Du Einheit, wie ich, und nur dieſe allein fördere ich — in allen Ständen, die ich dann, durch ſie, alle für gleich gut halte.

Mein Entſchluß kam am 13. März, Abends in der

Stephanskirche zur Ausſprache. Ich ging hinein, und wußte nicht, daß ich als ein Anderer herausgehen werde. Eben endigte ein Prediger: ſeine Stimme war ſchwach und durch die Anſtrengung gebrochen. Ich ging aus Neugierde zur Menge und hörte. Er betete eben zu Gott mit innigſter, ſichtbarer Andacht: O Herr! gib uns einmal einen feſten Entſchluß! gib uns Beharren! — Ich dachte mir, ohne ſehr bewegt zu ſein, das wäre freilich gut, ohne weiter auf mich eine Anwendung zu machen. Ich kniete in eine dämmernde Nebenhalle, und da entſtanden Gedanken, völlig gegen meinen Willen — ich wußte kaum wie. Sie ſtiegen, ſie flogen, ſie zogen mich auf, und es fiel Alles, was mich bisher hinderte, wie Schuppen — auf den Boden! Ich ſtand frei, ich ſtand wie ſelig, ich ſtand wie entkörpert auf! — Nun weißt Du denn wohl faſt Alles? — Ich habe jetzt ſechs freie Monate, die ich nebſt meiner innerſten Entwicklung der hebräiſchen Sprache und dem Plato widmen werde. Von Ende Mai bis Oktober bin ich mit F. in Baden. — Unſer geliebter B. hat das Zehrfieber, und muß, ohne Rettung, ohne Hoffnung von hinnen. Die Aerzte ſagen dieß einſtimmig. Aber mir ſagte Chüeny, der ſein Todespriester, ſein Hermes iſt, daß er herrlich und ſchön, wie ein Heiliger, ſterbe. — Ich war ſchon gegen 2½ Monate nicht bei ihm, weil ich ihn nicht erregen will, da ſeine Bruſt äußerſt reizbar iſt. Er hofft übrigens, obgleich zum Tode ſchon bereitet, zuverſichtlich auf Geneſung, und ſpricht ſchon davon, wie er im Frühling aufſtehen und ſich erholen werde. Das kann wohl ſein, aber in einer andern Welt! — Schreibe recht bald; ich umarme Dich.

Wien, den 15. April 1829.

Innigſt geliebter Freund!

Du wirſt wahrſcheinlich geleſen haben, daß die Pythagoräer, um ſich in das Leben des Tages einzuweihen, mit Geſang und Lyraton ihren Geiſt jeden Morgen erweckten. Daß man in der Frühe etwas Lebendiges und Belebendes thun ſoll, das ſcheint mir einmal ganz billig und geziemend; aber da mir jene Künſte der Harmonie nicht gegeben ſind, ſo ſuche ich meine Aufregung — an andern Morgen zwar im Denken, heute aber — in Dir, mein geliebter Freund! Denn es iſt wohl wahr, daß wir die erſte

Aufregung die größte Belebung da bekommen, wenn wir vom heiligen Gefühle durchdrungen, nichts Anderes in dem Augenblicke mehr wissend — Unendlicher — ausrufen! Aber dieses, als das Unvergleichbare, aus allem Vergleiche herausnehmend, habe ich bloß die andern Aufregungen und Geistesbelebungen genannt, und verstehe darunter ein solches Thun, wo der Geist, der Scheinwelt los, in seinen innersten, wunderbaren Kräften sich bewegt und seiner Natur gemäß wirkt. Sieh', und dazu gehört auch unsere Freundschaft. Denn wir lieben ja uns einander nur zum Guten, und zur Förderung des Lebens in uns Beiden. Wenn wir uns gegenüber treten, zu wechselseitiger Anrede, so schwindet von uns alles Störende, — der Geist bekommt, wie Sokrates zum Phädrus sagt, Flügel durch die Liebe, und seine gottähnliche Natur wird wach und offenbar. Daß aber unsere Freundschaft von Gott gesegnet ist, zeigt das Wirksame, das daraus, ohne unser Bewußtsein oder besser ohne unser Anordnen, fortwährend sich entwickelt und in unsere Seele einfließt. Denn ich halte es für geradehin unmöglich, daß ein Mensch im Anderen ein Ueberschwengliches, Himmlisches bewirke; denn wer es zu bewirken scheint, ist nur das Organ der Gnade Gottes. Wenn also uns, im Umarmen unserer Seelen, eine himmlische Wärme aufglüht, so wollen wir freudig glauben, daß diese nicht von uns hervorgebracht, sondern von Gott gegeben sei, und daß unser Bund somit dem Herrn und König des Lebens wohlgefalle. Aber eben darum laß uns auch, nach Kraft und Möglichkeit, wahre Freunde in Gott sein: — wachsam und besorgt für unser beiderseitiges Heil; wahrhaft und wahrheitliebend in unseren Reden; offen zu einander, als hätte Jeder zwei Bewußtsein, eines in sich, das andere im Gemüth des Freundes; uns ermunternd zum Kampf, und zur Annäherung zu Gott. — In dieser Gesinnung hätte ich Dir nun auf zwei Briefe zu antworten; doch ob ich es mit Reinigkeit des Gemüthes zu vollbringen vermöge, weiß ich noch nicht; ich schreibe daher, indem ich zuvor Gott um seine Gnade anrufe, ohne die ich nichts Gutes vermag.

In beiden Briefen erzählest Du mir, wie Dein Leben fortschreitet, wie wohl noch Mängel darin sind, aber doch das Gute zum Siege kommt. Darum sei guten Muthes; denn die Gnade Gottes, welcher nichts widerstehen kann, ist in

Dir und mit Dir. — Hüte Dich aber in dieſer Deiner Beſſerung und Reinigung vor der Aengſtlichkeit, in die Einer deſto leichter bei ſolchem Thun verfällt, je zarter und jungfräulicher ſein Gefühl. Ich meine dadurch aber offenbar nicht, man könne auch den kleinſten Fehler zu ſehr beſchmerzen, aber nur ſoll der Schmerz nicht die neue That hemmen, denn ſonſt wird der Weg zur Beſſerung wieder ein Hinderniß. Laß uns nur, ſammt allen unſeren Mängeln, in Gottes Unendlichkeit, wie in einen Lichtocean hineinſtürzen: Er wird uns reinigen, denn durch Ihn wird der Sünder gerecht, und das Schwarze wird weiß! Sieh', und das ſind die Wunder der Erlöſung, daß wir bei all' unſeren Fehlern frohlocken können, dem Heiland vertrauend, während Andere, die in der Erlöſung entweder nicht ſind oder nicht darin leben, bei folgerechtem Thun zum Selbſtmorde, — bei leichterem, zu Lüſtlingen werden. Denn der Menſch hat ſein Ich verwirkt, und beſteht und erhält ſich nur durch den Erlöſer.

Daß Dich meine Standeswahl erfreuen werde, habe ich mir ſchon vorhin gedacht, weil ich wußte, welche innige Liebe Du immer zum Prieſterſtande geäußert. Eben ſo wenig unerwartet war mir daher auch Deine Antwort in Betreff Deiner ſelber. Ja, ich meine ganz klar einzuſehen, daß Du gerade zum Prieſter geſchaffen biſt, und nur hierin Deinen Beruf erreichen und erfüllen werdeſt. Wenn Dir einfällt, daß etwa ein Schwätzer Dich Nachäffer von mir nenne, ſo denke dagegen, daß jeder nur mittelmäßig Verſtändige und Dich Kennende wohl einſehen muß, daß das Prieſterwerden bei Dir nicht Nachäffung, ſondern die offenbarſte Anlage und Natur iſt; ſo, wie ich dieß auch früherhin ſchon öfter gehört. Dann aber wollen wir die Leute reden und urtheilen laſſen, was ihre Zunge verlangt: — was gut iſt, wollen wir thun, ohne Umſchauen, ſtandhaft, frei, Diener Gottes und nicht der Menſchen. — Wann Du aber rufeſt: Ich bin nicht mehr Mediziner! — das laſſe ich, ohne ein ſtörend Wort in die heilige Stille des Gemüthes zu ſchicken —, Dir und Gott über; bitten wollen wir aber vereint, daß die Zeit bald erfüllt werde, damit wir in unſern Studien uns immer, ſo dieß Gottes Wille, beiſammen haben. Ich einmal brenne vor Sehnſucht, bei Dir zu leben, und ſchaue mit Verlangen auf jene Zeit, wo dieſe Freude mir zukommt.

Schreibe mir auch, wie es etwa mit den Ferien ſtehen wird; wie viele Zeit Du früher von der Heimath los zu werden gedenkeſt. Ende Mai bin ich ſchon in Baden. — N., der nun immer mehr in das Gute eingeht, und der Erlöſung wohl etwa doch bald ſich nahen wird, ſtellt ſeine Erwartung von Dir weit höher; denn er hofft zuverſichtlich, daß Du den größten Theil der Ferien bei uns zubringen werdeſt. Doch thue Du, was Deine Umſtände Dir erlauben.

Ich habe übrigens dieſe Zeit her weit weniger ſtudiert, als Du vielleicht gedenkeſt. Ein kleiner Dialog, dann der „Politicus" von Plato, und ein (herrlicher!) Aufſatz von Chüeny über den Cölibat, iſt ſo faſt das Geſammte, worauf ſich mein Studium erſtreckte. Doch hätte ich dabei noch bald das Hebräiſche vergeſſen, worin ich täglich wenigſtens eine ſtarke Stunde lang überſetze, und ſomit doch einigen Fortſchritt mache, ſo daß ich hoffen kann, beim Ende meiner Ferien der Sprache ziemlich kundig zu ſein; ich meine — im Ueberſetzen. Dann leſe ich auch den Brief des hl. Paulus an die Römer und die Evangelien, worin ich aber noch nicht im gehörigen Gange bin, weil ich meiſtens zu wenig ernſt und gemüthlich darangehe. Doch will ich mir nun vornehmen, den Fehler nach Möglichkeit zu beſſern und mein geſammtes Studium, ſeiner Tendenz und Anſtrengung nach, vorzüglich auf die Bibel richten. — B. iſt immer zum Sterben krank, und Gott gebe, daß er bald ſterbe, denn ich kann ihm nichts Beſſeres wünſchen! . . . . .

Wien, ? 1829.

Innigſt geliebter Freund!

Es iſt nun 2 Uhr in der Nacht. Ich bin in einem fremden Hauſe: — L. und P. bei mir. Denn wir ſind Wächter, — Wächter bei einer Leiche, und bei dieſer Leiche ſchreibe ich Dir dieſen Brief. — Um 9 Uhr Morgens hat er geendet, unſer Freund, unſer Bruder — B. Vor drei Tagen ſagte er in der Phantaſie: „Alſo noch drei Tage!" Und eben dort ergriff ein qualvoller Schmerz ſeine Bruſt. Heute, oder vielmehr geſtern, um 7 Uhr, alſo 2 Stunden vor ſeinem Hinſcheiden, ſtrebte er ſich aufzurichten, und ſprach leiſe: „Nein — ich ertrag' es nicht mehr, ich muß aufſtehen!" Da ſagte ihm der gute M.: „Bleibe ruhig, und ergib dich in den Willen

Gottes!“ Da sah er ihn freundlich an, und seine schwache Stimme hauchte diese Worte — diese letzten Worte: „Ja, du hast Recht!“ — Von jetzt stieg das Uebel zusehends: die Todeszeichen erschienen. Chüeny, der wohl sein Priester war, sprach ihm, langsam und andächtig, einige christliche Sprüche vor; uns hieß er in die Messe gehen, um zu bitten, daß der Sterbende der Gnade der Erlösung theilhaft werde. W. und ich gingen allein, die Anderen blieben. Am Ende der Messe kam G. und K., mit der Nachricht, er sei schon hinüber. — Wir fanden also nicht mehr ihn, sondern seinen Schatten — die abgeworfene und zurückgelassene Form seines Wesens. Sie gleicht einer Blume, die zu welken beginnt. — Alle seine Freunde sind in Gottes unergründlichen Willen ergeben. Insbesondere danken wir Gott für den bewunderungswerthen Starkmuth, womit er den zarten, lieben G. gerüstet. Um B.'s Leiche erschallet keine Wehklage; es zittern wohl einzelne Thränen an den Augen, aber kein Gesicht ist von Trauer entstellt. Denn die Geistigkeit dieser von Gott geschickten Begebenheit geht, mehr oder minder, auf uns Alle über.

Die Erde liegt seitab, wie ein sinkender Nebel; der Himmel aber ist nahe, und die Seele fühlt seine Nähe, aber sie kann ihn nicht schauen. Doch weit mehr, als wir, muß dieß der Sterbende empfinden. Ich erkenne daher wohl den Zustand des Sterbenden der Wesenheit nach, aber nicht nach dem Grade. — Nun möchte ich aber meinen Freund noch weiter begleiten; denn ich lasse ungerne von ihm ab! — Also: wo — wie — ist er jetzt, in dem Augenblicke, wo sein Körper die Seele verliert? Die Geisterwelt liegt, wie eine heilige Dämmerung, vor mir, — mich schaudert, denn ich lebe so ungeistig, daß ich vor dem Geistigen erschrecke. Ich erschrecke davor, und kann es dennoch nicht schauen. Aber da ich es nicht schauen kann, so will ich es dichten, um wenigstens ein Abbild zu bekommen, um wie in einem Schattenspiele dem Freunde weiter nachsehen zu können. — Ist der Körper der Freund? — Nein. — Also die Seele? sie, die den Körper verließ? Doch was ist die Seele? und wie soll ich sie mir denken? Wie ein geformtes Licht, welches die Thaten thut, die wir denken und wollen und dergleichen nennen? Die Seele muß also wie ein Thuendes vor mir schweben, denn sonst weiß ich ganz und gar nichts davon.

Ich darf ſie daher auch nicht als Subſtanz vorſtellen, weil ſie, als ſolche, ſchon nicht mehr ein bloßes Thuendes, ſondern ein Subſtrat oder Produkt des Thuenden wäre. Daher kann ich ihr auch keinen Sitz im Körper anweiſen, ſondern ſie iſt darin, wie die Schwere in den Maſſen, wie das Licht in der Luft. Ich muß ſie ſo nehmen, wie Gott, deſſen Ebenbild ſie iſt; denn auch von Dieſem weiß ich nichts, als daß Er das unendliche, heilige Thuende iſt! Nicht als wenn Er ſubſtanzlos wäre; denn ſonſt wäre Er — nichts, aber Seine Subſtanz iſt lauteres Thun, und erſcheint eben deshalb nicht als Subſtanz. — War nun die Seele vorher ſchon, ehe ſie mit dem Körper verbunden war? Wir könnten es vermuthen, ſowie es von heidniſchen Weiſen behauptet wurde, wenn wir nicht durch göttliche Offenbarung wüßten, daß unſere Seele unmittelbar aus Gott hervorgehe. Wie kam ſie zum Körper? — Dadurch, daß das abſolut Thuende die von Ihm ſchon gebildete Materie thuend zum Leibe bildete; dieſes den Leib Bildende iſt alſo jetzt aus Gott und in Gott, und gottähnlich, aber — nicht mehr Gott, ſondern nur eine Relatio zu Ihm, die als ſolche, für ſich, weder Seyn, noch Grund, noch Bedeutung hätte, an ſich nichts wäre, und ſomit nur durch Gott iſt, was ſie iſt. Und dieſe gottähnliche Relatio zu Gott nennen wir alſo Seele. — Der Leib iſt daher nur das milde Farbenſpiel, das aus dem Hineinſcheinen der Seele in die finſtere Materie entſteht; daher wird der Leib das, woraus er genommen — Staub, wenn die Seele ihn verläßt. — Aber wie, warum verläßt ihn die Seele? — Weil ſie ſeit der Sünde im Zwieſpalte ſind. — Wenn aber die Seele den Leib verläßt, taucht ſie dann, nun nicht mehr Relatio, in Gott zurück? — Da wäre Gott wohl ein „Fragmentariſt", wie Einer einmal ſchrieb. Doch ließe ſich mit voller Gewißheit hierüber wieder nichts ſagen, wenn uns nicht die Offenbarung belehrte; ſo, wie denn große Philoſophen behaupten, die Seele tauche zurück. — Es iſt alſo durch die Vernunft wohl höchſt wahrſcheinlich, durch die Offenbarung aber gewiß gemacht, daß die Seele nicht aufhört, Seele zu ſein. — Den alten Leib hat aber die Seele nicht mehr, und doch geht aus dem Entſtehen der Seele die Nothwendigkeit des Leibes zu ihrem Fortbeſtande als Seele hervor. — Die Seele muß alſo in dem Augenblicke der Tren-

nung vom alten Leibe einen neuen annehmen, d. h. es wird ein neues Weſen geboren. — Dieſer neue Leib kommt der Seele kraft des göttlichen Willens, der ihre Fortdauer will, zu: Gott iſt alſo auch da wieder der Schöpfer, aber da er jeder Seele den ihr zukömmlichen Leib gibt, ſo iſt dieſe Schöpfung zugleich Gericht, und entweder Belohnung oder Strafe. Ferners iſt das neue Weſen durch die Materie ſeines Leibes ſchon nothwendig an jenen Ort geſetzt, wo dieſe Materie waltet, — ſowie der Leib von Erde nothwendig an die Erde hält. Ebenſo iſt das neue Weſen ſchon durch ſeine Art in die Geſellſchaft ſeines Gleichen geſetzt. — Nach dieſer Anſicht ſehe ich alſo unſern Freund im Augenblicke des Todes im Gerichte, und vom Gerichte verklärt in einer ſchönen Lichtwelt, in der Geſellſchaft der Heiligen. Gott anſchauen, wird er wohl nicht können, denn kein Weſen ſieht Gott, als Er ſich Selber.*) Aber Seine Werke, Seine Wunder werden ihm offenbar, und die ſeligſte Ahnung wird ihn erfüllen. Wohl aber glaube ich, daß er unſern Erlöſer anſchauen kann, da dieſer aus Liebe zu uns einen Leib angenommen und geworden iſt, wie unſer Einer. — Heil dir, o Freund im Himmel! gedenke unſer, die wir noch auf Erden kämpfen!

Verzeihe mir, mein geliebter Freund, der Du mit uns noch auf der Erde biſt, dies mein kindiſch Gerede. Ich ſehe wohl, daß es mehr geträumt, als gedacht iſt. Doch auch Träume ſind Schatten von der Wirklichkeit, oder wie, könnte ein Traum möglich ſein, wenn nicht Wirkliches voranginge. Zudem wird es dem Gemüth nicht ſchaden, ſolchen Bildern ſich zuzuwenden, denn es wird mit der Geiſterwelt dadurch immer vertrauter, und es wird die Ahnung immer mehr gehoben und erleuchtet. Gott, in Dem und durch Den wir ſind und leben, denken und empfinden, möge uns und allen Menſchen beiſtehen, daß das Verborgene uns nicht entrückt, das Geiſtige uns nicht verhüllet werde! Eines — nur Eines iſt nothwendig! Und wenn wir ſo leben, ſo ſterben wir immer mehr dieſem Irdiſchen, das durch die Sünde entheiligt worden, ab, und bereiten uns vor zur neuen Geburt, zu der uns der Tod unſeres Heilandes und Königs verholfen! — Alles im Namen Gottes! —

*) Man beachte, daß wir hier nur Denkübungen eines jungen Mannes vor uns haben. A. d. H.

Wien, den 14. Juni 1829.

Innigſt geliebter Freund!

Wie Du vermutheſt, traf mich Dein Brief in Baden. Wir ſind jetzt ſeit ſieben Tagen hier. Die Gegend iſt mannigfaltig, und an vielen Orten ſehr ſchön. Auch Einſamkeit findet man im ſtillen Schatten. Doch habe ich bisher wegen des anhaltenden Regens mehr das Zimmer als die Freie genoſſen. Alſo jetzt zur Beantwortung Deines Schreibens, welches mir dreifach werth war. Erſtens nämlich, weil es von Dir, meinem ſo innig geliebten Freunde iſt; dann weil einem Einſamen ein trautes Wort noch viel lebendiger in die Seele dringt; endlich, weil es eine ſehnlich erwünſchte, aber auch gehoffte Nachricht enthält. — Du frägſt mich um meine Meinung, ob Du auch das Letzte, nämlich die Befreiung von den Prüfungen, Deinem Vater herausdiſputieren ſolleſt. — Ich ſtimme Dir bei, wie Du ſelber über dieſen Gegenſtand denkeſt. Denn erſtens behandelſt Du Deinen guten Vater dabei mit möglichſter Schonung; dann aber, wenn wir dieß abrechnen, ſcheint es mir ſelbſt klüger zu ſein, wenn Du Dich mit dem Eroberten begnügeſt. — Dulde daher und trage dieſe kurze Zeit. Weißt Du nicht, daß die Athleten vor dem Feierkampf ſelber — in bloßer Anſtrengung ſich übten? Ebenſo wird dieſe Beſchwerde, obgleich ſie nicht gerade Deinem Ziel ſich zuwendet, doch dazu beitragen: ſie ſtärkt Deine Geduld und Standhaftigkeit, und wird Dir das an Feſtigkeit geben, was ſie etwa auf einige Zeit der Zartheit benimmt. Du ſiehſt wohl, daß ich immer mit meinen Olympiſchen Mannen und Athleten komme. Aber warum denn nicht? Weil es nicht angenehm iſt, oft Dasſelbe zu ſchreiben oder zu leſen? Doch was kümmert uns dieß, wenn es nur paßt! Und das iſt nun ſchon faſt meine Gewohnheit geworden, die Gleichniſſe nicht, wie neuere Dichter, aus der abſtrakten Welt zu wählen, ſondern entweder aus der Natur, oder aus dem Heidenthume, da denn gerade dieſe — Gleichniſſe ſind, und daher auch Gleichniſſe geben, und nur in dieſer Hinſicht für uns einen Sinn haben. Denn wir Zwei ſind nun ſchon einmal keine ſolche Weltbürger, daß wir in jedem Elemente zu Hauſe wären: unſer Leben, worin wir ſind und uns bewegen, ſei der Erlöſer, und was wir als Chriſten tragen und verdauen und aſſimiliren können, wollen wir mit allem Fleiße ſammeln und

aufnehmen; alles Andere aber möge von uns in der Ferne bleiben, ob es nun gerühmt sei oder gescholten, docirt werde oder widerlegt. Darum werden uns Doktorhüte wohl immer zu hoch hängen, und schmucke Gewande nicht wohl anstehen, aber was ist wohl dieß Alles? Jenes sind Hasenhaare und diese vielleicht Schafswolle.

Doch Gott behüte, daß ich in diesem Scherze, den ich übrigens gar ernstlich meine, nicht einen Stolz verberge. Denn es ist schon dem Antisthenes einmal gesagt worden, daß er auf seine Lumpen ebenso stolz sei, wie ein Anderer auf seinen Purpur, so daß sich im Grunde doch wieder Alles um das Eine dreht, um die Selbstsucht! — Denn wahrhaftig nie und nimmer können wir wachsam genug sein; denn wie wir Etwas uns zuschreiben, ist Alles verdorben, wir mögen thun, was wir wollen. Aber gerade darin scheint mir das Wesen des christlichen Lebens zu bestehen, daß wir, wie der heilige Paulus mit anderen Worten sagt, mit Christus sterben, um mit ihm aufzustehen, daß wir in Gott dem Willen nach, wie der Existenz nach, leben, daß wir nur Glieder Gottes sind, sowie denn der hl. Paulus uns Gefäße des Zornes oder der Barmherzigkeit nennt, Plutarchos aber geradehin sagt, die Seele sei ein Organ Gottes, wie der Körper ein Organ der Seele. Und was ist die Vermählung Christi mit seiner Kirche wohl anders, als eine Verbindung zwischen Beiden, wie zwischen Seele und Leib? Darum ist jeder Christ ein Glied Jesu Christi, und stirbt mit Ihm, und wird durch Ihn auferstehen! Wenn aber das so ist, wenn wir ein Glied Jesu Christi sind, so sollen wir Ihm dienen, so wie unsere Hand unserer Seele dienet; Ihm wollen wir dienen, und nichts Anderem, weder dem Scheine des Ruhmes, noch der Sinnesergötzung, noch anderen bösen Begierden; Ihm wollen wir alles Gute, das wir thun, zuschreiben; denn was wagt die Hand, die That des Künstlers sich zuzuschreiben? Wie das Glied todt ist ohne Seele, so sind wir todt ohne Christus. Er ist es also, der in uns das Wollen und das Vollbringen wirkt; Er ist es, welcher lebt, wir aber tragen nur den Namen, als lebten wir; Er ist es, in dem wir uns bewegen, in dem wir streben, ruhen und vertrauen sollen! Denn Sein Geist ist ein gnadenaustheilender, ein erhaltender, ein belebender — in Ihm ist kein Fehl, ein lauteres, gesundes, unveränderliches

Leben! In Ihm alſo kann uns nichts Uebles widerfahren, ſo wie Er auch lehrte. Dies ſoll uns aber mit Muth und Zutrauen erfüllen; denn wir dürfen nicht auf unſere Schwachheit ſehen, ſondern auf Gottes Macht, und nicht zweifeln, wie Sarah oder Zacharias, ſondern demüthig geſtehen: Bei Gott iſt möglich, was bei uns unmöglich wäre.

Ei ſieh' doch, wie es mich hineinriß, und Du ſiehſt nun zugleich beiläufig darin, worin ich mit meinen Gedanken mich jetzt befinde. Ich leſe die Briefe des hl. Paulus und das Evangelium des hl. Johannes, zugleich die moraliſchen Schriften des Plutarchos, an deſſen Stelle aber in Bälde vielleicht ein Kirchenvater oder irgend ein Anderer kommen wird. — Der „Sophiſt," meine ich, wird Dir zu Deiner jetzigen Lektüre durchaus nicht paſſen; denn er iſt nur für einen Geiſt, der in heiterſtem Frohſinn ſich ihm hingeben kann, und nicht viel Anderes zu thun hat. Grund gebe ich keinen davon an, weil ich es nicht nöthig finde. Unter den Autoren aber, die Du leſen könnteſt, würde unter den Griechen der Euripides faſt am paſſendſten ſein, denn der Aeſchylos fordert ziemliche Anſtrengung, oder etwa der Herodot, der Dir ſicher noch mehr zuſagen würde; wenn Du aber dieſe beide nicht bekommſt, ſo nähme ich des Xenophon „Anabaſis" oder „Cyropädie", oder des Platons „Sympoſion", oder „Phädrus", oder „Protagoras". Unter dieſen Allen wählend nehme aber den Herodot, weil die Darſtellung wie ein wallig Grün an das Herz dringt, die Sprache wunderſchön und ohne Anſtrengung zu verſtehen iſt; zugleich hätteſt Du dadurch das Werk ſchon etwas vorgearbeitet, auf das Du wahrſcheinlich durch den natürlichen Gang in kurzer Zeit hinauskommſt. Du ſiehſt wohl, daß ich übrigens nicht ein Hauptſtudium bei der Aufzählung dieſer Werke beabſichtige, ſondern mehr eine Geiſteserquickung. Denn es wäre vielmehr gefehlt, wenn Du zu allſeitig Dich anſtrengen würdeſt, indem Dein zarter Körperbau gar leicht darunter leiden könnte, ſonderlich in Italien. Laß Dich den Verluſt dieſer Zeit für die Wiſſenſchaften nicht zu ſehr gereuen, das läßt ſich bald wieder einholen, was nicht nach dem Weſen, ſondern nur nach der Maſſe, nach dem Quantum zurückblieb. Daß Du aber im Weſentlichen nicht zurückbleibeſt, wirſt Du gut verhüten, wenn Du den Vorſatz, den Du mir ſchriebſt, treu bewahreſt.

Wien, den 17. Juni 1829.

Innigſt geliebter Freund!

Dir die letzte Stunde in Wien! denn morgen in der Frühe ergeht die Fahrt nach Baden — hinaus von den Mauern, hinaus in die Wälder, hinaus in das Freie! Ha, wie ſchöpf' ich einen tiefen Lebenszug herauf aus der Bruſt! Gott gebe, daß ich vollbringe, wornach ich ſtrebe! Die Zeit (ſo nichts Fremdes dahinter kommt) thut recht innig-lich, thut recht weidlich wohl! — Aber ſieh' da, was ich nicht Alles ſage! ich ſchäme mich faſt, daß ich ſo ſehr von dieſem mich dahinreißen ließ, da ich doch von Anderem zu reden hätte. — Das Hinſcheiden von unſerem edlen Freunde haſt Du ſo aufgenommen, wie ich von Dir wünſchte und hoffte. Ja, mein Geliebter, wir wollen ſtreben und bitten, daß wir das geiſtig thun, was unſer B. in Wirklichkeit ge-than hat: wir wollen ihm nachfolgen, und in das Leben eingehen! wir wollen uns abtödten, ſo lange, bis wir be-freit ſind, und ſagen können: „Vivo, sed jam non ego, sed Christus in me vivit.“ Denn ſo lange wir nicht uns ab-ſterben, und in Gott leben, iſt unſer Thun und Treiben noch Eitelkeit! „Si vis perfectus esse, omnia vende!“ ſprach der Erlöſer zum Jüngling, und ſieh', dieſer Spruch gilt auch uns und allen Menſchen; denn erſt, wenn wir Alles um des Einen willen verlaſſen, erſt wenn wir das Nichtige als Nichtiges anſehen, erſt wenn wir nicht mehr uns, auch nicht mehr der Welt angehören, ſondern Chriſto, unſerem Mittler und Erlöſer, dann erſt ſind wir Chriſten, und hier ſchon Miterben jenes Reiches, das uns in der andern Welt bereitet iſt. Wenn wir alſo in Gott leben wollen, ſo müſſen wir ganz und in Allem auf Ihn vertrauen, auf Ihn immer all' unſer Thun und Streben beziehen, von Ihm Alles erbitten, was Er ſelbſt uns geben will: im Wiſſen Erleuchtung, im Wollen Stärke. „Deus enim in nobis et velle et perficere operatur“; et „qui a patre discit, ad Christum venit.“ Denn nicht durch uns, ſondern nur durch Gott kommen wir zu Gott, ſo daß die Selbſtverläugnung, die Ertödtung ſeines Ichs einem Jeden nothwendig iſt, damit er lebe. Das wird, wenn ich nicht irre, der Sinn der Betrachtung ſein, die Dir über dem Tode B's. in der Seele aufging, und mir eine ähnliche ver-

wandte aufweckte. Ich bin auch in meiner philoſophiſchen Entwicklung vorzüglich auf dem, daß ich den Urſprung alles Guten und Böſen aufſuche, und ſo weit es geſtattet iſt, ableite. Natürlich kam ich bei der Unterſuchung des Erſteren auf die Gnadenlehre, welche mir die höchſte, dem Menſchen erfühlbare, ſcheinet, und das iſt die eigentliche Identitätslehre, die uns nicht bloß wie durch eine Rechnung als ein Produkt, das wohl richtig aber nicht belebend iſt, herauskommt, nicht als eine durch die Gewalt des Verſtandes errungene Ueberwältigung der eigenen Natur, Etwas ſchauen zu wollen, was nur Einer ſchauen kann, ſondern durch Gott ſelber uns geoffenbart, durch die innerſte Natur gefordert, gefühlt und durch alle Gebete, die nur je aus dem Gemüthe aufſtiegen, ausgeſprochen! Da dieß aber der Hauptſatz der Gnadenlehre iſt, „quod nihil habemus, quod non accepimus“ — nicht mittelbar, inſoferne die Anlagen gegeben ſind, ſondern unmittelbar, durch beſtändiges Einwirken der Gottheit, ſo iſt auch nothwendig die Selbſtverläugnung und Aufopferung des Ichs — darin begriffen. Schwerer hält es aber mit dem Urſprung des Böſen; denn obgleich ich ſchon einigemal aus Lauheit oder Mangel an Einſicht mich, wie wenn das Thema gefunden wäre, zufrieden gab, ſo zerfallen mir doch immer wieder, bei weiterem Nachdenken, die vorigen Beweiſe, und auch die, welche ich darüber von Andern geleſen habe. Am haltbarſten kommt mir noch der Platoniſche vor, obgleich durchaus nicht in dem Sinne, wie ihn der dualiſtiſche Plutarch deutelt, und auch Schelling gedeutet und gegen Jacobi verfochten haben ſoll. Doch ſei deßhalb um mich nicht beſorgt: „scientia inflat, charitas ædificat“, aber der hl. Auguſtin ſetzt hinzu: „Et tunc scientia non inflat, quando charitas ædificat;“ quæ (igitur) charitas Dei ut diffundatur in cordibus nostris per Spiritum Sanctum, — die nocteque Deum invocemus. Quodsi Deus nobiscum, quis contra nos? — Alſo im Vertrauen auf Gott, wage ich zu philoſophiren!

Vor einigen Tagen iſt Sch. angekommen; und von dem nun erfuhr ich, in welchem Lichte Du bei den Deinen ſteheſt. Dein Bruder, der etwas zu beſonnen und trocken zu ſein ſcheint, fürchtet nur, daß Dir die Theologie wieder verrauche, wie die Medizin; er habe dieß ſchon bei der Me-

dizin gefürchtet, da Du so begeistert davon gesprochen habest, und da Du nun mit derselben Begeisterung von der Theologie redest, so sei ganz folgerecht, daß er dieselbe Furcht bekomme. — Dein Vater sei ganz und gar nicht über Dich aufgebracht, sondern wolle nur ernstlich prüfen, ob Dir denn die Theologie Bedürfniß sei, oder nur ein Gedanke; theils aus Sorgfalt für Dich, theils weil er Dich lieber bei der Medizin, als bei der Theologie hätte, sintemal denn immer einem kernhaften Vater am Herzen liegen muß, daß sein Stamm immer fortwachse, und ihn die Fülle der Zweige ziere und umschatte. Doch sei er schon entschlossen, Dir das Feld zu räumen, da man aus Deinem gesammten Wesen schon einen gewissen Beruf zum geistlichen Stande zu entnehmen meine. Du siehst also, daß Deine Gegenpartei weder Eines Sinnes ist, noch festen Stand hat, noch Hartnäckigkeit, und daß alle Schwierigkeiten, die gegen Dich, wie Meereswogen, drohend sich erhoben, schon im Sinken und Schwinden sind. Sei daher nicht nur froher Hoffnung, sondern auch gewisser Zuversicht, daß Alles nach Wunsch gelingen werde. Daß Du in diesem Jahre die Bürde der Medizinerei noch trageſt, wird wohl fast nothwendig sein, obgleich auch hierin Dein Vater noch zu besserer Einsicht gelangen kann. Auf jeden Fall aber würde ich Dir rathen, während dieser Zeit recht standhaft zu sein: fällt Dir die Gegenwart schwer, so denke an die Zukunft; laß' wohl nicht ab, auf eine kluge und vorsichtige Weise die Deinen völlig zu bereden; denn das ist Deine Sache und Deine Pflicht; was aber erfolgt, das nimm an, sei es nun für Dich, oder wider Dich, denn ich einmal glaube fest, daß die Gottheit unser Leben regiert, und daß von Ihr das Gedeihen und Ende abhängt, während der Anfang manchmal nicht von Gott, sondern von uns ausgeht, nämlich so oft, als wir abweichend zu Werke gehen. Darum sei nur guten Muthes, denn es sorgt und wirkt Einer für uns, der Alles gut macht, was Er immer macht. Und wir dürfen nicht, wie einige Geblendete thaten, etwa meinen, Gott kümmere sich nicht um Kleineres — was ist klein? „Wer kann ermessen? ruft der weise Sirach. Ist die Lilie des Feldes nicht minder, denn ihr?" — „Die Haare eures Hauptes sind gezählt," spricht Jesus, der Erlöser. Wenn wir aber dieß Alles wissen, so wäre Furcht und Bangen, wenn dieß aus

einem Zweifeln an Gottes allesregierender Vorsicht hervorgeht, eine Sünde! — Daß ich Dir demnach auch rathe, die Medizin gehörig zu studieren, solange Du noch dabei bist, versteht sich von selbst.

Lebe wohl! ich umarme Dich!

Dein Freund Flir.

Baden, am Vorabende von Peter und Paul 1829.

Innigst geliebter Freund!

Die Natur feiert die Morgenstunde! Den „Parmenides" in der Hand, ging ich hinaus in den noch einsamen Garten, und wollte unter den säuselnden Schatten der stillen Bäume den Geist erquicken. Aber das Herz war so warm, so voll, daß mir das Lesen unmöglich war: ich betete also zum Schöpfer aller Wesen, zum Urheber der Zeit, zum Geber der Tage. Darauf war ich, weiß selber nicht wie — auf einmal bei Dir, ich schaute Dich an, umarmte Dich, rief Dir Ermunterung zu, und wollte mich nun zu meinem Hellenen wenden, aber — ich konnte nicht! So fest war ich an Dich gezaubert. Doch ich schickte mich willig in diese Nothwendigkeit, und begab mich in mein trautes Kämmerlein zurück, und siehe — bin nun schon vollends im Schreiben begriffen. — — O Freund, wie gerne wollte ich die Last, die jetzt Dich drückt, mit Dir theilen! Wie gerne die Hälfte der schönen Zeit Dir hingeben, die mir nun vergönnt worden. Denn obgleich ich mehr Hindernisse um mich habe, als Du vielleicht denkest, so sind dieß doch freudige, wahrhaft freudige Tage! Er, der sie gegeben, möge mir auch verleihen, daß ich sie, wenn ich solcher Worte mich vermessen darf, nach Seinem Willen lebe! Daß ich begeistert in Ihm strebe, lebendig wachse durch Seine Stärkung — sowie unter mir, neben mir, über mir — Alles treibet und blühet, nach Seinem Gesetz! Daß Er mich erhalte, und ich nicht ersterbend, wie welkende Pflanzen, im Elemente zerfalle, daß nicht Wissen und That, Denken und Wollen in mir sich spalte, sondern Alles Eins sei und bleibe, nach Seinem Bilde! Denn nur darauf kommt es in Wahrheit an, ob wir in Gott leben, oder in der Welt: leben wir in Gott, so ist uns alles Aeußere Eines und Dasselbe, denn in Gottes Thun ist kein Unterschied; also, wenn

wir wirklich in Ihm leben, wird auch keiner in uns ſein; denn ſind wir Ihm in unſerem Thun entgegengeſetzt, ſo leben wir 'nicht Ihm, ſondern dem Veränderlichen, Nichtigen, da wir dieſes nachahmen und in uns kundgeben. Daher iſt auch der Ausſpruch des geiſtvollen Schelling dem Sinne nach wahrhaft evangeliſch: „Strebe, das Abſolute zu werden!"

Aber mit Erſtaunen las ich geſtern in Platons „Republik" die gewaltigen Worte, wie man ſich einen vollkommenen Gerechten vorzuſtellen habe: „*γνμνωτεος παντων, πλην δικαιοσυνης . . ., μηδεν αδικων, δοξαν εχετω την μεγιστην αδικιας . . · μαστιγωσεται, στρεβλωσεται, . . . τελευτων, παντα πακα παθων, ανασχινδιλευθησεται!*" Was Anderes gebeut uns der von Gott erleuchtete Heide, als was der Erlöſer ſelber gebot? Niemand iſt gerecht, wer Ihm nicht nachfolgt; Er aber hat gelitten und iſt geſtorben! Laß uns daher, mein Freund und Bruder, den Entſchluß faſſen, wie der Erlöſer zu ſterben! Mit dieſem Entſchluß Alles ertragen, was da kommt, und muthig in das Leben hineinſchreiten! Denn wir gehören nicht mehr uns an, ſondern Gott! und Er wird für Sein Eigenthum ſorgen.

Ohne Zweifel wunderſt Du Dich, warum ich denn Platons „Republik" leſe? Die Urſache iſt dieſe: ich muß. Denn das, was man Moral zu nennen pflegt, wird um ſo weiter vor meinen Augen, je mehr ich mich hineinwage, und ich bebe völlig, wenn ich mir das Unermeßliche vorſtelle, das ich zu erkennen ſtrebe. Doch mit Gottes Zuthun, auf das ich vertraue, geh' ich an Alles. Vor Irrthum bewahrt mich die heilige Schrift, indem ich nicht an der Wahrheit der Ausſprüche zweifle, ſondern ſie nur, ſo weit es mir möglich iſt, zu entwickeln verlange. So iſt es alſo in mir, und da jener Sophiſtenſatz: „*ὁτι ανθρωπος μετρον ἁπαντων χρηματων*" — denn doch inſoweit wahr iſt, daß ſich das Sehen nach dem Auge, und der Kreis der Wahrnehmung nach dem Maße des wahrnehmenden Weſens richtet, ſo erhellt auch, welcher Art und Weiſe jetzt mein Leſen des Plato iſt; denn jetzt einmal ſehe ich in ihm das Vorbild meines Innern, den Moraliſten. Nun bin ich aber durch den dualiſtiſchen Plutarchos etwas beunruhigt und gereizt worden, da ſich bei dieſem denn eben obiges Sprüchlein des Protagoras erwahret,

und er den Plato geradehin zu einem Erzdualiſten umgegoſſen, um ihn nach ſeinem Modell zu drucken. Ich aber ſuchte Gegenbeweiſe aufzuſtellen, die ich denn vorzüglich im „Parmenides“ gefunden zu haben glaubte. Denn in dieſem Dialoge meine ich das Ziel meines Denkens, ja wohl das Bild der geſammten Philoſophie, das Bild des All's, des Gottes und der Schöpfung zu ſehen. In andern Dialogen aber, z. B im „Politikus“, „Theaitet“, fand ich Sätze, die mit dem Früheren mir nicht zuſammengingen; jedoch ich bahnte mir einen Ausweg, ſo gut ich bei meiner noch zu geringen Kenntniß des Plato vermochte. Ich trug dann das Ganze Hrn. Chüeny vor, der vor einiger Zeit hier war, um ſein Urtheil zu hören; er aber gab mir eine gar nicht genügende Antwort, nämlich: es finde ſich wirklich hierin in Plato ein Widerſpruch. Das reizte mich nun noch mehr, und da ſowohl Plutarchos als Chüeny ſich auf Werke beriefen, die ich noch nicht geleſen habe, ſo war bald der Vorſatz in mir, mich daran zu machen, und ſelber zu ſchauen, was ſich mir denn ergibt, — und geſetzt, daß ich in Allem keine weitern Beweiſe meiner Vermuthung finde, ſo will ich doch lieber bei dieſer bleiben, als bei der Annahme, daß Plato ſich widerſpreche. Freilich ſind Plutarch und Chüeny nicht von gleichem Standpunkte ausgegangen; denn Jener wollte ihn, wie er denn ſelber ein ſtarrer Syſtematiker iſt, zum Syſtematiker machen, und ſchreibt die Aeußerungen, die nicht nach ſeinem Leiſten paßten, der Jugend des Plato zu, — Chüeny aber von des Erkennens Lebendigkeit durchdrungen, verſchmäht die Knechtſchaft des Syſtemes und ſagt, jener Widerſpruch in Platons Schriften ſei in ſeinem Gemüthe gelöſet, und beruft ſich auf eine Stelle des 7. Briefes, wo Plato erkläre, daß von ihm keine Schrift vorhanden ſei, worin ſein Wiſſen und Denken hinterlegt wäre. Ich habe dieſen Brief angefangen, habe aber, da er ziemlich weitläufig iſt, dieſe Stelle noch nicht gefunden, und finde ich ſie, ſo dienet ſie mir nur noch zur Beſtätigung meiner Anſicht, die ſich von der des Chüeny dadurch trennt, daß er einen Widerſpruch annimmt, ich aber keinen, indem ich das entgegengeſetzt Scheinende von anderm Standorte ausgehend, mir erkläre. Die „Republik“ habe ich aber deßhalb zuerſt gewählt, weil ich hierin am hellſten in Plato's Denken (als Moraliſt) zu ſehen hoffe. Denn Du irreſt,

wenn Du dem gewöhnlichen Namen gemäß Dir da ein Staatswesen denkest; der Inhalt ist: Was ist das Gerechte? Alles Andere, Staat und Gesetze, dient nur zur Entwicklung jenes Thema's, wie Plato ganz deutlich im 2. Buche sagt. Daraus erhellt nun wohl, daß ich ohne Zweifel an die ächte Quelle ging, und der Anfang einmal — ich beginne morgen das 3. Buch, — hat mich schon innigst erfreuet und begeistert. Von der „Republik" komme ich, indem Plato selber diesen Weg angibt, auf den „Timäus" und von dem dann auf die Gesetze. Nebenbei wiederhole ich die gelesenen Dialoge und füge neue dazu. So wiederhole ich jetzt den „Parmenides"; denn diesen muß und will ich mir ganz in succum et sanguinem verwandeln. Es leuchtet mir auch immer etwas Neues auf, was ich vorhin übersah, so daß ich schon jetzt dem Kleuker nicht glaube, der schreibt, Plato habe diesen Dialog mit Sophistereien durchwebt und nur als Probe seiner gewandten Dialektik verfaßt und stimme sonst mit diesen Ansichten ganz und gar selber nicht überein —! Ich habe auch durchaus Dieses und Jenes für Sophisterei gehalten, aber man prüfe sie nur mit dem Geiste, mit dem man dies Gespräch angehen muß, und man wird statt derlei Zungenfechterei etwas ganz Anderes finden.

Doch nun eine andere Saite! — Etwas Neues. — Chüeny hat auf unsern B. einen Nekrolog geschrieben; er wurde zweimal vor einer zahlreichen Gesellschaft vorgelesen und hat, soviel ich bemerkte, bei Manchen nicht üble Stimmung erzeugt. Es stehen darin über das gesammte Leben eines Studenten, über Sprachenstudium, Classiker, Philosophie, Theologie, Kunst, Erziehung — gewaltige Sätze, und die Schrift ist vom Geiste des Katholicismus, wie ein Körper durch die Lebenswärme, innigst durchdrungen. Wir haben den Aufsatz nach Innsbruck geschickt, daß ihn Hr. Schuler in die Zeitung aufnehme: was erfolgt, ist noch unbestimmt. Du wirst auf jeden Fall hier noch ein geschriebenes Exemplar finden. Nun will ich enden, denn so eben schreibt mir L., daß morgen ein Brief von Dir komme. —

Zwei Tage mußte ich auf Dein ersehntes Briefchen warten. Ich sehe wohl daraus, was ich vermuthet habe — nämlich, daß Du mit Deinem Zustande nicht zufrieden bist und

nach der Freiheit des Geiſtes Dich ſehneſt, von einem tiefen Heimweh gezogen, und in ganz anderem Sinne, als Ovid, das „dulce solum natale“ preiſend. Aber ſei geduldig; „nach einer kurzen Zeit, ſprach der Erlöſer, werdet ihr mich wieder ſehen! Und ſelig ſind die Trauernden, denn ſie werden getröſtet werden.“ Daher hat wohl Deine Trauer einigermaßen ein Mitleid in mir erregt, aber weit größer war die Freude. Denn dieſe Deine Trauer iſt Das in der Tugend, was die Skepſis in der Philoſophie: beide gereichen zur Grundlage im Anfang, und in der Folge zur Stütze. Jedoch geſteh' ich Dir, daß ich in ſolchen Fällen weit leichtſinniger bin, als Du, ſowie ich denn in vielem Andern einen Indifferentismus habe, wegen dem ich in meinem Aeußeren Vieles theils nicht beſſere, theils noch neuerdings verfehle. Wäre daher ich in Deiner Lage, ſo würde ich mich über ſolche Hinderniſſe wohl ärgern, wenn gerade die Rede davon, oder ein beſonderer Fall wäre, — übrigens aber würde ich gelaſſen und emſig fort und fort bis zum Ziele den Quark ſtudieren und mit dem eiſernen Gedanken: „es muß ſein“ alle Grillen verſcheuchen. Das Gewiſſen ſollte mich ganz ſicher nicht plagen. Ich weiß dieß als ein Erfahrener. Denn was kannſt Du dafür? Kannſt Du aber nicht dafür und kannſt Du es auch nicht ändern, ſo iſt dieß die Pflicht, daß wir ſtandhaft dulden. Denn meineſt Du, Gott finde nicht mitten durch Deine Säuren und Eſſenzen den Weg zu Deiner Seele? Kann es nicht ſein, daß auch Geduld und Standhaftigkeit bei dem Heiligen mehr gilt, als Denken und Sinnen? War leiden, gegeißelt, gekreuzigt werden, ein ſo herzerhebend Ding? Und doch wurde gerade durch dieſe Leiden — die Welt erlöſet! Ich meine alſo, Du ſollſt die Sache nicht ſo leichtfertig nehmen, wie ich ſie wenigſtens früher genommen hätte, aber auch nicht mit allzugroßer Trauer, ſondern in der Mitte ſchwebend in dem Anfang des Tages und Ende desſelben den Geiſt erquicken, in der Zwiſchenzeit aber mit thatrüſtigem Thun und Anſtrengen Kraft und Willen und Geduld üben.

Da Du übrigens nun die Prüfungen vor Dir haſt, ſo diſpenſire ich Dich, außer dem Falle der Nothwendigkeit, vom Schreiben, ich aber werde — deſto öfter ſchreiben. Ich umarme Dich und bleibe Dein Freund Alois Flir.

Baden, 12. Juli 1829.

Innigſt geliebter Freund!

Deinem Willen, wie Du ihn mir zu erkennen gegeben, folgend, weiche ich von der Ordnung unſerer Briefreihe ab und ſchreibe, bevor noch Deine Antwort anlangt, aber ich thue dieß in einer ſo gedrängten Zeit, daß ich die Dämmerung, die mir die Examina meines Zöglings allein noch übrig laſſen, durch Zuſchließung der Fenſterläden zur Nacht machen muß. Doch das ſoll mich nicht hindern, mein Gemüth ſo frei zu eröffnen, als wenn ich in ſtiller Mitternacht wäre, oder in feierlicher Morgenſtunde. Denn wir, o mein geliebter Freund, haben einander wohl Manches zu ſagen, die wir einander nicht nur lieben und ermuntern, nach der Freunde Art, ſondern auch durch das Walten der Gottheit unſeren Bund beſtätiget ſehen, da es uns Beide zu Gleichem in gleicher Zeit berief und herausnahm. Denn ich trage in mir die feſte, unerſchütterliche Zuverſicht (die ohne Zweifel auch in Deiner Bruſt wohnet), daß die Veränderung, in welche unſer Leben gegen alle unſere Erwartung in der letzten Zeit da getreten, ein Werk der göttlichen Gnade ſei. Sollen wir erbeben, Solches zu bekennen, unſer Leben für zu gering achtend, als daß wir es auf das Allerheiligſte beziehen? Wie? ſollen wir aber nicht weit mehr zittern, es für ſich hinzuſetzen, wie ein Götzenbild, und von jener Macht loszureißen, die da Alles, in welcher Alles!? — Darum ſagt Schelling: „Gott ſei der überall Wirkende und Waltende, wir aber ſeyen die disjecta magni membra poetae (ποιητε)." Dasſelbe ſteht in zahlloſen Stellen der heiligen Schrift, —ja, was enthält dieſe denn Anderes? Deſto auffallender iſt alſo die Abgeſtorbenheit des jetzo herrſchenden Sinnes, der da Gott zum zweiten Male mordet, und ſeine Jünger für Narren erklärt, und mit Spott und Verfolgung auszurotten ſucht. Aber auch ihnen ruft der Erlöſer jene gewaltige Rede zu: „Dum lucem habetis, credite in lucem, ut filii lucis sitis." — Salomon erſtaunte über die Blindheit der Heiden, daß ſie todte Bilder für Götter und Regierer des Weltalls hielten, und ſieht dieß als eine furchtbar verhängte Strafe an. Aber gerade ſo iſt es jetzt, wo man die Wunder in ein Taſchenſpiel oder phyſiſches Phänomen umgeſtaltet, die Weiſſagungen

durch etymologiſche und hermeneutiſche Verdrehungen und Zerlegungen aufhebt, und das geſammte Leben auf Naturgeſetze und menſchliche Willkühr aufbauet, wobei man keinen Gott mehr zu brauchen meint, als höchſtens das unerwartete und von Niemanden vorherbeſtimmte geordnete Zuſammenſtimmen zu perſonificiren, ſo, daß Gott aus den Dingen erſchaffen würde, wie die Harmonie aus den Tönen, oder das Farbenſpiel aus den Strahlen; ſowie man denn auch, altem Beiſpiele zufolge (Phädon), unſeren Geiſt den „concentus virium vitalium“ nennt. Doch ich reiße mich von allem Dem los, in das ich da wider Willen hineingerathen bin, und ſtelle die Frage: Wenn aber Gott Alles wirket, warum iſt dann Vieles ſo gering und nichtig? ſo daß Hiob ausruft, auch die Himmel ſeien unvollkommen und die Heiligen unrein? Schelling ſagt in der Gelehrtenſprache: „Das abſolut Seyende laſſe das Nichtige einfließen, um ſich unendlich als ſeyend und das Nichtige als nichtſeyend zu ſetzen, ſo daß alle Welt ein Wort ſei, wodurch ſich Gott bejahe.“ Daher ſcheint mir Auguſtinus die Erde ein „Beinahe nichts“ zu nennen. Schöner aber, ſcheint mir, hat es kaum einer geſagt, als der hl. Paulus: „Deus omnia conclusit sub peccato, ut omnium misereatur.“ Ein ungeheures Wort!

Wenn aber dem alſo, wer darf da noch vorgeben, wir müſſen demüthig ſein und unſer Leben nicht auf Gott beziehen? — Aus Gott kommt es, in Gott bewegt es ſich — in Ihm, deſſen Erbarmung den Weltkreis erfüllet. Ein bedeutungsvolles Beiſpiel ſei uns die Fußwaſchung Petri. — Wir wollen ſomit gerne geſtehen, daß unſer Leben ein armſelig, gebrechlich, wankend und mangelhaft Ding ſei, aber das hindert uns nicht, auch dieſes als eine Gabe Gottes anzuſehen und Gott als den Alleinwirkenden zu bekennen. — Denn Gott erſchaffet Alles aus Nichts. — „Quos praedestinavit, hos et vocavit, et quos vocavit, hos et justificavit, quos autem justificavit, illos et glorificavit.“ (ad Rom.) So werden wir alſo aus dem Nichts zu jener Verherrlichung durch Gottes Erbarmung emporgeführt, wovon geſchrieben ſteht: „Dixi vobis; vos dii éstis!“ oder wie der hl. Paulus ſich ausdrückt: „Conformes imaginis filii tui.“ — Wenn aber Alles pure Erbarmung Gottes iſt, ſo ſollen wir nicht glauben, ſeine Gnade richte ſich nach unſerm Verdienſte; denn

dann wäre es ja keine Gnade, wie Paulus lehrt: „Gratia enim estis salvati per fidem, et hoc non ex vobis, Dei enim donum est; non ex operibus, ut ne quis glorietur.“ (ad Ephes.) — Mein Bruder hat daher dieſe Wahrheit vielleicht nicht lebendig genug ſich vorgeſtellt, da er ſich wunderte, daß an mich, einen Heiden (!) ein ſo erhabener Beruf erging; es iſt wahr, wir ſind unſeres Berufes nicht würdig, aber er kommt aus Gottes Erbarmung, welche unſere Mängel erſetzt. Denn wunderbar iſt das Wirken der göttlichen Gnade, wovon der Erlöſer bei dem Nikodemus alſo ſpricht: „Spiritus, ubi vult, spirat! et vocem ejus audis, sed nescis unde veniat, aut quo vadat: sic est omnis, qui natus est ex spiritu.“ Zu Gideons Zeit verſchmähte Gott die Gewaltigen und wollte mit Wenigen, mit Machtloſen die Feinde ſchlagen, daß Iſrael ſich nicht rühme und ſage: „Meine Hand hat mich erlöſet.“ — Daher wäre es wohl gefehlt, wenn wir ob unſeren Mängeln und Gebrechen vor unſerem Berufe erzitterten: der Beruf iſt nicht unſer Werk und wird alſo durch Den, deſſen Werk es iſt, auch vollbracht werden, ſo daß wir auf uns vollkommen anwenden können: „Spe salvi facti sumus.“ Denn wir ſind jetzt wie die Opferthiere, die man auf einer abgeſonderten Wieſe bis zur Zeit des Opfertodes aufbewahrte, „nondum configurati sumus morti Ejus, nondum consepulti cum Eo,“ aber Gott, der uns als Opfer abgeſondert und herausgenommen hat, wird uns auch dazu führen, wozu das Opfer beſtimmt iſt. Unſere Fehler, die wir von Tag zu Tag begehen, ſollen uns nicht irre machen: vielleicht nimmt ſie Gott deßhalb nicht von uns, weil wir noch zu wenig demüthig ſind und im Hintergrunde noch uns für die Wirkenden halten könnten, ſowie er den jungen David ganz entwaffnete, daß er mit Nichts gerüſtet, als mit dem Vertrauen auf Gott, gegen den Rieſen hervortrete. Wenn wir daher nur recht innig und lebendig auf Gott vertrauen, alles Uebrige ergibt ſich dann von ſelber. Ich dieſer Geſinnung alſo, die Du ohne Zweifel ebenfalls als die rechte anerkenneſt, wollen wir unſere Wege vorwärts ſchreiten, bittend um Erlöſung von den Sünden, da dieſe uns zurückhalten; muthig und vertrauend, weil wir wiſſen, daß Gott mit uns iſt. Höre, was St. Paulus einſt an die Philippenſer, jetzt aber an uns Alle ſchreibt: „Fratres, ego me non ar-

Digitized by Google

bitror comprehendisse (ultimam metam). Unum autem (dico), quae quidem retro sunt, obliviscens, ad ea vero, quae sunt priora, extendens me ipsum, ad destinatum persequor, ad bravium supernae vocationis Dei in Christo Jesu .... Imitatores mei estote!“ Dieſer Spruch ſoll über uns ſchweben, wie jene Feuerſäule über dem Volke, das auf unbekannten, wüſten Wegen zu ſeinem Ziele ging.

---

14. Juli.

Ich ſchreibe dieſe Fortſetzung meines Briefes in Wien, wo ich ſeit geſtern mit dem F. mich befinde, weil er ſeine Prüfungen zu beſtehen hat. Ich muß Dir etwas Neues berichten. Ich habe nun feſtgeſetzt, meinen Bruder A. zu mir zu nehmen; die Urſache brauche ich Dir wohl nicht erſt bekannt zu machen. Dieſe Theilnahme an ſeinem Leben und Wohle hat ihn aus ſeinem Leichtſinne und aus ſeiner Gleichgültigkeit herausgeriſſen, und mit feſten, feurigen Ausdrücken hat er mir Erneuerung ſeines Thuns und Strebens verſprochen. Ich hoffe, daß es wirkt! Er hat Talent und Gefühle: er kann ein wackerer Jüngling werden. Ich hätte den Wunſch, daß er mit Dir herabreiſen könnte, doch die Sache läßt ſich, wie natürlich, noch nicht beſtimmen. Aber weit mehr noch wünſche ich, daß Du ihn zu Dir in Deine Wohnung nähmeſt; denn von dem, bei dem er wohnet, hängt die Entſcheidung ab, ob er gerettet iſt und gedeiht, oder ob er, zwiſchen zweien entgegengeſetzten Polen ſchwankt und unſicher ſich bewegt. Doch auch hierüber kann ich von Dir noch keine beſtimmte Antwort erwarten, obgleich ich nicht im Mindeſten zweifle, daß Du nach Wien kommen wirſt. Der junge Bruder des Sch. kommt wahrſcheinlich auch herab, M. ſtudiert hier die Medizin. Es muß Vielen auffallend werden, was denn etwa in Wien ſein mag, das da die Leute ſo gewaltig, wie ein Inſtinkt die Zugvögel herbeizieht. Es iſt wirklich zu hoffen, daß wir im kommenden Jahre recht ſtrebend und thätig, beiſammen leben werden, — wir Alte müſſen vor den Jungen uns vorwärts bewegen — die Jungen fliegen uns nach, ſo daß wir eine geiſtige Gemeinſchaft bekommen, wie die Spartaner eine kriegeriſche hatten. R. iſt voll freudiger Thatkraft, und ich glaube, Gott hat uns an ihm den Sokrates gegeben, mit dem er auffallende Aehnlichkeit hat; denn wie Jener iſt er ein äußerſt re-

ligiöſer Mann, wie Jener, — bekämpft er die Sophiſten mit Dialektik, — wie Jener, ſucht er junge Leute blos wie ein μαιευτικος zu erregen und zu fördern, — wie Jener, verſchmäht er allen Gelderwerb, — wie Jener, lebt er ohne Ehrenſtellen, ohne ſchöne Gewande, ohne Geldbequemlichkeit. Wohl mangelt ihm jenes Allgemeine, das den Sokrates mit allen Menſchen, jungen und alten, Frauen und Männern, ſo ſchön verband; aber erſtens kennen wir den Sokrates nur aus Schriften, wo man das Fremdartige meiſtens ausläßt, dann lebte Sokrates in einer andern Welt, endlich muß man geſtehen, daß R. viel zahmer und liebevoller geworden. Dann war auch Sokrates in frühern Jahren ein biſſiger Mann und Jüngling, ſo daß ſelbſt Zenon und Parmenides über ihn einmal unwillig geworden ſind. — Sei geduldig in Deinen Prüfungen und denke, daß Beſchwerden heilſam ſind, und tröſte Dich mit der ſchönen Zeit, in die Du nun bald wirſt hinübertreten. Vertraue auf Gott, der ſo offenbar Alles zu Deinem Beſten leitet .... Lebe wohl! Dein Freund Flir.

Wien, den 17. Juli 1829.

Innigſt geliebter Freund!

Mit einem ſo bangen und ſchaudervollen Gefühle habe ich Deinen Brief geleſen, daß ich es weder nennen noch beſchreiben kann. O mein Gott! wie danke ich dir für ſolche Hülfe, die du meinem geliebteſten Freunde gebracht! Und meinſt Du, das ſei ein leerer Zufall geweſen? Du meinſt es ſicher nicht und auch ich nicht! Denn wie das Sichtbare ein Abbild des Unſichtbaren, ſo hat auch Manches im äußeren Leben tieferen Sinn und weitere Deutung. Dieſer Gedanke iſt mir vielleicht an dem Tage, wo Dir jener Vorfall begegnete, durch die Leſung des Ezechiel in die Seele eingeprägt worden. Sieh', wie Petrus ſankſt Du unter in den Waſſern: da wandelte der Erlöſer über die Wellen einher, und reichte Dir die Hand, mit dem Worte: ολιγοπιστε! Denn ich denke mir manchmal, daß Du zu wenig auf Gott vertraueſt. Denn Du haſt immer und immer das Auge auf Deinen Fehlern: plage Dich nicht ſo gewaltig! „Der Gerechte, ſpricht der Erlöſer, fehlet des Tages ſiebenmal.“ Dem Fehlen und Fal-

len ſind wir unterworfen, ſo lange, bis wir einſehen, daß wir durch uns nichts vermögen. Die Fehler ſollen uns mit Reue füllen; iſt man aber mit ſeinem Gewiſſen zu ängſtlich, ſo wird man ein geiſtiger Hypochondriſt. Denn auch dieſe ſchauen nicht darauf, daß ſie Leben im ganzen Leibe noch tragen und Wärme durch alle Adern ſtrömet, durch welchen Gedanken ſie erfreuet und völlig erfriſcht werden müßten, ſondern ſie ſchauen auf das Kleinlichte, zählen die Pulſe, fühlen das Herz wallen, beobachten die Verdauung, und was etwa ſonſt noch in der Makrobiotik ſtehen mag. Nimm mir eine ſo grelle Sprache nicht übel, — ich muß einmal über Dich herfallen und Dir Deine Klagen ſtopfen. Nimm meine Rede ſo auf, wie ſie mir aus dem Herzen kam, — denn bei Gott, ſie iſt wahr! Denke Du an die Gnade Gottes, die Dich bisher ſo wunderbar erzog, und regierte und ſei getroſt, daß ſie auch in Zukunft Dasſelbe thun wird. Der Gedanke, meine ich, ſoll Dir gegenwärtiger ſein, als die Zahl und Art und Weiſe Deiner Gebrechen. Die Fehler ſollen untergehen, zerſchmelzen im Feuer des heiligen Geiſtes. Dem gib Dich hin, in dem ſollſt Du frohlocken, nicht immer in Dir trauern. Sieh', das wollte Dir Gott vielleicht zu erkennen geben. Er ließ Dich unterſinken, bis an die grauenvolle Nähe des Todes bringen, um Dich auf eine auffallend wunderbare Weiſe zu retten, damit Du erkenneſt, wer Dein Erhalter iſt und auf wen Du ſomit zu ſchauen und zu vertrauen haſt! „Wenn Gott mit uns, wer wider uns?" Vielleicht wir ſelber? Wie, können wir Gott widerſtehen? Wenn aber auch wir nicht widerſtehen können und Niemand widerſtehen kann, was ergibt ſich dann? „Gott wirket!" Darum, welch' ein Gefühl ſoll in uns größer ſein, als das des Glaubens, des Vertrauens, der Freude? Wenn wir fühlen, daß uns die Gnade Gottes ergriffen hat, was ſoll uns da noch erſchrecken? Sonſt ſind wir wie jene alte Sarah, welcher geantwortet wurde: „Iſt bei Gott Etwas wunderbar?" Warum war denn dieſe ſo lange unfruchtbar? Daß ſie erkenne, wer über Alles regiere und Alles wirke. Aber ohne Zweifel hat ſie, nach jenen Worten, feſter auf Gott vertrauet, denn mit jenen Worten war ſchon die Befruchtung in ihr. Sieh', wir waren auch ſeit langer Zeit unfruchtbar, ſeit wir aber den Ruf, die Rede des himmliſchen Engels vernommen, ſind wir *εγκυμονες* gewor-

den; und ſind wir das, ſo wird auch der Tag der Geburt kommen, wo, wie ein Sohn der Verheißung, ein friſches und reines Leben aus uns hervorgehen wird. „Gloria in excelsis Deo, et in terra pax hominibus bonae voluntatis“. Dieſer Ruf, dieſer Geſang erſcholl in den Lüften über der Geburt des Erlöſers, darum, weil er uns Friede und Freude gebracht; ſowie er nach ſeiner Auferſtehung ſprach: „Der Friede ſei mit euch!“ — Davon meine ich nun, iſt es genug, denn bei Dir braucht es nichts weiter, als einen Wink, den ein Freund dem anderen ſchuldig iſt. —

Ich bin heute noch in der Stadt, werde aber in Einer Stunde von hinnen wandern — hinaus auf die Hügel von Baden! O, wie ich nach Dir mich ſehne! Doch was nicht iſt, ſoll nicht lange die Seele binden, — hat doch ſchon der alte Prometheus geſagt, was nothwendig, das ſoll man ertragen. Schreibe mir noch einmal, wenn auch nur einige Zeilen: wie es Dir geht und wann Du nach Hauſe kommſt. Geh' dann mit Klugheit die Gemüther der Deinen an, daß Du zu uns herab kommeſt. — Ich habe heute meine Bittſchrift nach Brixen geſendet (um Aufnahme in die Theologie), an den Katecheten Doblander, der mir ſie dann dem Conſiſtorium überreichen wird. — Der Aufſatz Chüeny's (B.'s Nekrolog) wird in Tirol ſchwerlich erſcheinen; denn da Schuler ſchon ſeit vier Wochen aus weder mitgetheilten noch errathbaren Urſachen denſelben zurückhielt, ſo ging geſtern ein Brief von Chüeny an ihn ab, mit der peremtoriſchen Forderung, entweder binnen 8 Tagen in die Zeitung einzurücken oder an meinen Bruder abzugeben. . . . .

Ich umarme Dich! Dein Freund Flir.

Baden, am 30. Auguſt 1829.

Mein geliebteſter Freund!

Ueber die Alpen hinab konnte der Brief nicht mehr kommen, weil ich nicht ſicher war, ob er Dich treffen werde. Dafür ſoll er Dich alſo an der Schwelle Deiner Heimat, ſtatt meiner, begrüßen. Bald aber, wenn es der Wille Gottes iſt, werde ich Dich ſelber grüßen und an meine Bruſt drücken! Wie mir auch ſonſt die Zeit immer zu ſchnelle davon flieht, ſo geht ſie mir doch diesmal zu langſam, denn ich erwarte

Deine Ankunft mit drängender Sehnsucht, und zwar vor Allem der Freundschaft wegen, die ich seit Langem zu Dir trage, dann aber auch wegen manchem Anderen, das seit unserer Trennung eingetreten. Was dieß aber sei, will ich jetzt nicht auseinanderlegen, denn, so wir nicht zusammenkommen, wären es leere Worte; — kommen wir aber zusammen, so wird's die lebendige Stimme besser als die Buchstaben sagen. — Daß wir aber wirklich uns nach kurzer Zeit sehen, sagt mir eine innere Stimme, aber ich weiß nicht, ob diese nur die Stimme des Verlangens ist, oder der Erkenntniß, oder beider zugleich. Denn ich meine aus den Umständen, die schon gegeben sind, das Folgende vorherzusehen — sowohl von Seite Deines Vaters, als von der Deinigen. Ich nehme aber deßhalb nicht die vorangehenden Umstände als die Ursache des Erfolges an, denn da würde ich den Fehler Derjenigen erleiden, die das Erschaffene als die Ursache des Erschaffenen ausgeben. Denn es kommt vor Dem, der das Wesen dauchschaut und prüft, nicht darauf an, wie ein Jedes geschieht, sondern was geschieht. Gottlosigkeit ist Gottlosigkeit, ob sie nun da oder dort, so oder anders sich zeige. — Ich denke mir also, wie alles Gewordene und Werdende, so beruhet auch jede Begebenheit in Gott, mit ihrem Anfange und Ende. Obgleich beim Anfange der Begebenheit die ganze Begebenheit noch nicht da ist, so ist doch schon die ganze Begebenheit in der Vorherbestimmung in Gott; der Anfang der Begebenheit ist demnach nicht als die Ursache der Begebenheit anzusehen, sondern die göttliche Vorherbestimmung, in welcher die ganze Begebenheit, somit auch ihr Anfang, beruhet. — Der Anfang geht also aus dem Ganzen hervor und ist im Sinne des Ganzen entworfen. — Eben deßhalb trägt der Anfang mehr oder minder klare Kennzeichen des Folgenden an sich: Hieroglyphen des göttlichen Willens, der das Ganze schon gemacht hat, ehevor es da ist. — Auf diese Weise nun hoffe ich aus der Betrachtung des Anfanges das Ende und erwarte, daß Er, der die Sache schon so gestellt, sie auch so ausführen werde. Wenn ich Dich also vor mir sehen, wenn ich Dich, o mein Bruder, umarmen werde, so will ich dieß nicht als einen günstigen Zufall des ordnungloſen Getriebes, oder als das nothwendige Ergebniß aus dem Zusammenstoß geeigneter Umstände annehmen, sondern als eine Gabe des alleswirken-

den, allesordnenden, allgegenwärtigen, lebendigen Gottes! Darum wollen wir auch dieſem die erſte Freude unſerer Zuſammenkunft als Dank zum Opfer bringen, und ſo dann das Beiſammenleben, mit Seiner Gnade einrichten, daß es, wie es aus Seinem Willen gekommen, ſo nun auf denſelben zurück ſich beziehe und blos in ihm beruhe. — Wenn wir aber Gott für Eines danken, ſo müſſen wir ihm für Alles danken, weil ſonſt der Dank für das Eine nicht möglich iſt. Denn nehmen wir Eines als Gabe Gottes an, ſo müßen wir Alles dafür annehmen, weil, wie ich, um Einmal zu denken, überhaupt denken muß, ebenſo Gott, um in Einem der Bewirker zu ſein, in Allem Bewirker ſein muß. Wenn ich demnach Alles als Gabe Gottes anſehe, und nicht für Alles danke, ſo muß ich entweder glauben, daß nicht alle Gaben Gottes gut ſeien, wodurch dann der geglaubte Gott wieder im Grunde geläugnet, und ſomit wohl auch der Dank gegen ihn aufgehoben wird. Oder ich betrachte alle ſeine Gaben als gut, und danke doch nicht für alle: ſo bin ich ein Undankbarer, und ſomit, als ſolcher, das Dankes nicht fähig; was ich Dank nenne, iſt nichts, als der Ausdruck der Ergötzung, die ich durch die Gabe bekomme, ſomit nichts weiter, als eine thieriſche Geberde. — Wenn dieß aber ſo ſich verhält, ſo ſehen wir auch, wie wir uns zu halten und zu betragen haben, wenn unſere Hoffnung nicht verwirklicht wird, und unſere Ausſicht in's Leere ging. Denn wie es, wenn Du nach Wien kommſt, Gottes Wille iſt, ebenſo iſt es derſelbe, wenn Dir dieſer Weg vor Deinen Füßen abgebrochen wird und verſchwindet.

Er iſt damit nicht geſagt, daß wir uns hier, gerade wie dort, erfreuen müſſen: *εστι (γαρ) σωμα ψυχικον, και εστι σωμα πνευματικον .... αλλ' ου πρωτον το πνευματικον, αλλα το ψυχικον, επειτα το πνευματικον.* Denn weil unſer Körper noch nicht geiſtig, ſondern thieriſch iſt, ſo ſträubt er ſich gegen das Geiſtige, wenn es ihm entgegen wirkt. Kämeſt Du, ſo hätte Alles an uns ſeine Freude; kommſt Du nicht, ſo iſt uns ein Leid auferlegt. Gott will, daß dies Leid uns zuſtoße; er will, daß wir es als Leid empfinden, (denn wie wäre es ſonſt ein Leid?) Er will aber auch, daß wir das Leid, wie die Freude, als Seine Schickung annehmen, und für das Ueble, wie für das Angenehme dan-

ken, daß wir in der Freude dort, und hier in der Trauer uns freuen. Das allein iſt der Unterſchied; und eben dadurch unterſcheidet ſich der Chriſt vom Stoiker in dem Betragen in Leiden und Freuden. — Wohl iſt es ſchwer, dem Vorbilde der Martyrer, die mitten unter den Qualen Lobgeſänge anſtimmten, auch nur im Kleinen und fernehin zu folgen. Aber ein Jeder thue da das Seine, wo er ſteht, und Gott nimmt mit gleicher Gnade das kleine Opfer des Armen und das große des Reichen an. Denn Gott fordert die Werke nach den Kräften; wenn wir aber die Kräfte haben, wie ſollten wir ſo feig ſein, über die Vollbringung zu jammern? Denn wir jammern nicht über Unmöglichkeit, ſondern über die Mühe, und geben eben dadurch, nämlich durch die Klage, eine Anklage unſerer Schuld. — Wie wir aber von dieſer Seite aus ſehen, daß die Hingabe an Gott, in Leiden und Freuden und jedem Geſchick, wenn auch ſchwer, doch durchaus und weſentlich, nicht unmöglich iſt: ſo iſt doch auch and'rerſeits dieſe Hingabe nicht, wie Schelling in jungen Jahren geſchrieben, ein Werk ohne Muth, ohne Kraft, ohne Heldenſinn, ohne Erhabenheit — nicht ein handhablich Spielwerk. Denn er meinte, wenn ich einmal annehme, Gott könne mir nichts als Gutes erweiſen, ſo ſei es eine leichte Sache, ſich ihm hinzugeben. — Aber wodurch gibt er ſich der Gottheit hin? — Durch Ausrottung alles Böſen, jawohl durch Vertilgung ſeiner Ichheit, da eben dieſe, nach ſeiner eigenen Lehre, im Gegenſatze gegen Gott ein Böſes iſt. Ob nun aber dieß eben ſo leicht zu bewirken ſei, als zu ſagen, mag er ſelber zuſehen; ich aber meine, die Hingabe an den guten Gott ſei das Erhabenſte im ganzen Leben, der Grund und Sinn des Lebens, wenn es wahr iſt, was Auguſtinus ſchreibt, daß uns nämlich Gott für ſich geſchaffen hat, ſowie auch Salomo ſagt: Gott habe Alles um Seiner ſelbſt willen gemacht, auch den Gottloſen zum böſen Tage. Doch nun will ich enden....

Das Schickſal des Aufſatzes (von Chüeny) haſt Du ohne Zweifel ſchon erfahren. Sch. ſchrieb an Enk: der Aufſatz rieche nach Schlegel und Adam Müller, d. h. nach Pietismus; es wundere ihn, daß die beſſern Köpfe der jungen Landsmänner in Wien eine ſo ſchiefe Richtung nähmen, — der Aufſatz könne ſomit nicht aufgenommen werden! ....

Baden, den 12. September 1829.

Innigſt geliebter Freund!

Schon war ich bekümmert, das Dein geraumes Stillſchweigen etwa von einer Krankheit herrühre. Doch Gott ſei Dank, von der Seite bin ich beruhigt. Aber dafür haſt Du mir eine andere Krankheit entdeckt, die weit gefährlicher iſt, als irgend eine am Leibe; denn durch dieſe iſt nur das vergängliche Daſein, durch jene aber das unſterbliche Leben bedroht. — Ich bin zwar um dieſes bei Dir nicht bekümmert; denn ich kann nicht zweifeln, daß Du Einer von Denen biſt, die Gott ſich erkoren. Darum bin ich im Innerſten wohl ruhig, wie Chriſtus, da er doch wußte, Lazarus ſei dem Tode nahe. Denn bei den Söhnen des Lebens iſt keine Krankheit, ja wohl der Tod ſelber nicht zum Tode. — Aber wenn das iſt, wie ſage ich dann, daß Deine Krankheit ſo gefährlich ſei und Dein unſterblich Leben bedrohe? — Die Krankheit als dieſe wirkt und webt den Tod, und wenn ich dieſen nicht fürchte, ſo kommt es nicht aus der Kleinheit des Uebels, ſondern aus der Ueberſchwenglichkeit der Hülfe. — Doch wir ſollen, wie über die Hülfe uns freuen, ſo über das Uebel trauern, je nachdem dieſes zugegen iſt, oder jene. — Ob Du aber jetzt noch in Deinem Uebel niedergehalten biſt, weiß ich nicht; ich, als ein kurzſichtiger Menſch muß aus dem urtheilen, was vorliegt. Darum, wenn Du auch ſchon frei geworden, ſo biſt Du doch mir noch ein zum Tode Kranker und ein Gefangener Deiner Schwachheit. — Denn was ich denke, das rede ich; darum bin und heiße ich Dein Freund. — Ich ſage Dir alſo, Du ſcheineſt mir an einer argen Krankheit zu leiden. — Wie ſo? — Du erkenneſt ohne Zweifel wohl ſelber, wie ſo; aber ich will es wiederholen. —

Vor Allem einmal haſt Du viel zu wenig Zuverſicht zu Gott, dem Beſitzer, Geber und Beherrſcher alles Lebens. Wer hat Deinen Leib ſo geordnet und gebildet? Etwa Deine Mutter? oder geheime Kräfte des Mutterleibes? Das ſchiene mir unſinnig; mir bleibt kein geſunder Gedanke hierüber übrig, als daß ihn Gott, wie am Anfange aus irdiſchen Stoffen, ſo nun aus den mütterlichen bildet. Schaue alſo nur Deinen Leib an, und Du haſt ein ſichtbares Zeichen der wirkenden Gottheit. Wie aber das leibliche Weſen von Gott be-

wirkt wird, ſo muß ihn das geiſtige mit unabweisbarem Drange als ſeinen Vater und Herrn, als ſein Höchſtes und All' erkennen und anbeten. — Wenn demnach das ganze Leben des Menſchen, ſein leibliches und geiſtiges ſo in Gott beruht, wäre es nicht verwegen, wenn wir das Eine oder das andere oder beide von ihm abziehen, und als unſer Werk und Eigenthum betrachten? — Du machſt es aber ſo mit dem Vorſatze, Prieſter zu werden. Denn Du betrachteſt ihn als Dein Werk, das, wie aus vergänglichen Empfindungen entſprungen, ſo auch wieder als ein vergänglich Bild, verſchwinden kann. Wenn Du aber ſolche Lebensereigniſſe als Dein Werk anſiehſt, ſo kannſt Du das ganze Leben als nichts Weiteres betrachten. Denn was haſt Du, ſolange Du athmeſt, mit ſolcher Wärme empfunden? wovon haſt Du jemals eine ſolche Kraft, eine ſolche Weihe bekommen? — Das Du aber dies Ergebniß als Dein Werk anſchaueſt, folgt daraus, weil Du es aufheben, oder wenigſtens wanken laſſeſt. — Denn betrachteſt Du es als Werk des göttlichen Willens, ſo bleibt und beſteht es als unerſchütterlich und unberührbar. Wie der Vorſatz von Gott gegeben, wird auch die Erfüllung desſelben zuverſichtlich von ihm erwartet. Oder meinſt Du, Gott ſetze in's Leere und baue in das Nichts? — Du haſt es wie Moſes, der wegen ſeiner Mängel dem Rufe Jehovas nicht gehorchen wollte; nicht aber wie David, der noch jung und waffenlos, im Namen Gottes dem Rieſen entgegenſchritt. Weißt Du nicht, wie Gott das Heer Gideons geſchwächt und verkleinert hat, damit man erkenne, der Sieg ſei nicht das Werk Israels, ſondern Jehova's? Weißt Du nicht, daß der Erlöſer ſo arme unverſtändige Fiſcher zu den Verkündern ſeiner Erlöſung und zu Lehrern der Weiſen eingeſetzt hat, damit man erkenne, es wirke Gott, und nicht ein Menſch? Sieh', ſo dienet vielleicht Deine Schwachheit gerade dazu, daß Du das nun folgende Leben nicht als Folge Deines Thuns, ſondern als unmittelbare Gnade und Gabe Gottes anſchaueſt. — Oder meineſt Du auch von Dir, was Petrus von unreinen Thieren? meineſt Du nämlich, Du ſeieſt ungeweihet, weil Du voll Gebrechen biſt? Aber höre die Worte Gottes, die dem Petrus zuriefen: „Halte nicht für unrein, was Gott geheiligt!" Du ſiehſt alſo, wie Du ganz gegen den Geiſt der hl. Schrift handelſt, wenn Du wegen Deiner Mängel den Beruf

aufgeben willſt, und für unmöglich betrachteſt. Merke Dir, was Paulus von Abraham an die Römer ſchreibt: *μη ασθενησας τη πιστι, ϑ κατενοησε το ἑαυτῦ σωμα ηδη νενεκρωμενον* ꝛc.; ja ſelbſt bei der Ausſtreckung des Schlachtmeſſers auf ſeinen Eingebornen glaubte er noch, daß er Stammvater vieler Völker ſein werde. Lies den Brief an die Römer: es iſt darin der Glaube lebendig und in ſeiner Tiefe dargeſtellt; denn ohne Zweifel erſtarkt daran Dein Glaube, der die Grundlage des geiſtigen Lebens iſt. — Ein anderer Fehler in Dir iſt dann dieß, daß Du nicht verſteheſt, auf Wirklichkeit des Lebens zu kommen. Denn Du meineſt, man müße auf jede Empfindung ſchauen — aus dieſen beſtehe das Leben. Ergeben ſich gute und warme Empfindungen, ſo ſei auch das Leben alſo; im Gegentheile nichtig und lau. Aber wenn Du darnach gehen willſt, ſo wirſt Du bald wie jener ägyptiſche Fabelkönig ſein, in ſtäter Verwandlung begriffen, ohne ſichere, bleibende Geſtalt, weder Dir, noch Andern erkennbar. — Ja, man ſoll auf die Empfindungen ſchauen, aber nicht jede als Herrſcherin des Lebens anſehen, und das Leben darnach benennen und beurtheilen. Denn ſonſt verſchlingen die Kinder ihre Mutter, die Empfindungen die Seele; das Einzelne verzehrt das Ganze, das Leben zertheilt ſich in Gährung. Denn es ſoll Eines in uns ſein und bleiben, und dieß ſoll herrſchen. Nun wirkt dieß aber nur hie und da mit voller Kraft und Wärme, wo es dann freilich, wie die Schlange des Moſes die Schlangen der Zauberer, die übrigen Empfindungen durch ſeine Glut verſchlingt und verzehrt. Aber dies Eine iſt nicht abweſend, wenn es auch nicht ſo wirkt; denn wenn es nicht als Feuer an's Herz glüht, ſo ſpricht es als Wort an unſere Erkenntniß, und fördert, daß wir nicht aus Luſt nach Seligkeit das Gute üben, ſondern auch deßhalb allein, weil das Gute gut iſt. Im Thomas von Kempis finden wir vorzüglich dieſen Zuſtand dargeſtellt, wie Gott durch Wärme und Kälte, durch Begeiſterung und Lauigkeit, durch das Feuer der Gnade und durch ſcheinbare Verlaſſung ſeine Auserwählten zum Ziele führt. Glaube darum, wenn Du vom Prieſterthume nicht ſo, wie zuerſt, ergriffen biſt, ja nicht, es ſei aus Dir der Vorſatz verſchwunden: er muß ja nicht immer wie eine Feuerſäule vor Dir ſchweben, ſondern kann auch als eine dämmernde

Wolke vor Dir einherziehen. Sei alſo in Zukunft ſtandhafter, und nicht, wie der Wind, heute dahin geblaſen, und morgen dorthin. Laß Dein Gefühl nicht ſo überhandnehmen, daß es Dich überwältigt, und Deine Vorſätze, wie Spreu in das Leere ſtreut. Bitte Gott um ſeine Gnade, daß er Dir Stärke verleihe! . . . .

W. iſt jetzt auf gutem Wege: er hat mir vor einigen Tagen geſchrieben, er wolle nun ernſtlich leben, und mäßig und chriſtlich ſein. Denn die Religion dränge ſich ihm unabweisbar an's Herz. Gegen Dich iſt er gut und freundlich geſtimmt: ich zweifle nicht, daß wir Vier in dieſem Jahre gut auskommen werden . . . . Lebe nun wohl. — Laß Dich etwa durch Deinen vorigen Wankelmuth nicht in einen neuen ſtürzen! Denke, es ſei vorüber — und lebe nun im Neuen. Denn die Reue iſt oft das größte Hinderniß zum Fortſchritt. Ich umarme Dich! Dein Freund Al. Flir.

Iſchl, am 3. September 1830.

Innigſt geliebter Freund!

Dein und meines Bruders Schreiben habe ich geſtern erhalten. Meiner Sehnſucht nach hätte Dein Brieflein wohl größer ſein können, doch es werden in Dir hinwieder Urſachen ſein, warum es nicht größer war. Aber wie ich nach einem größeren Briefe von Dir mich ſehnte, eben ſo will ich Dir auch einen größeren ſchreiben. Denn ich liebe Dich, mein ewig theurer Freund, und werde beſſer und edler, während ich an Dich denke und zu Dir rede — nicht nach dem Takte des Verſtandes, ſondern nach dem Drange und Triebe des Gemüthes. Ich werfe Dir dadurch nicht Mangel an Liebe zu mir vor, denn es kann ſein, daß Du, obgleich Du mich eben ſo innig liebeſt, dennoch weder Luſt noch Gründe haſt, Vieles zu reden. — Doch wie kurz Du Deine Worte auch gefaßt, ſo entnehme ich doch daraus das Weſen Deines jetzigen Zuſtandes. Du ſchreibſt, es dränge Dich immer mehr zur Erkenntniß hinaus, daß das blos Natürliche nicht ausreiche. Nun weiß ich wohl, daß Du damit eigentlich ſagen willſt, ein Leben, das nicht enthält all' das Heilige der Offenbarung und Erlöſung Gottes, ſei im Grunde leer, und es zehre

in ihm ein hungerndes, nimmer ſtilles Sehnes. Darauf einmal antworte ich dieß: Ein Leben, das der Offenbarung und Erlöſung ganz entfremdet iſt, das iſt wohl im Grunde leer — iſt hohl und weſenlos; aber ein Leben, das darnach ſich ſehnend aufſchließt und nichts will, als dieſes, iſt vor Gottes Urtheil, und vor unſ'res Geiſtes Urtheil — dem Weſen nach bei dem, der all' das Hehre ſchon hat. Ja, wenn er ſein Leid recht ſchön und edel trägt, wer weiß, ob ein Solcher nicht noch beſſer beſtehen wird, als Mancher, der allen Glauben hat und alle Erkenntniß! „Selig ſind die Trauernden, den ſie werden getröſtet werden." Wahrlich ein ſolches Leben iſt mir dem *Ερως* im „*συμποσιον*" vergleichbar, welcher auch vom weiſen Weibe als Einer aufgeſtellt wird, der das Gute und Schöne nicht hat, aber immer darnach ſich ſehnet und immer es liebt; und in die Reihe der Himmliſchen wird er deßhalb gezählt und ein großer Dämon genannt. — O Freund, die Anſchauung der lichten, ſchönen, ewigen Wahrheit kann uns nicht entgehen, wenn wir nur aus Innerem heraus darnach ſtreben; ſchauen wir hienieden ſie nicht, und iſt dieß unſer Erdenleid, daß wir ſie hienieden nicht ſchauen, ſo wird ſie jenſeits den Schleier von ſich nehmen, und ſich zeigen unſerm entzückten, ſtaunenden Geiſte! Denn da wir einmal leben durch Gott, ſo werden wir ewig leben durch Gott, und wenn wir das Böſe meiden und ausrotten von uns, o ſo werden wir ſelig — entweder ſchon hier, ſonſt aber ganz gewiß dort droben — oder wo es ſein mag! —

Nun kehre ich zu Deinen Worten zurück. Nachdem Du Obiges geſagt haſt, ſo ſetzeſt Du hinzu: „Wie Du aber das Leben handhaben ſolleſt, um dieſes Hohle auszufüllen, wiſſeſt Du noch nicht." — Geliebter Freund, ſtrebten wir nach endlicher Erkenntniß, nach Menſchenerfindung, ſo wüßten wir bald, wie die Erlangung davon zu erwirken. Jenes Wiſſen aber, das wir ſuchen, iſt ein Wiſſen ganz anderer Art: ein Wiſſen, das wir, vermöge ſeiner Weſenheit, in uns ſchon beſitzen, aber nur deſſen noch nicht bewußt ſind. Ganz anders wär' es, wenn es ungewiß wäre, ob es ein Wiſſen von dem, was von dem Chriſten geglaubt wird, gebe; aber weil ein ſolches Wiſſen möglich iſt, ſo iſt es ſchon in uns. — Wieder eine andere Frage iſt, ob aber dies in uns verborgene Wiſſen ſchon hier, oder erſt dort offenbar werden kann? Aber

es ist geradezu gar kein Grund, warum es nicht schon hier möglich sein sollte, wenn wir nur die Bedingungen erfüllen, welche der Entwickelung jenes Wissens vorangehen. Der hl. Paulus macht deutlich und oft den Unterschied zwischen dem Glauben und dem Wissen, und den Ephesiern schreibt er, sie sollen ja recht dahin streben, das Wissen der Offenbarung noch zu bekommen, und er spricht von diesem Wissen wie von einem Hellsehen durch Gott. — Es mag sein, ja es muß sein, daß diese Wahrheiten, weil sie, bei aller Tiefe, doch die Gesetze des Verstandes in sich ausdrücken, und daß daher selbst der Verstand mit ihnen in Eintracht kommt, ich meine die Reflexion allein, ohne Ideen. Und ich fürchte, daß die Gelehrten, welche mit der Vereinigung der Philosophie und Religion sich abgeben, großentheils nur eine solche Verstandesformelei aufsuchen, welche aber nicht die lebendige Erkenntniß, sondern nur eine Form davon ist, so wenig die geometrische Figur der Körper selber ist, dessen Umrisse sie bezeichnet. Dann als ich neulich in Salzburg war, ging ich mit dieser Frage, ob und wie denn Glauben in Wissen sich wandle, zum bekannten Herrn Th., aber er that so gelehrt, daß ich seine Versicherung, als habe er es schon dahin gebracht, nur insoweit glaube, daß er etwa die Uebereinstimmung des Verstandes damit nachgewiesen hat. Den Beweis selber lehnte er ab, und verwies mich an seine Werke und an einige Andere. Doch ich bin fest überzeugt, daß wir das Wissen, das wir suchen, nur durch Gott bekommen können, sowie überhaupt die Ideen nur von Gott erhalten werden. Ein solches Wissen ist eine stille Offenbarung Gottes. — Wohlan denn, Gott sei unser Lehrer! Gott, der mit solcher Gewalt uns zum Priesterthum drängte, wird uns darin erhalten; Gott, der einst den Glauben so warm gegeben, wird auch das Weitere verleihen! Ja, wir sind jetzt nicht ohne Glauben, denn ich rufe mit Petrus: Herr, deine Worte sind Worte des Lebens! Es ist Alles wahr! es muß wahr sein, weil Er es gesagt hat! das glaube ich, und Du glaubst es auch. — Das Erkennen des Wahren aber scheinet mir in leisem Wachsen zu sein, so, daß ich freudig in die kommende Zeit, die Gott gibt, hineinlebe. — O denke, wie selig wird unser Leben sein, wenn es in uns Licht geworden! Aber laß uns tugendhaft, rein, gottergeben, kindlich leben; denn sonst

ſind wir nicht, wie Paulus, ein σκευος της εκλογης. Jeſus Chriſtus, der ewige Sohn Gottes, ſei mit uns und ſtärke uns! .... Flir Al.

? den 9. September 1830.

Mein geliebter Freund in Chriſto!

Erſtaune nicht über dieſen ungewöhnlichen Gruß, oder ja, — erſtaune, denn Du ſieheſt daraus wohl, daß etwas Neues in mir geſchehen, und ich jetzt Alles, was ich habe, nur in Chriſto haben will, alſo auch Dich, meinen Frennd, nur in Chriſto! Denn die lebendige Wahrheit hat mich alles Finſtern, wovon mein Inneres umſchloſſen war, nun befreiet, gleichwie Chriſtus, der Erlöſer, geſprochen: „Die Wahrheit wird euch frei machen", und mit Samuels Mutter, welche aus einer Unfruchtbaren durch Gott in eine Fruchtbare verwandelt worden, ſinge ich; „Der Herr tödtet und macht lebendig, führet in die Hölle, und wieder heraus!" — Geſtern, am Feſte der frohen Geburt der allerſeligſten Jungfrau Maria, ließ mich Gott wieder hingehen zum Altare, und mich in die Reihe der Gläubigen ſtellen, und mich vereinen durch das Wunder der Communion mit Jeſus Chriſtus, meinem Gott und Erlöſer. Dieß berichte ich Dir aber, mein geliebter Freund, auf daß Dein Gram verſchwinde, und Freude Dein ganzes Weſen durchglühe! und daß Du mit mir den Herrn Jeſus erkenneſt und ehreſt, und ihm dankeſt für die Gnade, die er uns erweiſet! Nicht durch grübelndes Denken ging mir die Erkenntniß auf, ſondern durch Gebet und durch Hingabe meines Ich an den Sohn Gottes. Eben aber weil es ſich da nicht um philoſophiſch Sinnen und Denken handelt, worin Selbſtſtändigkeit herrſchen muß, ſondern um einen bloßen Ausdruck des Glaubens, ſo nehme ich keinen Anſtand, Dir das, ſoviel es mit Worten geſchehen kann, mitzutheilen, wodurch ich ſo bin erfreuet worden. — Denke Dich hin zum heiligen Abendmahle: Jeſus Chriſtus nimmt das Brot und den Wein und ſegnet es, und ſpricht: „Nehmet hin, und eſſet; dieß iſt mein Fleiſch; nehmet hin, und trinket, dieß iſt mein Blut." Die Jünger ſahen Jeſum vor ſich, und glaubten dennoch, daß ſie ihn in ſich aufgenommen. Jeſus Chriſtus iſt wahrhaft das Brot und wahrhaft der Wein, „aber die Worte, die ich

zu euch geredet, sprach er, sind Geist und sind Leben. Der Geist macht lebendig, das Fleisch nützet nichts." — Wie ist also Jesu Christi wahrhaftes Seyn in der Hostie und dann in uns zu denken? — Nach dem Ausdrucke der Schrift selber ist Jesus Christus das Haupt, wir sind die Glieder; das Haupt setzet sich in die Glieder, aber auf eine lebendige Weise, aber es setzet sich wirklich darein, obgleich nicht so, als wenn das Haupt, insofern wir es sehen und betasten, sich darein setzte, denn das bleibt auf seiner Stelle, oben an. So setzt sich Christus, wo er will; aber eben dieses sich Setzen des Christus in die Glieder ist ein Beleben und Nähren der Glieder. Wie nun die Lebenskraft des Hauptes im Haupte ist und ausgehet auf die Glieder, so geht die lebendige Wirklichkeit Jesu Christi über auf uns; die Hostie aber ist durch Jesus verwandelt in diese lebendige Wirklichkeit, obgleich sie dasselbe Phänomen beibehält, denn die lebendige Wirklichkeit ist als solche kein Phänomen, und daher wird sie, als solche, auch kein Phänomen; denn insofern das Brot diese lebendige Wirklichkeit Jesu Christi ist, ist es kein Phänomen, d. h. gar kein Brot mehr, sondern Jesus Christus. Wie aber Gott die Welt nicht zum Nichterscheinenden macht, obgleich sie nur seine δυναμις ist, so macht die lebendige Wirklichkeit Jesu Christi das Brot nicht zum Nichterscheinenden, obgleich es Er ist. Wie ist also die Genießung des Fleisches und Blutes Jesu Christi zu denken? Wie er selber sagte, auf eine geistige und lebendige Weise. Aber das Alles kann nicht erkannt werden, wenn nicht das große Einleben erkannt wird, nach dem Bilde des Leibes mit dem Haupte. So ist dann auf eine lebendige Weise Jesus in uns, und wir in Ihm, — Er ist aber nicht in uns der Erscheinung nach, sondern seiner Wesens- und Lebenskraft nach, also nicht fleischlich in uns, (das Fleisch nützet nichts), sondern geistig, lebendig in uns. Keine leere Lücken denke man zwischen uns und Jesus; denn Jesus, der Gottmensch erfüllt mit sich, wie das Haupt den ganzen Leib, so die ganze Schöpfung; die Communion aber ist die Setzung des Hauptes in die Glieder, und die Setzung der Glieder ins Haupt, d. h. die lebendige Vereinigung des Hauptes mit den Gliedern. Und als Akt dieser mysteriösen Vereinigung ist von Jesus Christus das Abendmahl eingesetzt; doch es heißt da — Fleisch und

Blut, das bald für euch wird hingegeben werden, weil Jesus Christus hier das Haupt des leidenden und sterbenden Leibes ist. Das Haupt ist das an sich leidende, das wahrhaft Leidende; alle Glieder leiden nur durch lebendige Theilnahme am Haupte. Jesus Christus ist also das Opfer, wir sind, wie nur Leidende und Sterbende durch Theilnahme an Ihm, so auch nur Opfer durch Ihn! In Ihm müssen wir leiden und sterben, an uns können wir es nicht, weil wir nur Glieder sind; in Ihm werden wir auferstehen, und Seine Herrlichkeit wird in dem Maße die unsrige werden, als Seine Opferung auch die unsere geworden.

Der Herr Jesus, ὁ αρχηγος της ζωης, nehme Dich auf in sein Leben, und der heilige Geist laß Dich erkennen, daß Du aufgenommen bist in Jesus, in's Leben; der Herr Jesus nehme uns auf in sich, und verschließe uns in sich, daß wir in Ihm sind und bleiben, und außer Ihm nichts mehr wissen und haben; in Jesus Christus laß uns leben und weben, in Jesus Christus laß uns einander lieben und Freunde sein, und Brüder, und Eins, wie wir Eins sind mit dem Haupte. Es lobe Alles den großen, unendlichen Gott! es lobe Alles die heiligste Dreieinigkeit! den Vater, durch den Alles existirt, den Sohn, durch den Alles wieder lebt, den heiligen Geist, durch den wir erkennen, daß wir durch den Vater und durch den Sohn sind geschaffen worden, — durch Jenen, im Ausgang von Gott, durch Diesen, im Eingang in Gott! Der heilige Geist ist das Licht, durch welches das, was des Vaters ist, in das, was des Sohnes ist, die beiderseitige Schöpfung, offenbar wird; der heilige Geist ist das Feuer, wodurch wir auch wieder den Vater und den Sohn lieben, die uns zuerst geliebt haben, und ihn, den hl. Geist selber, durch dessen Feuer wir lieben! Alles sind wir und haben wir durch die heilige Dreieinigkeit, hochgelobt in alle Ewigkeit! Amen.

Wien, am 17. Febr. 1831.

Innigst geliebter Freund!

Mit Sehnsucht habe ich auf Deinen Brief gewartet. Denn ich habe einen ungemeinen Trieb in mir, Lebendiges zu sprechen und Lebendiges zu hören, kurz, mit Andern in schöner

Gemeinſchaft zu leben. — Nun finde ich aber durch die Erfahrung, daß die Meiſten, mit denen ich hier umgehe, im Leben nicht fortſchreiten, ſondern in einer gewiſſen Zerſtreuung, ohne Ernſt, ohne Anſtrengung ihre Tage zubringen. Und doch ſind ſie noch weit die Beſten, die man hier antreffen kann. — Meinen Umgang mit ihnen abbrechen, das will ich nicht; erſtlich weil ſie das erbittern müßte und nicht erwünſchte Folgen haben würde; dann, weil ich wenigſtens nach Kraft und Möglichkeit, ſo lange ich bei ihnen bin, veredelnd auf ſie einwirken will. — Ich ſuche daher mein Verhältniß zu ihnen lebendig zu handhaben, wenn auch der Erfolg meinem Bemühen nicht entſprechen ſollte; aber eben weil ſie nicht ſelbſt lebendig thun und leben, weil ſie mehr de potentia gut und edel und tüchtig ſind, als de actu, ſo iſt unſer Verhältniß kein gleiches. Es geht mir daher wie dem Adam im Paradieſe, der ſich nach einem ihm gleichen Geſchöpfe ſehnte. Es wird Dir nun klar ſein, warum ich Dein Schreiben mit beſonderer Sehnſucht erwartete. — Dein Brief ſelber nun kommt mir vor, als wenn Du ſchon ein ausgemachter Diplomatiker, oder Publiziſt, oder wie ich Dich benamſen ſoll, wäreſt und als — ſolcher ihn geſchrieben hätteſt. Denn ſchweigend vom eigenen Herzen, ſchweigend von Deinen Privatverhältniſſen, ſchaueſt Du in das weite, vielbewegte Leben hinaus, und laſſeſt darüber aus dem adyton des Innern Deine Stimme ertönen. — Ich aber höre Dir zu, und erwäge im Gemüthe Deine Worte, und betrachte Dich, — und will Dir nun darauf erwiedern, was mein Weſen mir vorgibt. —

Daß Du die L.....er Geſchichte richtig in's Auge faßteſt und Deine Anſicht vor die rechte Stelle brachteſt, freuet mich zweifach. Erſtlich, weil die Unruhen nun zu Ende ſind, welche, obgleich aus Kleinem und Privatſpannungen entſtanden, bei dem blinden und impetuöſen Weſen der Menſchen, ſicher ſich immer vermehrt, und weiß Gott, wie weit um ſich gegriffen, weiß Gott — welche Folgen gehabt hätten. Ich habe vor gewaltthätigen Revolutionen einen innerlichen Abſcheu. Denn es iſt ſchaudervoll, den Fürſt und das Volk, die in ſo innigem, ſo heiligem, ſo bedeutungsvollem Verbande ſtehen, wie Sonne und Planeten, in gewaltſamer Spaltung und Befeindung zu ſehen. Dem Erkenner des Weſens des Staates muß dieß ebenſo grauſig ſein, als wenn im Hauſe Streit und

blutiger Kampf — ja Todeskampf — zwiſchen Vater und Sohn entſteht. Der berühmte Erasmus von Rotterdam war von der Heiligkeit der Verbindung zwiſchen Fürſt und Volk ſo durchdrungen, daß er eine Empörung in keinem Falle für erlaubt hielt. Dieſer Anſicht bin ich nicht; wohl aber meine ich, ein Volk ſoll das Aeußerſte eher verſuchen, bevor es ſich empört. Daher bin ich mit den Polen auch darin unzufrieden, und ich zweifle nicht, daß ihre That furchtbar geſühnet wird; aber auch der Czar verdient eine Sühne, und wer weiß, was die Zeiten entrollen. Denn das Böſe wird durchaus auch ſchon in dieſem Leben beſtraft, was am ſichtbarſten wird, wenn das Böſe ein hiſtoriſches iſt. (Hiſtoriſch iſt mir, was der Hiſtorie angehört.) Denn das Böſe hat ja nothwendig ſeine Folge auf den Geiſt, oder auf Geiſt und Körper zugleich. Der nothwendig daraus entſtehende Zuſtand iſt die Strafe, und ich weiß nicht, ob man im Geiſtigen an eine andere Beſtrafung zu denken hat. Doch ich käme bald dorthin, wohin ich jetzt nicht will.

Zweitens dann freue ich mich, weil Du Gelegenheit hatteſt, dieſe That zu thun, die Dich der Regierung und dem Volke empfehlen muß. Wenn es wirklich dazu kommt, daß Du zum Landtagsdeputirten gewählt wirſt, ſo eröffnet ſich ein herrlich Leben für Dich! — Wenn aber auch dieß Dir nicht vergönnt ſein ſollte, ſo iſt Dir doch der Weg, vieles Gute zu begründen, nicht verſchloſſen. Denn haſt Du nicht beſonders wichtige Anſichten zum Wohle des Landes, ſo iſt Deine Repräſentation von keiner Bedeutung; haſt Du aber ſolche Anſichten, ſo wird es der Regierung, oder zuerſt einmal einem hohen Beamten willkommen ſein, wenn du im Stillen und beſcheiden Deine Mittheilungen machſt. Denn bei einer wohlwollenden Regierung kann jeder Staatsbürger, ja wohl Jeder überhaupt, wenn er kraft ſeiner Natur und Erfahrung befähigt iſt, faktiſch — ein Vertreter des Volkes, faktiſch — ein Rath ſein. Die Meiſten meinen, eben dies ſchöne Vorrecht ſei in allen Ländern benommen, wo keine freie Preſſe ſei. Aber, vorausgeſetzt, daß die Regierung eine wohlwollende iſt, bin ich feſt überzeugt, daß hiezu die freie Preſſe nicht nöthig iſt. Denn der Hauptgrundſatz der Cenſur iſt wohl, alle Oppoſition gegen Staat und Religion zu hindern, weil ſonſt die Würde Beider, und nur zu oft auch der Friede gefährdet wird. —

Iſt aber die Oppoſition eine evident weiſe, und wird ſie der Regierung freundlich und im Stillen gemacht, ſo muß die Regierung, wenn ſie nicht ſtarrſinnig iſt, dieſelbe reſpektiren und mit Dank aufnehmen. Die Neuerung geht dann von der Regierung ſelbſt aus, welches eben der rechte Entwicklungsgang iſt. — Freilich wohl iſt der Urheber des Guten dann nicht weit und breit bekannt und berühmt; aber der Gute will das Gute, und ſonſt nichts. — Ich bin nicht der Meinung, daß man wegen äußern Verhältniſſen nicht tüchtig wirken könne: es fehlt meiſt am Innern, aber die Schuld wird dann, wie Salluſtius bemerkt, auf's Aeußere geſchoben. „Das Genie dringt durch, wie Queckſilber", iſt der Spruch Napoleons. Wenn Du daher im Politiſchen Dich hervorzuthun ſtrebeſt, ſo fürchte nicht, daß Dir die Gelegenheit dazu fehlen werde, aber ſieh' zu, daß Du zuerſt ein tüchtiger Politiker biſt, daß Du die Bedürfniſſe des Landes durchſchaueſt und die Mittel der Abhülfe erkenneſt. Aber Alles, was Du da vorbringen willſt, muß evident ſein. — Es iſt doch etwas Begeiſterndes in der Manneskraft! Einſam wandelt er durch's ſtille Thal hin, und entwickelt und erzeugt Gedanken aus der Tiefe des Geiſtes, die den Zuſtand eines Volkes — vieler Völker — ändern und neu geſtalten können. Wer die Kraft in ſich fühlt, der iſt dazu berufen! und wer den Muth hat, das Innere in's Aeußere hinzuſtellen, und die Art verſteht, wie er dieß anzugehen hat, wird auch — wahrſcheinlich — das Gute bewerkſtelligen, und gelangt es, aus Mängeln der andern Seite, dennoch nicht, ſo iſt es doch herrlich und wonnig, Gutes und Großes verſucht und gewollt zu haben! —

Alſo ſieh', Du Politiker, Dir gegenüber wäre ich nun ſelbſt bald einer geworden! — Doch nun will ich den erſten Theil Deines Briefes beantworten, und dann — Dieß und Jenes von mir ſelber noch beifügen. — Du findeſt es unrecht, daß man das Chriſtliche nicht auf die Bühne bringen oder vielmehr nicht darauf kommen laſſen will. Es kommt darauf an, was das Chriſtliche, das da vorgeſtellt werden ſoll, iſt. Denn es würde frommen Gemüthern frevelhaft erſcheinen, Dieß und Jenes auf der Bühne darzuſtellen. — Doch ich nahm darauf in der Tragödie ſchon große Rückſicht, indem mein Gemüth ſelber ſich ſcheute, Manches zu ſagen und darzuſtellen. — Sonſt aber habe ich dieſe Anſicht: die Tra-

gödie und Comödie müſſen dem Volke eine Lebensanſchauung ſchaffen; je lebendiger das Volk, deſto leichter iſt es, ihm die Erzeugniſſe des Geiſtes vorzuhalten. Doch zu Leichen reden — iſt närriſch. Ich habe daher keine Luſt, für dieſes Volk Etwas zu machen: weder Chriſtliches, weil es ihnen ſchon ganz fremd iſt, noch Patriotiſches, weil es nur beklatſcht aber nicht gefühlt wird, nichts Schaudervolles aus der wunderbaren Geſchichte des Lebens, weil dieſe Alltagsleute dafür keinen Sinn mehr haben. Wenn ich daher noch Tragödien mache, ſo mache ich ſie nicht für das Wiener Publikum, ſondern entweder für ein ander Volk, oder gar — für eine andere Zeit. — Iſt die Dichtungskraft in mir im Drang' und Trieb', ſo will ich ſie nicht mit Gewalt verdrücken, ſondern was leben und weben will, will ich leben und weben laſſen. Die Schlechtigkeit des Publikums ſoll mich alſo nicht hindern, den Geiſt ſchaffen und wirken zu laſſen. — Anregender, begeiſternder wäre es wohl, wenn man vor ein tüchtig Volk ein großartig Leben hinweiſen könnte. Ich habe ein unabweisbares Streben, ſo zu wirken, daß es in die Gegenwart eingreife. Doch hoffe ich, dies mein Streben in Tyrol erfüllen zu können, weil dort weit minder Zerſtreungen ſind, ſomit weit mehr Ernſt, mehr Eigenthümlichkeit, mehr Empfänglichkeit. Die Geiſtlichen ſoll Geiſtliches erwecken und erfreuen, die Studenten — Freiſinniges und Ideelles und jugendlich Kräftiges, die Bauern Geſchichten von ihren Thalen und Gauen. Alſo ſelbſt im kleinen Lande — meine ich noch das Einzelne anſprechen zu müſſen, — ob Etwas Alle erfreuen und begeiſtern könnte, weiß ich nicht. Aber ich werde jenen alten Brauch der alten Sänger, der Barden, Rapſoden und Minneſänger nachahmen, — ich werde nämlich meine Gedichte ſelber in freundlichen Kreiſen, die ſich freudig um mich ſchließen, vorſprechen in lebendiger Sprache. — Denn ich habe ſchon erfahren, wenn ich ſelber es thue, ergreift es Alle, begeiſtert es Alle; das Dunkle kläre ich auf, die Kraft des Gedankens dringt durch kräftige Sprache unwiderſtehlich in's Gemüth — kurz — ich lebe, wenn ich ſo rede, und es leben Die, welche mich hören. — Es iſt wahr, ſo ein Wirken iſt nicht ſo weit, nicht ſo allgemein; — ſei dem, wie ihm wolle — es iſt ein Wirkliches, ein Lebendiges, und es iſt mir nur leid, daß das entzündete Feuer ſobald wieder in

den Menſchen ausliſcht, und nicht gepflegt und erhalten wird, wie Veſta's heilige Flamme. — Gerade jetzt ſchreibe ich meine Anſchauungen, die ich vom „Prometheus", einer Tragödie des Aeſchylos habe, nieder, und werde dann die Schrift einer Geſellſchaft von Malern und Bildhauern vorleſen, und ſie das alte Leben, ſo weit es mir möglich, fühlen machen. — Das Schickſal meiner Tragödie iſt mir noch unbekannt; ſie iſt in den Händen des Theaterſekretärs Schreyvogel, dem es Hr. v. Gr. hintrug, und mich ſelber bald aufführen wird. — Vor der Hand einmal danke ich Dir für Deinen Antrag.

Daß ich in Bälde — nämlich am Schluſſe des Schuljahres — Dich ſehen werde, wird Dir ſchon mein Bruder gemeldet haben. Es iſt faſt ſo viel als gewiß. Ich gehe nach Brixen. — Wann ich aber Prieſter werde, weiß ich noch nicht, aber daß ich Prieſter werden kann, iſt nun faſt entſchieden. Denn es haben ſich in dieſer kurzen Zeit Ideen entwickelt und feſtgeſetzt, und aus dieſen wird ſich das Leben geſtalten. Doch über alles Dieſes will ich Dir etwa das nächſte Mal ſchreiben. — Auf der Hofbibliothek ſtudiere ich den Jeſaias. Ich wollte, ich könnte noch einige Jahre eine ſolche Gelegenheit und ſolche Hilfsmittel haben .....

Wien, am 17. April 1831.

Mein innigſtgeliebter Freund!

Schon lange ſtaune ich über Dein Verſtummen. Haſt Du meine Antwort auf Dein liebes Schreiben nicht erhalten? Es iſt mir dieß wahrſcheinlich. Doch ſei nun die Urſache Deines Schweigens welche immer — Gott gebe, daß ſie keine traurige ſei — ich kann und will nimmer einhalten, ſondern muß, wie ich ſo oft im Stillen mit Dir rede, jetzt endlich — wenn auch nicht in lauten Tönen, doch wenigſtens ſo, daß es Dir vernehmbar iſt, mein Inneres ausbrechen laſſen. — Denn ich weiß nichts Schöneres auf Erden, als daß wir einander lieben und in der Freundſchaft mit einander leben. Die Freunde genießen jenes ideelle Leben, deſſen Wirklichkeit von ſo vielen Unheiligen geläugnet wird. In der Freundſchaft fühle ich mich geiſtig und glücklich; in der Freundſchaft zerſchmilzt die Selbſtheit und alle ihre Qualen. Lieber,

denke zurück an alle die seligen Zeiten, die wir schon mit einander gelebt! was wir gemeinsam gefühlt, was uns gemeinsam mit Freude oder auch — mit Wehmuth — erfüllt! Denke zurück — schaue zurück, und laß uns mit seligem Bewußtsein auch vorwärts blicken! — Denn ich hoffe für unsere Freundschaft günstige, freudige Zeiten! Vorhin stand ich noch da vor dämmernder, unbekannter Weite, nicht wissend, wohin meine Ordnung mich führen wird, ob nach Norden, ob nach Süden, ob ich im Osten muß bleiben, ob von Dir, ob zu Dir! — Nun aber, wenn der Mensch sagen darf, daß er Künftiges weiß, nun aber weiß ich die Stätte meines künftigen Lebens — mein liebes, kleines, starkes, an Geist und Körper noch unverdorbenes Tirolervolk wird es sein, unter dem ich lebe und sterbe, sowie ich in ihm geboren bin. Weniges kann der Mensch, so sagt uns eine Stimme; er kann Unermeßliches — so sagt eine andere; ich glaube beiden, und freue mich der Zukunft! — Und sieh' nun, so leben wir uns nahe, theilnehmend gegenseitig an Wohl und Weh', fortstrebend mit einander im Gange zum Hohen, im Gange im Hohen. — O wie lange waren wir nun getrennt! wie lange nicht Aug' vor Auge, Brust an Brust! Freundschaft ist wohl etwas Geistiges, aber, bei Gott, der Körper will auch seinen Theil! und die Wehmuth vom Freunde getrennt zu sein, vermag ich mir nie — nie aus der Brust herauszuphilosophiren; ein bloß geistig Beisammensein ist denn doch noch kein völlig Beisammensein, und sind denn unsere Seelen gar so über den Raum erhaben, wie man sagt, ei, warum fühle ich nicht die meine bei der Deinen, oder die Deine bei der meinen? Denken kann ich Dein wohl, und fühlen, aber Du — bist denn doch nicht bei mir. Also nicht blos der Leib, auch der Geist hat Ursache genug, Gegenwart, wirkliches und völliges Beisammensein zu verlangen. Nun sind wir noch vier Monde geschieden, dann — komme ich! dann weihen wir uns durch eine warme Umarmung zum Lebensbunde ein für alle die künftigen Zeiten, die wir dann theils nahe, theils völlig beisammen durchleben werden.

Wegen dem Wege, den ich angetreten und gehen will, sei ohne Sorge. Ich weiß, Du wirst mir Manches einwenden können, und hast wahrscheinlich den Wunsch, daß ich nicht diesen Stand antrete. Doch wären wir beisammen,

ſo würde ich Dir — ganz ſicher — den Wunſch umſtimmen; indeß aber will ich bloß Einiges anführen:

1. Mein Grundſatz des Lebens iſt: ſei ſelber gut, und wirke nach Kräften, daß auch Andere — ſo viele nur möglich — gut werden.

2. Daher habe ich das innigſte Streben und Bedürfniß nach einem Stande, wo ich dieſem Grundſatze am meiſten entſprechen kann.

3. Dieſer Stand iſt für mich vorzüglich der Prieſterſtand, wo mir die mannigfaltigſte Wirkungsweiſe offen ſteht, gegen jedes Alter und gegen jeden Stand, als Praktiker und als Schriftſteller — kurz, das weißt Du ja ſelber.

Was oft ſo qualvoll mich vorhin vom Prieſterthume abgehalten, vereint mich jetzt freudigſt damit: nämlich die Philoſophie. Dem Cölibat unterziehe ich mich aus Liebe zur Menſchheit. Was den Gehorſam betrifft, ſo werde ich gerne leiden, wenn man mich in Unvernünftigem beſchränkt; beſchränkt man mich aber in Vernünftigem, ſo werde ich nicht ermangeln, meine Freiheit mannhaft zu behaupten, und lieber ganz hinweg zu gehen, als ungerecht gefeſſelt zu leben. Doch fürchte ich nichts Arges. Nur durch Unbeſcheidenheit, Uebereilung ꝛc. könnte ich mit unſerer Geiſtlichkeit in Mißverhältniß kommen; doch wenn ich mich taktfeſt benehme, ſo hoffe ich ſehr gut mit ihnen auszukommen. Denn ſind ſie gleich im Durchſchnitt etwas ſchwerfällig im höheren Erkennen, ſo ſind ſie doch — im Durchſchnitt — gute und wohlwollende Männer. — Nimm mir die entſetzlich ſchlechte Sprache nicht übel, denn ich wollte befliſſentlich recht oberflächlich ſchreiben, um nicht in's Philoſophiren über's Prieſterthum und über's Chriſtenthum hineinzukommen, was ich jetzt einmal aus Gründen durchaus nicht will.

Mein heuriges Ausſetzen von der Theologie wird freilich höchſt befremdend ſein; indeß wenn ſie wüßten, daß der jetzige Koryphäos der kath. Theologie ſelber verlangt, ein Menſch, der einmal in's Philoſophiren hineingekommen, ſoll nicht früher die Theologie antreten, als bis er ſeine Philoſophie und die poſitive Religion in durchgängigem Einklange habe, und daß er ſelber in einem Werke ſeinem fingirten jungen Freunde anräth, Ein Jahr mit dem Studieren auszuſetzen, um in ſich Alles in's Reine zu bringen, — wenn ſie dieß

wüßten, dann würden die guten Herren doch nicht geradewegs mich zum Narren verdammen; folglich werden ſie es auch nicht mehr thun, wenn ich perſönlich mit dieſen u. dgl. Apologien ſie abſpeiſe oder tränke. — Anbei bin ich nicht gemeint, um deren Gunſt zu buhlen, ſowie ich auch nicht für geſcheidt erachte, ohne Noth ihnen Widderknöpfe auf die Köpfe zu ſtoßen. Doch hiemit nun genug. — Von meiner Tragödie kann ich Dir gar nichts Neues berichten, denn ich habe mich ſeit vielen Wochen nicht mehr darum bekümmert und angefragt. Sie liegt noch bei Schreyvogel. Denn es erſchien neulich eine Tragödie von Grillparzer ſelber; ſomit wollte ich die Herren in ihren eigenen Geſchäften nicht ſtören. Grillparzer's Drama heißt: „Des Meeres und der Liebe Wellen"; zuerſt nannte er es Hero und Leander, gab ihm aber dann, wie er mir ſagte, dieſen neuen Namen, um damit die moderne Darſtellungsweiſe anzuzeigen. Es wurde nicht am beſten geſpielt und gefiel ſomit auch nicht ſonderlich, ſo, daß das dritte Mal das Theater ſchon völlig leer war. Mir gefällt die Tragödie, ſo ſehr ſie in Manchem äußerſt ſchön iſt, im Ganzen doch nicht völlig, weil ich Etwas darin vermiſſe, das eben weſentlich iſt, jenen ſchaudervoll tiefen tragiſchen Ernſt, der durch alle Geſtalten und Handlungen, auch durch die ſcheinbar freudigſten, wehen muß, und das Aeußere großartig macht, dann — jene wunderbare Nachbildungskraft, die jedes Einzelne in allen ſeinen Zügen mit ſicherer Wahrheit zu ſetzen vermag, worin Shakeſpeare ſo unerreicht ob Allen ſteht. — Die Grundidee übrigens iſt dieſe, wie das ſtille Gemüth Hero's und Leander's durch die Liebe wie in ein ſtürmiſch Meer verwandelt wird, und Beide im Leid' zu Grunde gehen. — Heute oder morgen werde ich ihn wahrſcheinlich wieder beſuchen .....

Sei umarmt und lebe wohl und ſchreibe bald!

Dein Freund Flir.

Wien, am 31. Mai 1831.

Innigſt geliebter Freund!

Beim Leſen Deines Briefes war Wehmuth im Herzen, waren Thränen im Auge! — Er wohnt im Frieden und lebt im ewigen Lichte! — Er war mir ein lieber, theurer Mann! — Ich liebte ihn wegen ſeiner ſelbſt, und liebte ihn

wegen Dir! — Ich dachte recht oft an ihn, und dachte mit Freuden an ihn, und wünschte recht herzlich, den biederen, lebenswarmen Greis wieder einmal — recht bald wieder einmal zu sehen! — Und nun ist er dahin! — Dir — wohl vor Allen — aber auch mir und allen Denen, die ihn kennen gelernt, und gut genug sind, das Gute zu fühlen! — In ihm zeigte sich noch das biedere, thätige, verständige, fromme Leben des letzten Jahrhunderts in ungeschwächter, unzerriebener, kieselfester Kraft: ungestört und ungetrübt in seinem Wesen stand er da unter dem Wechsel des Neuen, tadelte im Ernst und Scherz das Hohle, Ueberspannte, Schwärmerische, Verkehrte und Böse, und lobte dagegen die vorigen Zeiten, wo man häuslich und rechtschaffen, mäßig und rüstig war. — Ich dachte mir immer, dieser blühende Greis bestehe noch seine 16—20 Jahre; doch — wir sehen die Ordnung des Waltenden nicht voraus. — Als mir mein Bruder die Nachricht von der Ursache Deines mir so unerklärbaren, mich betrübenden Stillschweigens ertheilte, da fuhr's mir wie ein Blitz in's Herz. Und seitdem trug ich immer ein schaurig Bangen in meinem Gemüthe herum, und harrte mit Furcht und Hoffnung auf die Kunde von der Entscheidung. — Beim Beginne des Lesens in Deinem Briefe erheiterte sich spürbar meine Seele, und ich meinte schon, nun sei Dein guter Vater genesen; da lautete es: Er wurde aufgelöst. — Mich schauderte, und eine Thräne schoß an's Auge, und ich dachte Dein. — Dann dachte ich an einen ähnlichen Brief von Dir; auch dort zitterte ich schon vor Freude und meinte, sie sei genesen, da war sie — verblüht. — O mein lieber Freund — so ist's auf Erden! — Dem Brauche gemäß sollte ich Dich trösten, und ich jammere und klage selber. Warum? — weil ich meinem Gefühle folgen will, und nichts Anderem. Du bist traurig, und bist mit Recht traurig; ich bin es auch. Und alle Jene leben und geberden sich nicht natürlich, die Einem alle Wehmuth vom Herzen, jede Zähre vom Auge fortpredigen oder fortphilosophiren möchten, die das warme, so Vieles empfindende, liebesehnende Wesen des Menschen zu einem kalten, regelosen, unseligen, stummen Götterbilde — meißeln wollen.

Nicht diese sind es, die mir gefallen; aber Jesus Christus ist es, der mir in Allem gefällt. Der war wohl

wahrhaftig Gott und — Menſch! Er fühlte mit Andern, und ſchämte ſich nicht, auch über irdiſches Unglück, über irdiſchen Wandel und Wechſel zu trauern und zu weinen. — Warum denn ſollen wir die ſo ſanften, wehmüthigen Gefühle zurückdrängen? Beleidigen wir Gott dadurch? Er hat ſie uns ja gegeben, und wenn wir auch trauern, wir mißkennen ja deßhalb nicht ſein Walten. — Die Apoſtel und Jünger ſahen den Erlöſer gen' Himmel fahren, ſie wußten, daß er in die Herrlichkeit erhoben werde, und waren dennoch traurig und wehmüthig. — Sieh', ich finde alſo keinen Grund, mein Gemüth nicht frei zu laſſen, und ſeine Trauer zurückzuſtoßen oder wenigſtens zu verbergen. — O ich fühle mich veredelt und gehoben durch ein ſchaurig Ahnen des anderen Lebens! durch ein ſehnend und wehmüthig Hinaufſchauen zu entſchwundenen Geſtalten der Lieben! — Laß uns, o Du mein ewig Verbundener, laß uns nur frei leben und weben, wie es das Herz will, — ſo, ja, nur ſo! — Laß uns Menſchen ſein — nicht Thiere, nicht eingebildete Götter! Laß uns das Andenken an unſere Lieben im Herzen bewahren, und ſo, wie jene Götter des Homeros, mit goldenen Ketten an den Himmel uns binden und an den Himmel uns hängen, in dem wir noch nicht ſind! Laß uns recht oft von Deiner lieben Thereſe, von Deinem lieben Vater reden, — und kommt uns auch Wehmuth an's Herz, ſo laſſe ſie kommen: ſie iſt ja nur ein ſchauriger Anhauch der Liebe, die Alles vereinen möchte, und doch ſo Vieles ſich trennen ſieht; und laß uns den Vorſatz in die Bruſt ſetzen, tief wurzelnd und lebendig, unſere Natur auch zu behaupten, wie Dein ſeliger Vater die ſeine behauptet, auch ſo kernhaft und thätig zu ſein — in unſerer Art, damit auch unſer Leben, ſo, wie das ſeine, aus der eigenen Weſenskraft ſich geſtalte und entwickle, und nicht aus Büchern und kalten Regeln, daß wir nicht durch Theorien, ſondern durch die That zu erſtarken und Etwas zu werden ſtreben! — O wie ſehn' ich mich jetzo nach Dir! — Wenn ich nur Einen Tag, nur Eine Stunde bei Dir ſein könnte! Wir würden wohl klagend beiſammenſitzen, aber mit kräftigem Handſchlag auch kräftig aufſtehen zu neuem, tüchtigem Leben!

Doch jetzo bin ich noch mit Klammern an das verhaßte Wien gehalten, und bin noch hieher gebannt auf einige

Monate. Ich hatte keine Aussicht, länger als einige Tage, nach so langer Trennung, — bei Dir und den Meinigen zu sein, doch die Noth bricht ja Eisen, und so werde ich denn Alles anstrengen, jene Klammern zu brechen, und mein Freundesherz an Deine Freundesbrust zu tragen — so bald als möglich! Aber vor dem Ende des Schuljahres ist es rein unmöglich — Lieber, ich werde aber nicht stumm sein, wenn ich auch ferne bin, und sind auch die Zeichen nicht Worte, so werden sie dennoch zu Worten belebt, wenn Du mein so denkest, wie ich Dein gedenke! — Sieh', da und dort rückt und zieht die Ordnung der Welt uns Theure hinweg; aber uns — läßt Gott noch beisammen; darum laß uns doch recht glühend Herz an Herz drücken, und in so inniger, liebender Verbindung laß uns leben und sterben, Gutes wirken in uns und um uns, wo wir können, und nach nichts streben, als nur nach diesem! Denn nur so ahmen wir Gott nach, von dessen Geschlechte wir sind, in dem wir leben und weben; nur so — durch die That selber wird uns Gott offenbar, und die Herrlichkeit seines Wirkens und Waltens; nur so wird unser Dasein ein schöner, lichter Krystall, der im Dunkeln leuchtet und wiederstrahlt das Licht, das ihn durchquillt, das Licht, welches das Leben ist, durch welches alles Werdende wird, und ohne welches nichts wird! O Freund, laß uns geistig, frei, kräftig, edel sein — in Allem — im Großen, im Kleinen! Und so laß uns durch die angewiesene Bahn des Lebens gehen, bis auch wir endlich von der Erde — hinüber oder hinauf entschwinden, und — unsre Lieben — wiederfinden! — Aber noch Eines! — Wunderbar ist unser Bund mit Gott, und wohl kein Mensch hat ihn noch erforscht. Gott spricht zu uns: „Betet — und ich will euer Gebet erfüllen." Die Apostel beteten, und Wunderbares bezeugte, daß Gott sie erhört. Darum laß auch uns zu Gott beten, daß er der Seele Deines Vaters gnädig und barmherzig sei, denn auch der gute Mensch ist ein Sünder. O welch' ein Mysterion liegt im Wunder des Gebetes! O wie zerschmelzen da die eisernen Ringe des Fatums in ein glühend, quellend Goldmeer, in dem Gott und Welt in einander strömt — wie zerschmilzt da alles Gesonderte zusammen in das Feuer, das da die Liebe ist, welche nicht nur Alles vereinet, sondern selber das Eine ist in Allem,

wodurch Gott zu uns ſich neigt, und wir zu ihm uns heben, wodurch Er — Menſch, und wir — Gott werden! — Gott ſei mit uns! Lebe und webe in Gott! — Dich umarmet Dein trauernder und freudiger Freund Alois Flir.

Wien, den 18. Juni 1831.

Innigſtgeliebter Freund!

Weil ich mir ſo gerne Dich vergegenwärtige und zu Dir rede, und weil auch Du, obgleich Deine jetzigen Verhältniſſe Dich an Antwort hindern, meine Anſprache nicht ungerne zu vernehmen ſcheineſt, ſo will ich dem Drange meines Innern nachgeben, und ausſtrömen laſſen, was da will. — Vor Allem aber will ich Dir kund und zu wiſſen machen, was mein Gemüth mit Freude erfüllt, und gewiß auch dem Deinen nicht unangenehm iſt: es gelang, die Sache ſo zu ſtellen, daß ich in vier Wochen etwa — von hier — zu Dir — abreiſen kann. Wir können ſomit, wenn es Gottes Wille iſt, recht bald nach ſo langer Trennung uns umarmen, und etwa zwei Monate oder noch länger beiſammen leben und weben! — Die Sache kam ſo: ich war ſchon gleichſam für die ganze Ferienzeit hieher gebannt und geſchmiedet, weil mein Nachfolger erſt am Schluſſe der Ferien einſtehen kann. Nun aber — als ich Deinen letzten, trauervollen Brief bekam, erklärte ich, daß ich auf keine Weiſe länger als Einen Monat bleibe; ich könne nicht meine Lieben zu Hauſe ſo ſehr hintanſetzen. — Der Kleine wäre ſomit geraume Zeit ohne Hofmeiſter geweſen; man beſchloß daher, ihn für die Ferien mit mir nach Tirol zu ſenden. Sein künftiger Erzieher iſt ein Vorarlberger, und wird ihn dann am Ende der Ferien mit ſich nach Wien nehmen. L. kommt ebenfalls nach Tirol, ſo Gott will, aber nur auf ſeiner Durchreiſe; denn er wandert nach Pavia und wird dort ſtudieren. — Ein gewiſſer Sch. von Innsbruck, ein biederer, idealer Jüngling, begleitet ihn. Wir — ſind vorherbeſtimmt, mit Sch. ihn bis auf die Höhen des Arl-Berges zu geleiten; dorthin kommen ihm zwei Kameraden aus Vorarlberg entgegen und reiſen dann mit ihm nach Italien. Auf der Bergeshöhe droben wird alſo — unter kreiſenden Gläſern und ſchallenden Liedern der Abſchied ſein. Doch vielleicht bricht der Krieg aus, und macht meine ganze Prophezeiung zu Schanden. — Doch davon

will ich etwa ſpäter reden, denn jetzo habe ich noch Anderes, das mir mehr am Herzen liegt. — Du weißt, welches Feuer in mir brennt, ein ſchönes Leben zu leben, und ein ſolches bei Andern zu ſchauen. Wenn ich nun Dich bei allen Deinen Verhältniſſen mir vor Augen ſtelle, da zuckt mir eine Wonne durch's Herz, beim Gedanken, wie wirkſam, wie herrlich Du leben kannſt! Doch gerade Deine Verhältniſſe, wenn Du ſie nicht bewältigeſt, werden Dir unheilvoll ſein, ſie, die bei kräftigem Gebrauche Dir gleichſam vielwirkende Organe des Geiſtes ſind. Ich will nun und kann nun wohl nicht Dein Prediger ſein, aber weil ich gewohnt bin, mit Dir im innigſten Verbande zu leben, ſo kann ich mich kaum enthalten, Dich auf einige Deiner Beſtimmungen aufmerkſam zu machen. Von der politiſchen habe ich meine Anſicht ſchon ausgeſprochen. Von der ökonomiſchen will ich nichts anführen, als den Namen. Von der wiſſenſchaftlichen werde ich wahrſcheinlich perſönlich mit Dir ſprechen. Für jetzt betrachte ich die religiöſe. — Du weißt, daß bei uns gerade Diejenigen, welche die gebildetſten zu ſein ſcheinen, die irreligiöſeſten ſind. Du gehörſt wohl nicht unter dieſe, und darüber freue ich mich. Denn Du fühleſt und erkenneſt die Alles wirkende und bewaltende Eine Kraft, welche der Quell alles Daſeins, alles Schönen und Guten und Großen iſt. Du fühleſt und erkenneſt, wenn auch — vielleicht — noch nicht das ganze Chriſtenthum, doch in Vielem ſchon ſein Weſen, und ſtrebeſt, Alles zu fühlen und zu erkennen. Du ſteheſt im Chriſtenthum ſomit — nach meiner Anſicht — wahrhaft und lebendig, während ſo viele Tauſende nur in einem Aftergebilde davon behaglich liegen und niſten; aber, ſoviel ich aus Deinen Briefen entnehme, biſt Du darin wie die Katechumenen der Vorzeit, nämlich noch unvertraut mit der Weihe der Myſterien. Ich weiß dieſes nicht gewiß, aber ſollte meine Meinung wahr ſein, ſo erinnere ich Dich daran, daß Du Dein Inneres darauf richteſt und bedenkeſt, daß Du, wenn die katholiſche Religion in ihrem Weſen die wahre iſt, kein religiöſes Vorbild für Dein Volk biſt, wenn Du nicht — in den Formen der Kirche lebendig zu leben vermagſt. — Eben das iſt es, woran ſelbſt die Geiſtigen noch ſcheitern — die liebevolle Hingabe der Freiheit unter die Formen,

welche Chriſtus durch ſeine Apoſtel verordnet hat. Freilich iſt dazu nothwendig, daß man die Formen nicht als todte aufnehme, ſondern daß man ſie mit dem lebendigen Lichte der Erkenntniß, oder wenigſtens mit dem göttlichen Dämmern des Ahnens erfülle und belebe. — Dann — haſt Du Dir einen idealen Zuſtand in Deinem religiöſen Leben erlangt, biſt Du den Einfältigen eine Wonne und ein Vorbild der Andacht, den Stolzen aber entweder ein Lehrer oder wenigſtens ein ſeltener Mann. — Ich bedaure jeden Denker, wenn er nicht fromm und andächtig unter das Volk hineinknien, wenn er in Gebet und Geſang desſelben nicht von Herzen einſtimmen, wenn er nicht demüthig in die Reihe der Beichtkinder ſich ſtellen, wenn er nicht entzückt hingehen kann zum Genuſſe Jeſu Chriſti. — Ein ſolcher Denker wird nicht wahrhaft glücklich ſein: — er wird von den Guten und Frommen des Volkes mit einem gewiſſen Grauen angeſehen, und einſam und öde wird er ſtehen in der engen Welt ſeiner Gedanken. — Du aber ſollteſt wohl durchaus nicht in Trennung und Spaltung vom Volke leben, ſondern ſollteſt ſeine Blüthe ſein, wie denn alle die Weiſen nur die Blüthen aus dem Volksleben ſein ſollen, im Volke leben, auf das Volk wirken, die Höchſten, die Könige des Volkes ſein ſollen. — Sapienti pauca. Du weißt ſchon, was ich meine. Darum erläutere ich es auch nicht weiter. — Doch mißverſtehe mich nicht: mir fällt ſo eben ein, daß Du es könnteſt; ich meinte keine Bezüglichkeit auf Anderes, als nur auf Dich, meinen Freund, beſonders, weil Du im Volke lebſt . . . . .

Lebe nun recht wohl, mein geliebter Freund!

Dein Freund Alois Flir.

Graf, (bei Landeck in Tirol) am 18. Aug. 1831.

Innigſt geliebter Freund!

Seitdem ich von Dir getrennt worden, fühlte ich oft eine ſehnende Wehmuth: ſo ſehr liebe ich Dich, ſo ſehr bin ich mit Deinem Weſen verbunden! Sehnend erwartete ich daher auch ein Brieflein von Dir, obgleich Du mir in Wien keine zuverläßige Ausſicht darauf eröffnet hatteſt, und ſchon ſtieg mir im Innern der Entſchluß auf, ohne Dein Schreiben fürderhin zu erwarten, ſelber ſogleich an Dich zu ſchreiben. — Doch Du

kamſt mir zuvor. — Alſo ſei willkommen und gegrüßt auf dem Boden unſeres Vaterlandes, wo wir — ſo Gott will — unſer Leben leben wollen! nicht in Ehre und Stolz und Bequemlichkeit, ſondern in ſtillkräftigem, beſcheidenem, demüthigem Wirken, in Geduld und Standhaftigkeit, auf Gott mehr ſchauend, als auf die Menſchen. — Ob Deiner Fußreiſe war ich beſorgt, ſie könnte Dir etwa ſchaden, und weil ich dieſelbe Beſorgniß bei Deinem Vater befürchtete, ſtellte ich mich demſelben nicht vor. — In Innsbruck blieb ich Einen Tag. Beim wackern Niederſtätter war ich zweimal, erſt — ſehr lange — allein; dann den Bruder A. aufführend. O wie liebe ich dieſen Mann! wie achte ich ihn! Bei Gott, ich kenne keinen tüchtigern, geiſtigern, kräftigern Mann! Es iſt in ihm ein ſtilles Werden eingetreten ſeit der Zwiſchenzeit, oder vielmehr, ſein beſtändig fortwirkend Werden hat ihn — nicht im Weſen, aber in manchem Bezuge — verändert. Er ſprach mit größter Begeiſterung vom Evangelium, und gab mir wohl zu verſtehen, daß es auch in ſeinem Leben eine Wahrheit ſei. — Demuth und Kraft, Liebe, Schonung, — und Grimm und Feuereifer zeigten ſich in ihm beiſammen. Von meinem Prieſterwerden hob ich wohl an zu reden, aber in der Fülle des warmen Geſpräches brachte ich nur zwei Gründe zum Vorſchein; die Hauptgründe blieben noch aus. — Dr. Schuler ließ mich durch Flatz in einen Garten in Wiltau zu einem Geſpräche einladen: unſer Geſpräch ſelber war, wegen der Dazwiſchenkunft des Profeſſors Schuler völlig unbedeutend. — Bei einem Abendkonvente zur gold. Sonne erhob ſich ein Streit zwiſchen F. und W., und Erſterer wurde vor der ganzen Geſellſchaft in die lächerlichſte Blöße geſetzt. Ich zog mich etwas abſeits. — Das Thema war, quantum scio, was denn das Rechte ſei. — Hier in der Heimath lebe ich zwar manche ſchöne Stunde mit meinem lieben Bruder und mit Z., aber ich werde durch Beſuche und Gegenbeſuche und andere Gänge mehr zerſtreut, als ich wünſche und Du etwa meineſt. — Ich habe — ſo zu ſagen — während meines Hierſeins noch nichts ſtudiert. Denn meine Lektüre — das „göttliche Opfer" von Philibert, und „Andreas Hofer" — möchte und kann ich kein Studium nennen. Dennoch leſe ich beide Bücher durch. Dann werde ich die ſpekulative Dogmatik Baader's beginnen, und meine Schreibereien. Bibel und

ein Kirchenvater kommen dazu. — Ich kann Dir kaum ſagen, wie wohl es auf meine Seele einwirkt, unter aufrichtigen Katholiken zu leben, in und außer der Kirche. Es gibt da tauſend Erinnerungen an's Höchſte, vielfältige Aufregungen zu einem göttlichen und chriſtlichen Leben. — Neulich predigte W. in Grins: muthig, deklamatoriſch, aber es ſtanden die Gedanken nicht feſt genug, und dann war ſeine Predigt für Bauern nicht geeiguet. Doch kann er ein impoſanter Prediger werden. Uebrigens kenne ich mich mit ihm nicht aus: er geberdet ſich ungemein ernſt und gläubig; ob er aber mit einem hohlen Scheine Andere belügen will, oder auch ſich ſelber damit belügt, oder ob er in Wahrheit ſich geändert hat, das kann ich nicht entſcheiden. Er ſcheint in den Kirchenvätern ziemlich beleſen, und ſich darauf etwas einzubilden. Meine Unwiſſenheit belächelte er ſchon einigemal. Denn ſtatt Vernunftgründe tiſcht er immer allerlei Märchen von den Kirchenvätern auf, Wunderhiſtorien, Erſcheinungen ꝛc. Und da ich nun dieſe Auktorität nicht anerkenne, ſo erſcheine ich denn bei ihm als einer der Profanen, die noch nicht in's *ἀδυτον* gekommen.

Mit den benachbarten geiſtlichen Herren komme ich wohl öfter zuſammen, ließ mich aber nie noch in das ein, was ihnen neu vorkommen müßte. Denn wo ich keine Empfänglichkeit für das Meine ſehe, accommodire ich mich nach dem Ihrigen, ſoweit es in dem Meinen liegt. — F. hat mich verſchwärzt, ich nähme an, das Chriſtenthum entſtehe aus dem Heidenthum (!). Es ſcheint mir daher, daß Manche etwas mißtrauiſch von mir denken, aber nur nicht mit der Sprache und Geſinnung herauszurücken ſich getrauen. Doch möge man denken und tadeln über mich, was immer, ich werde mich beſtreben, friedlich, liebevoll, nachgiebig und ſchonend, ſoweit es der Geiſt billigt, zu leben und zu wirken. Das höchſte Vorbild hievon iſt und bleibe mir in Allem — Jeſus Chriſtus. — O Freund, o Bruder, laß uns doch im Geiſte leben! Sonſt ſind wir elend, zerriſſen, unvermögend, uns und Andern zum Verderben! Laß uns überwinden. die ſchwere Trägheit der Sinnlichkeit: ſie widerſteht nicht lange. Wie die Aegyptier, laß uns ablegen das Ueppige in den Genüſſen des Leibes, aber nicht, wie Viele von eben denſelben, auch alle Freude und Heiterkeit. Nur das

Ueberflüſſige, Beſchwerende, Verfinſternde ſoll und muß fort. — „Wer nicht Alles (dies) verkauft, geht nicht ein in's vollkommene Leben.“ — Doch alles Dieſes werde ich eher mir, als auch Dir zurufen müſſen: denn ich habe in der Bezähmung des Uebermaßes eine Schwäche, die mir Verachtung vor mir ſelber einflößt. Ich ſehe wohl, daß ich noch nicht im Geiſte wandle, und daher Gott noch nicht liebe. Aber ich nehme mir jetzo wieder vor, zu leben im Geiſte! Laß uns mit einander dieſen gewaltigen Kampf kämpfen, worin wir ſo oft ſchon ſiegten, aber auch aus Lahrheit — ſo oft wieder unterlagen. — „Das Himmelreich leidet Gewalt!“ Gott und Jeſus Chriſtus ſeien mit uns! in uns! — — —

Brixen, am 20. Okt. 1831.

Innigſt geliebter Freund!

Weil ich nun aus einem Briefe unſers biedern H. an Sch. entnahm, daß Du nach Hauſe zurückgekehrt, will ich und kann ich nicht fürderhin zögern, nach dieſer kurzen Pauſe — das ſchon ſo viele Jahre dauernde, und, wie ich zuverſichtlich hoffe, ewig nicht verſtummende Geſpräch unſerer lebendig verbundenen Weſen — von dem neuen Orte — oder vielmehr vom alten aus — wieder fortzuſetzen.

Auf der Stätte bin ich wieder,
Wo ich meine erſten Lieder,
Dir, o Freund, ſo fröhlich ſang;
Und wo über Berg und Thale
Dein Lied mir zum Erſtenmale
Wonnig in die Seele klang!

Ach, wo ſind die Jugendträume?
Fort ſind all' die Myrthenbäume,
Fort der Muſen frohe Schaar;
Und — manch' And'res iſt verſchwunden;
Schmerzhaft haben wir's empfunden!
Eins nur blieb uns, wie es war!

Ja, nur Eins iſt uns geblieben:
Denn wie damals, ſo noch lieben
Unſre Seelen ſich einand'.

Dieſer Stern iſt nicht verglühet,
Dieſe Blum' uns nicht verblühet:
Nur die Freundſchaft hielt Beſtand!

Wahrhaftig, die Geſinnung, die ich in dieſen Strophen ausgeſprochen, rührt und durchdringt mein Gemüth. Denn einerſeits ſchaue ich wohl wehmüthig zurück auf jene liebliche Jugendzeit, wo wir ſo fröhlich Freuden gewechſelt, wo wir noch unbekümmert um das Getriebe der Welt heitere Liedlein ſangen und das Leben zu einem immergrünen Paradieſesgarten träumten; noch wehmüthiger denke ich an die Schickſale, die wir inzwiſchen erlebt, Du und ich; and'rerſeits aber erfreuet mich begeiſternd der Gedanke, wie unſere Freundſchaft immerfort gelebt und gewaltet, und daß ich als Dein Verbündeter dieſen Ort wieder betrete, den ich vor ſo vielen Jahren als ſolcher verlaſſen hatte. Doch muß ich noch bemerken, daß mir das jetzige Leben doch weit mehr Freude macht, als jenes erſte, kindliche, weil es denn doch weit tüchtiger, kräftiger und herrlicher iſt! — Ich denke wohl mit zarter Wehmuth an die Jugend zurück, aber ich trete doch weit lieber nun rüſtig und muthig in die thatenvolle Mannheit hinein, als ich in jene Jugend wieder zurückginge. Iſt es Dir nicht auch ſo um's Herz, oder vielmehr im Herzen? — Hier in Brixen lebe ich in meinem Elemente, nämlich, wie ich es mir jetzt einmal wünſche. Denn ich bin nun frank und frei von allen Komplimenten und närriſchen Gewohnheiten; ich bin mein eigener Herr, und was ich jetzt Nichtiges thue, kommt pur auf meine Rechnung, und ſo ein ſelbſtändiges Leben iſt mir eine Luſt! Studieren darf ich auch nur, was mir von Herzen geht und wieder zu Herzen! Kurz, ich bin ganz munter und fröhlich! Gottes Geiſt erleuchte und ſtärke mich nur, daß ich ein recht tüchtiges Leben lebe, und mich rüſte, ein Held der Wahrheit zu werden, — nur für ſie zu leben und zu ſterben! Weisheit wünſche ich mir, weil es mir die größte Wonne iſt, Gott und das Göttliche anzuſchauen, und andern Menſchen denſelben Einblick darein zu eröffnen; Tugend wünſche ich mir, weil es meine Wonne iſt, tugendhaft und ein Abbild der Weisheit zu ſein, und ein faktiſcher Beweis des Göttlichen. Sonſt — wünſche ich mir Nichts, nicht Ehre, nicht Reichthum, nicht Geſundheit: wenn ich nur das Erſte habe!

Ich ſchrieb Dir heute Morgens ſchon einen ungeheuren Brief; doch weil ich theils in Spitzfindigkeiten hineinkam, die Dich nur bemüht, aber nicht erfreut hätten, und weil ich an kein Ende kam, ſo verwarf ich jenen — hochgelahrten Brief, und wollte Dir dafür einen ganz einfachen, treuherzigen niederſchreiben. Ich habe nun beſchloſſen, nicht mehr in meinen Briefen an Dich zu philoſophiren, — außer wenn es mich gar zu ſehr zwänge, oder wenn Du über Dieſes und Jenes meine Meinung wiſſen willſt, oder durch Dein Philoſophiren mich zu einem Gleichen veranlaſſeſt. Doch ich erſuche Dich Alles anzuwenden, um Dich mit der Religion völlig zu verſtändigen, weil Du vorher nicht wahrhaft glücklich leben kannſt. Dazu iſt aber das Denken allein nicht hinreichend, ſondern, weil Gott von ſich ſelber ſchon erkannt iſt, ſo belebe in Dir nach Möglichkeit dieſe Deine Erkenntniß vom ewigen, heiligen, ſchönen und guten Weſen, und bitte Ihn demüthig um Erleuchtung und Stärkung! „Die Frucht des Herrn iſt der Anfang der Weisheit.“ — Ich bitte Dich darum .....

Briren, am 17. Nov. 1831.

Innigſt geliebter Freund!

..... Deine Lebensgefahr hat mir unſer L. wohl berichtet, aber auf Deine Erzählung mich gewieſen; doch Du haſt ſie mir gar wortkarg mitgetheilt. — Himmel, welch' ein Vorfall! Doch ich danke Gott nicht nur, daß er Euch gerettet, ſondern auch, daß er Euch die Gefahr geſendet. Denn Gott liebt Euch und ziehet Eure Seelen an ſich, mit Gewalt... Weil Ihr meiſt des Irdiſchen Scheinbilder anſchautet und umarmtet, und Gottes geheimnißvollen Liebesruf ſo ſelten hörtet, ſchreckte er Euch auf, daß Ihr aufſchautet und erſt zitternd ihn ſahet, um ihn dann liebend anzuſchauen, wie Er liebend Euch anſchaut. Du, mein Geliebter, darfſt nun nicht länger der Liebe des Allmächtigen widerſtehen: Dich hat Er nun ſchon ſo oft gemahnt und angezogen; es iſt nun die höchſte Zeit, daß Du — ganz — Dich Ihm hingebeſt und fürderhin nun immer bei Ihm bleibeſt und lebeſt und liebend den Liebenden

erfreueſt. — Ich erſehe aus Deiner Rede, daß Du ein brennend Verlangen nach einem göttlichen Leben haſt, und daß Dein Gemüth voll der kräftigſten Zuverſicht iſt, und wahrhaft, deutlicher, klarer, eindringender kann Dir Gott beinahe nimmer offenbaren, daß er nicht in Alltagsgeſchäften Dich befangen ſehen will, ſondern in Hohem und Großem und Schönem und Gutem ſtrebend und wirkend .... Aus Deiner Anzeige, welches Studium Du jetzt zu ergreifen gedenkeſt, erkenne ich die kräftige Mannheit Deines Vorſatzes und die tüchtige Umſicht in's Leben. Und dennoch will ich jetzt einmal, obgleich Du es verlangteſt, nicht davon reden, ſondern ich, als ein Diener Jeſu Chriſti zur Verkündigung ſeiner Wahrheit beſtimmt und abgeſondert, will auch vor Allem von dieſer Wahrheit an Dich und mit Dir reden, weil die Religion die Seele des Lebens iſt, und alles Thun nur durch ſie lebet, oder ohne ſie — welk und todt iſt.

Ich meinte vorhin, daß man Jene, die nicht durch den Glauben in das Chriſtenthum eingehen zu können ſcheinen, durch die Erkenntniß in dieſelbe einführen ſoll; doch durch einige Stellen des hl. Paulus, und durch genauere Beſchauung der Sache bin ich nun überzeugt, daß ich eine irrende Anſicht hatte Die Urſachen zu entwickeln, habe ich heute keinen Raum; ich theile Dir daher nur meine Meinung mit, wie Dir der Eintritt in's Chriſtenthum erleichtert werden könnte. — Zuerſt einmal rathe ich Dir, daß Du Deiner innern Stimme gehorcheſt, und alles Böſe kräftig zurückweiſeſt, und was Du als gut erkennſt, thueſt. Zugleich betrachte Dich als ein Eigenthum Gottes, und bitte Ihn, daß er Dich erleuchte, daß Du in Allem ſeinen Willen erkenneſt und befolgeſt und ſo ein Diener des Herrn werdeſt. Daß dieſer Diener, der aus Liebe ſeinen Willen hingibt, kein Sklave oder Knecht iſt das iſt offenbar. — Alſo — Diener Gottes ſeiend, in dem Du kannſt, ſtrebe und bitte, ein Diener Gottes in Allem zu werden. — In und bei dieſem Leben lies das neue Teſtament: die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit iſt ſo groß, daß Du dieſen Erzählungen ebenſo glauben kannſt, als wenn Du Alles — ſelber ſäheſt und hörteſt. Denke, welchen Eindruck es auf Dich machen würde, wenn Alles jetzt — vor Deinen Augen geſchähe, wenn Du den Engel bei Maria, das Kind in der Krippe, den Knaben im Tempel, den jungen Mann

am Jordan, den Lehrer der Welt und Prophet und Wunderwirker durch ganz Paläſtina herum, den Erlöſer am Kreuze, den Gottmenſchen in der Auferſtehung und Himmelfahrt — mit eigenen Augen anſchauteſt, wenn Du alle Seine Reden hörteſt, worin er ſagt: „Ich bin Gott und Menſch! Wer mein Fleiſch nicht ißt und mein Blut nicht trinkt, geht nicht in's Leben ein! Wer nicht mit mir das Irdiſche an's Kreuz ſchlägt, ſteht nicht auf, wie ich!“ ꝛc. — wenn Du alles Dieß ſäheſt und hörteſt, was würde Dein Inneres dabei fühlen und denken? — Dieſes frage Dich, und die Antwort darauf wird Deine Unterweiſung zum Chriſtenthum ſein. — Aber es iſt offenbar, wie ernſt dieſe That unternommen und ausgeführt werden muß. — Wenn Du nun Wunderthaten ſiehſt, wie die Todtenerweckung des Lazarus, und ſie nicht begreifen kannſt, wirſt Du ſie nicht dennoch beſtaunen und für wahr und wirklich halten? Wenn Chriſtus ſagt: „Eh' Abraham war, bin ich! Vater, verherrliche mich mit jener Herrlichkeit, die ich vor Erſchaffung der Welt bei Dir hatte,“ kurz — wenn er ſagt: „Ich bin Gott und Menſch“ — wirſt Du es, obgleich Du es nicht begreifeſt, nicht dennoch für ganz gewiß halten, weil es Chriſtus — ausdrücklich geſagt?

Sieh', ſo entſteht aus der Hochachtung und Liebe zu Jeſus Chriſtus der Glaube an ihn. Es iſt daher nicht Philoſophie und Verſtand zum Eingang in's Chriſtenthum nothwendig, ſondern nur ein gefühlvolles Gemüth; und eben deßhalb gehen mehr Kindliche und Einfältige, als Große und Gelehrte darin ein. — Wenn Du nun aber auf Worte Jeſu Chriſti kommſt, deren beſtimmter Sinn Dir nicht klar iſt, ſo nimm den Katechismus und lerne daraus die Auslegung der römiſch-katholiſchen Kirche kennen; und in dieſem Sinne hat Jeſus jene Worte ausgeſprochen. Doch dieß gilt nur von den Dogmen. Denn nur in dieſen iſt die Kirche die unfehlbare Lehrerin, der man auch durch ſo viele Jahrhunderte noch keinen dogmatiſchen Widerſpruch oder Irrthum aufweiſen kann. -- So nun mögeſt Du belehrt werden in aller Wahrheit des Chriſtenthums. Wenn nun Dein Verſtand ſich ſträubt, ſo ſtrebe nach Kräften, ihn zu überzeugen; doch das ſoll vom Chriſtenthum Dich nicht zurückhalten, ſondern in der Liebe und im Vertrauen zu Chriſtus halte nur auch das Dir

unmöglich Scheinende für möglich und wirklich, und ehre Chriſtum auch in unverſtandenen Myſterien, ſo gut Du vermagſt. Wenn Du die Myſterien, Deinem Verſtande folgend, nicht für wahr hältſt, ſo erklärſt Du Jeſum Chriſtum als einen Lügner, wodurch Du gewiß in einen weit größern Widerſpruch mit Dir geratheſt, als wenn Du das Geoffenbarte — wegen Chriſtus für wahr hältſt, Deinen Verſtand aber für zu getrübt, um ſo Hohes jetzt einmal zu ſchauen. — Du meinſt, wenn Du ſo mit widerſtehendem Verſtande zum Sakramente des Altars hinzutrittſt, ſo ſei Deine Andacht eine unnatürliche, erzwungene, kalte: doch dieſe Andacht iſt eine — ſchmerzhafte Kreuzigung Deiner Ichheit aus Liebe zu Jeſu Chriſto. Die Qualen des geopferten Verſtandes ſind vor Gott — wahrſcheinlich — noch weit geiſtiger und würdiger, als das Feuer der begeiſterten Erkenntniß. — Dann wiſſe, daß Gott dieſe Kreuzigung auch von uns nur einmal verlangt; denn iſt der Verſtand einmal geopfert und getödtet, dann wird er zwar eine beſtimmte Zeit im Grabe liegen, aber früher oder ſpäter wird er ganz gewiß vom Tode verkläret auferſtehen, und er, der irdiſche und auf Erden wandelnde, wird dann gen' Himmel fahren! — Der Glaube und die Erkenntniß verhalten ſich nach der Lehre des hl. Paulus wie die Grundkraft und ihre Entfaltung, ſie ſind alſo weſentlich Eines und Dasſelbe, und der Glaube wird daher eben ſo nothwendig in Erkenntniß — zur beſtimmten Zeit — aufgehen, als der Same in die Blume. Doch darüber ein andermal. Jetzt erſuche ich Dich nur noch, auf meine Erklärungen von dieſem und jenem Myſterium keine Zuverſicht zu ſetzen, ſondern Dich jetzo einmal von göttlichem, nicht menſchlichem Worte überzeugen zu laſſen. Denn ich erwarte ſelber erſt noch die gewiſſe Beſtätigung meiner Gedanken oder die Verurtheilung derſelben; bis dorthin halte ich mich, wie ein Kind, an die Lehre der Kirche, und halte meine Gedanken für noch unzuverläſſige Meinungen, glaubend, ſie können wahr ſein, aber fürchtend, daß Einiges davon auch falſch ſein kann: — alſo thue ich, auf die Worte des hl. Petrus achtend. (2. Br. 1. Cap. 19. 20. 21).

Ich bitte Dich nun, Deine aufrichtigſte Antwort auf dieſe meine Rede mir zu geben, und Deinen religiöſen

Zuſtand mir zu eröffnen, nicht nur jetzt, ſondern immer, weil wir ſo einander zur Förderung des Lebens gereichen werden. — In Anſehung Deines Studiums rathe ich Dir das Naturrecht, dann die Statiſtik, dann die Geſetzgebung zu ſtudieren, mit beſonderer Rückſicht auf Tirol. In Anſehung der Geſchichte des Landes ſelber rathe ich Dir den Hrn. Präſidenten di Pauli anzugehen; dieſer Mann kann Dir vor Allen im Lande mit Rath und Materialien an die Hand gehen. Willſt Du aber das nicht, ſo werde ich mich hier mit Prof. Sinnacher beſprechen, der eine erſtaunliche Kenntniß unſerer Hiſtorie beſitzt. . . . . .

Brixen, am 10. Dez. 1831.

Innigſt geliebter Freund!

Es waren zwei Berges-Geiſter,
Die hatten einander lieb,
Waren mit einander heiter,
Waren mit einander trüb'.

Und ſehnend ſtreckten die Arme
Sie gar oft nach einand',
Doch es hielt ſie an ihre Berge
Ein feſſelnd Zauberband.

Doch webten ihre Stimmen
Eine ſchöne Liebesſprach' —
Ueber dem ſtillen Thale,
Ueber dem rauſchenden Bach!

Wie ſchöner Friedensbogen,
So ſtand ſie, in Farben bunt,
Und ſpiegelte ihre Seelen,
Und machte Gefühle kund!

Die beiden Berges-Geiſter,
Die freuten ſich gar ſehr,
Und riefen: Dies Band der Seelen
Zertrümmert uns gar nichts mehr!

Und ſie freuten ſich viele Jahre,
Und webten im Liebesverein,
Und die gold'nen Sterne des Himmels —
Die ſchienen gar lieblich d'rein! —

Doch ach, da erloſchen drüben
Die Farben mit Einem Mal',
Und da ſchaute erſchrocken hinüber
Der Berggeiſt über das Thal!
Und er ſtand und harrte und harrte,
Doch ach, 's war nichts mehr zu ſeh'n,
Und einſam auf ſeinem Berge
Klagt er aus die Herzens-Weh'n! . . . .

Lieber Freund, ich muß auch noch in Proſa über Dein unerträgliches Stillſchweigen klagen, weil die Poeſie, obgleich ſie das hellſte Licht der Wahrheit iſt, ſelten mehr vollen Glauben findet, und oft ſogar von Poeten ſelbſt für eine überſpannte Träumerin angeſehen wird. Wohl iſt ſie, oder ſcheinet ſie dem Phlegma des gewöhnlichen Lebens gegenüber — überſpannt; wie denn in allen Sprachen Begeiſterung und Wahnſinn mit Einem Worte ausgedrückt worden. Doch je reger und erhöhter das Leben, deſto fühlender und erkennender wird es auch; ſo ſchauen wir es in der ganzen Natur, ſo an unſerm Organismus, ſo muß es ſein in der ganzen Welt! Es wäre der Mühe werth, eine Satyre auf die Menſchheit zu machen, wie der ſtumpfe Nagel gegen das reizbare Auge ſeinen Spott und ſeine Lektüre erhebt. Doch die ſtumpfen Nägel ſpüren nichts, auch wenn man ſie von einander ſchneidet! — Daß Du meinen Brief empfangen (vom 17. Nov.), das ſetze ich voraus. Vielleicht haſt Du auch von meiner Todeskrankheit gehört, die mir meine liebe Mutter als nicht wenig überraſchende Neuigkeit berichtete. Diesmal fand noch eine Verwechslung der Namen ſtatt, denn es war der junge N. krank, und ſtarb. —

Ich bin hier ungemein lebensfroh! aber ſo wirkſam und thätig, wie vielleicht noch nie in meinen Tagen. Ein großer Theil meines Thuns wird aber für Andere verwendet. Ein höchſt talentvoller Student der 5. Gymnaſialklaſſe hat ſich nun neuerdings gemeldet; Zweien aus unſerem Kurſe gebe ich ſchon lange täglich eine Stunde in Leſung der Hellenen; einer ganzen Schaar hielt ich — unter dem Namen von Repetitionen — exegetiſche Vorträge; doch ich ſtand davon ab, weil ich mit Regens Feichter gleichen Schritt halten ſollte, und er mir zu ſchnell voraus eilte. Das iſt ſo mein liebſtes

Streben, den Geiſt in möglichſt Vielem aufzuregen, und ich meine dadurch meinem Vaterlande — im Stillen einen ſchönen Dienſt zu erweiſen.

Wenn Dir mein letzter Brief zu dunkel, oder irrig vorkam, ſo ſchreibe mir, ſobald Du kannſt; denn mir iſt die Sache klar, und ich werde mich auch klar genug auszuſprechen vermögen. Doch verſäume keine Zeit; denn das Einleben in die Religion iſt die Wurzel Deines Lebens, von da mußt Du, und ich beginnen! von da auf blühet alles Schöne und Lichte! Willſt Du auf einmal durch Schauen in das Chriſtenthum eingehen, dann gehſt Du nicht ein: erſt muß der Glaube entſteh'n; doch dieſer muß vernünftig entſteh'n, d. h. ich muß wiſſen, daß dieſe und dieſe Lehre von Gott kommt, und daher wahr iſt. Im Glauben ſeiend wollen wir aber nach dem Schauen ſtreben, durch's ganze Leben. —

Briren, am 10. Jänner 1832.

Theuerſter Freund!

Wenn Du geſchaut hätteſt, wie wehmüthig ich oft geworden wegen Deines langen Stillſchweigens, dann hätteſt Du ſicher mit Gewalt eine Stunde den Geſchäften oder dem Schlafe entriſſen und zu einem Briefe verwendet. Hin und her ſinnend gab mir der Schmerz den Argwohn ein, Leute, die unſere Freundſchaft nicht gerne ſehen, hätten durch Verläumdung Dein Gemüth mir abgewendet — auf einige Zeit. — Freund, verzeihe mir dieſe Schwäche! — Dein Schreiben war mir daher Troſt und Freude, zugleich aber ſchämte ich mich auch über meine Beſorgniß, die ſo wenig in Deinem Charakter begründet war. . . . . .

Dein Schmerz über meine vorgebliche Todeskrankheit hat mich bis zu Thränen gerührt, und ich habe meine Liebe zu Dir mit ſeltener Wärme empfunden. Lieber, ſoweit unſer Weſen die Wege der Vorſehung ahnen kann, iſt uns Beiden noch ein langes Erdenleben beſtimmt: wir fühlen ja, mit welcher Anſtrengung, um ſo zu ſagen, unſer Leben bisher geleitet und erzogen worden und noch wird, wie es Alles erfahren mußte, um tüchtig zu werden zum Werke, zu dem es geſendet. Ich ahne daher, daß uns Gott auf dieſe Weiſe für die Erde bildet, und nicht nur für den Himmel. Doch der Herr hat geredet. Er wolle im Dunkel wohnen: geheimnißvoll iſt Seine

Waltung, und wie Er es festgesetzt mit uns, so möge mit uns auch geschehen. Darum laß uns so leben, daß wir alle Tage mit freudigem Muthe und mit ungetrübter Zuversicht auf Gottes unendliche Güte hinüberwallen können in die andere Welt. — Der Mensch trägt in sich eine Stimme der Weisheit, ob sie nun die seines eigenen Wesens ist, oder ob er in ihr die Stimme des allnahen Gottes vernimmt (ich habe stärkere und tiefere Gründe für's Zweite) — kurz, eine innere Stimme hehrer Wahrheit ertönt, und lehrt uns mit Worten, welche nicht Schall, sondern Kraft und Leben sind. Wer diese Stimme hört, der hört ein Orakel, und soll ihre Gebote befolgen trotz aller Hindernisse. In den Heiligsten redet sie fort und fort bei jeder Handlung und lehret sie, was zu meiden, was zu ergreifen, wie denn die Geschichte von Zoroaster, Trismegistos, Sokrates und Andern erzählt, der Legende nicht zu erwähnen. Es gibt aber dagegen auch Menschen, die diese Stimme nicht mehr vernehmen, außer vor und nach besonders guten oder bösen Thaten; es gibt Leute, wie Du weißt, in welchen sie endlich bei den schreiendsten Lastern verstummt. Wir pflegen sie die Stimme des Gewissens zu nennen, weil sie — durch unabweisbaren Drang — uns als Stimme des Wissens und der Wahrheit erscheint; doch daß man sie bloß zu einer moralischen Richterin macht, während sie für unser gesammtes Leben in allen seinen Beziehungen die Stimme der Wahrheit ist, kommt nur daher, weil die Menge gar oft den Ton angibt, und diese — jene Stimme als nichts Anderes empfindet.

Ich halte es nun für höchst nothwendig, diese Stimme der Wahrheit zum Sprechen zu bewegen, und recht oft sie zu hören, von ihr mich belehren zu lassen, und darnach zu leben — mit Entschlossenheit. — Ich habe wohl schon manche Zauber gelernt, sie zum Worte zu bringen, und die Mittheilung solcher Zauber halte ich für das geeignete Mittel, Erkenntniß in Andern zu erregen; nicht auf meine Stimme will ich mich berufen, sondern auf die Stimme Dessen, zu dem ich rede; nicht was ich erkenne, soll den Andern leiten, sondern was er erkennt. Darum hasse ich alle Proselytenmacherei, d. h. alles Aufdrängen meines Ich auf das des Andern: wollen wir Andere überzeugen, so müssen wir sie mit ihrer Wahrheit überzeugen; um das zu können,

müſſen wir aber die Wahrheit in Andern — zur Sprache zu bringen wiſſen. —

Ich zweifle nicht, daß Du mit dem Geſagten vollkommen einverſtanden biſt, und ſowohl in Anſehung Anderer dieſe Ueberzeugungsweiſe billigſt, als auch in Anſehung Deiner die mächtige, ſchickſalvolle Bedeutung jener Stimme anerkenneſt. — Doch ich darf nun die Bemerkung, wegen der ich auf dieſe Rede gekommen, nicht außer Acht laſſen. Denn ich wollte mit Dir betrachten, welchen Einfluß der Tod auf das Leben haben ſoll: der ernſte Gedanke an den Tod zerſtreuet um uns das irdiſche, betäubende Getöſe, und aus ungeſchauter Tiefe heraus redet die heilige Stimme. O Freund, was redet ſie? — Stelle Dir vor, Du müſſeſt an dieſem Tage — hinüber: was würdeſt Du wünſchen? was denken? — Es ſcheinen dieß zwar Gemeinplätze zu ſein, und nicht Worte der Bildung und Philoſophie; doch es ſind Worte des Lebens und der Wahrheit! Ich denke mich daher an die Pforte des Todes, und wenn ich da ſtehe — obgleich nur im Geiſte, ſo verkündet mir die Stimme heilſame Worte! — Aber bei Gott, wir müſſen mit Ernſt uns an jene Stelle denken, mit Ernſt die Stimme hören, mit Ernſt ſie dann befolgen. Alle Abend laß uns vor dem Schlafe, wie vor dem Tode — ſtille ſtehen, und uns beſinnen und empfinden. — Wir haben einen Lehrer in uns, der uns am beſten kennt, und nur Solches, was wir thun können und ſollen, verkündet, der daher alle Bücher, alle Weiſen der Erde übertrifft; dieſen innern Lehrer laß uns hören, und von ihm das Leben lernen. — Wenn Du alle Abend mit Anſtrengung dieß thueſt, dann wird Alles kommen, wovon ich wünſche, daß es komme; lebe nur, wie Du geſagt haſt, nach Deiner Erkenntniß, und ſtrebe, ſie oft und deutlich zu vernehmen; und bald wird dann eben dieſe Erkenntniß auch die Demuth des Glaubens begreiflich machen und gebieten, wie ſelbſt Homeros und andere alte Sänger dieſe ſo nahe Wahrheit geahnt, indem ſie verkündeten, daß ein Dunkel uns, wie ein Nebel umgebe, und das Schauen der Himmliſchen wehre. — Kurz, ich will nicht viele Worte machen, ſondern Dich nur auf Dich verweiſen: Du ſelber wirſt Dich ſchöner belehren, als ich es vermöchte. Werde nicht ungedul-

dig, wenn Dir nicht im Nu Alles gelingt, ſondern thue das Deine, und alles Andere überlaß der Waltung Gottes. Das Bibel-Leſen rathe ich Dir noch einmal, obgleich Du es für unpaſſend gehalten: ſchaue die Thaten an, denke Dich gegenwärtig; denn auch da wird Dir wieder jene Stimme reden. Wir müſſen uns ſo anſtrengen, als wenn uns Gott nichts hälfe, nach der Lehre des hl. Ambroſius. Ich bitte Dich, theile mir Deinen innern Zuſtand recht oft mit, denn ich habe an Deinem Leben ſo innigen Antheil, wie am meinigen. . . . . .

Brixen, am 20. April 1833.

Theuerſter Freund!

Daß mir Dein werthes Schreiben ſtatt durch das frühe, durch das ſpäte Ankommen überraſchend geworden, konnteſt Du wohl ſchon aus meiner, in der Zwiſchenzeit erhaltenen, Nachſchrift abſehen. — Deine diesmalige, offene, klare, freundſchäftliche Antwort iſt mir eine vollkommene Genugthuung für die vorige, und obgleich ſie noch nicht der holde Einklang mit der Wahrheit Gottes iſt, ſo kann ich ſie dennoch nicht anders denn als approximirendes Präludium dazu — anſehen. — Eine beſeligende Wonne erfüllt mir die Bruſt im Vorgefühle unſerer werdenden Zukunft, unſerer Freundſchaft, unſeres Einslebens — in Gott! — Denn wiſſe, ich erwarte von Deiner edlen Natur, von Deinem edlen Sinne, noch mehr aber von der liebreichen, bisher an Dir ſo ſichtbaren Einwirkung Gottes, daß Du das Unweſentliche und Unedle immer mehr abwirfſt, und immer reiner und klarer als wahrer, innerer, neuer, aus Gott geborner und in Gott lebender Menſch — erſcheinen wirſt, als — Chriſt! — Wir müſſen uns ſelbſt verachten, und als veräußerte, verkaufte Sklaven anſehen, als träge, elende, ebenſo unglückliche als verbrecheriſche Taugenichtſe, wenn wir nicht entſchloſſen ſind, ſo zu leben, wie wir es als gut und recht und edel erkennen. — Wir ſind nur inſoweit wahre, vernünftige Menſchen, als wir uns anſtrengen, das Wahre und Gute zu erkennen, und das Erkannte mit unerſchütterlicher Treue — zu thun. — Man pflegt zwar nicht ſo zu leben, aber man ſoll und man kann ſo leben, und wer nicht ſo lebt, der lebt offenbar unnatürlich, unmenſchlich, verächtlich und ſtrafbar. Aller-

dings sind wir schon so sehr entmenscht, daß wir uns gewaltig anstrengen müssen, menschlich zu leben; doch welche abscheuliche Feigheit wäre es, aus Furcht vor dieser Anstrengung und Mühe auf das rechte Leben Verzicht zu leisten, und sich zum unrechten, unwesentlichen, elenden hinzugeben! Wohlan, mein Freund, laß uns gleichsam das Gelübde schwören, menschlich zu leben, nach Ueberzeugung der Vernunft, nicht nach Gewohnheit der Schwachheit. — Und wenn wir auf diese Weise auf die Vernunft aufmerksam sind und mit edler Treue ihr folgen, dann erkennen wir, daß wir, indem wir sie hören, eigentlich Gott hören, der durch sie redet, so daß wir, nachdem wir angefangen in uns und aus uns zu leben, auch anfangen, in und aus Gott zu leben. — So wird und ist das vernünftige Leben — zugleich religiöses, und Selbstständigkeit in uns ist zugleich die Hingabe an Gott. — Wie zuerst unser inneres, vernünftiges, freies Wesen unsere Wonne war, so wird nun Gott unsere Lust und Seligkeit: Ihn zu erkennen, Ihm mit aller Treue zu folgen — ist nun unser Bedürfniß und unsere Freude. Seine Offenbarung ist uns nun willkommener als alles Glück der Welt, sie geht in uns ein wie das liebe Vaterwort in das Kindesherz. — Allemal, wenn ich diese Lebenswahrheiten betrachte, stellt sich jener Edle von Helles meinem Auge dar: in der Mitte entmenschter Menschen achtete er nicht auf das Beispiel, nicht auf das sinnlich' Angenehme, sondern kehrte in sein Inneres ein, hörte, von Zerstreuungen sich zurückziehend, dieser inneren Stimme, und folgte dieser ohne Rücksicht auf Beschwerde, Tadel und Gefahr; und nach und nach wurde ihm dieses Leben ganz geläufig, er gewann es in seine Macht, und davon abzufallen war ihm kaum mehr möglich; und er gab oft zu erkennen, wie wonnig und selig ihm dieser Zustand sei, und wußte selbst ganz sinnliche Leute mit seinem Enthusiasmus zu begeistern. Nur der Abgang einer vollständigen Offenbarung Gottes war seine Wehmuth; er tröstete sich aber mit der Zuversicht, in der andern Welt, der er mit jedem Schritte ja entgegengehe, dieselbe zu erlangen; und in dem lebendig empfundenen Bedürfniß nach ihr sagte er ihre künftige, wirkliche Erscheinung auf Erden

voraus, und äußerte ſich: „Wenn Gottes Wille offenbar ſei, ſo könne er gar nicht begreifen, wie man nicht alles Andere fahren und fallen laſſen, und jenen allein umfaſſen und mit treuer Liebe befolgen müßte.“ — So dachte, ſo lebte der Größte des Heidenthums! —

Mein lieber Freund, es iſt uns ein glückliches Daſein gegeben; denn es iſt unſer Glück in unſere Willkür gelegt, wir brauchen nicht blind, nicht unfrei, nicht ängſtlich zu leben, wir erkennen Gutes und Wahres, wir können es thun, und nur was wir als recht und ſchön einſehen, ſind wir ſchuldig zu thun. Welche Billigkeit, welche Milde herrſcht über uns! Wer wagt es, ſich zu beklagen? wer — ſich zu entſchuldigen? — Jeder hat ein gewiſſes Maß von Ueberzeugung, wie der Apoſtel ſich ausdrückt, und nach dieſer Ueberzeugung ſoll ein Jeder leben, nach ihr — wird ein Jeder gerichtet. Wer blindlings die Wahrheit hinnähme, würde fehlen und vernunftwidrig handeln; daher iſt nichts thörichter, als Andern die Wahrheit aufdringen wollen. Ein Jeder ſoll wiſſen, was und warum. — Glaube alſo ja nicht, daß ich Dir Vorwürfe mache, weil Du noch die Fülle der chriſtlichen Wahrheiten nicht empfangen; Du, der noch Einiges nicht erkennet, kannſt beſſer daran ſein, als Jener, der Alles erkennt; aber erforſche Dich, ob Du wohl Dich nicht verſündigeſt, und wenn dieſes der Fall iſt, ſo ſetze — in dieſem Augenblicke — feſt Dir vor, von nun an vernünftig zu leben und ſomit auch religiös, und nach dem Zurufe des Apoſtels „in dem zu wandeln, das Du einſiehſt, und auf ſolche Weiſe das weitere Fortkommen getroſt zu erwarten.“ Ein ſolches Leben iſt die wahre Vorbereitung zum völligen Verſtändniß der Offenbarung; ohne ein ſolches Leben ſind alle unſere Unterredungen nur eitler Schall.

Nach dieſer Expektoration will ich nun an die eigentliche Beantwortung Deines Briefes. — Ganz richtig nahmſt Du die Unfehlbarkeit der röm. kath. Kirche vor Allem vor; denn wenn dieſer wirklich dieſe Kraft einwohnt, ſo ergießt ſie ſich auch in alle ihre weſentlichen, d. h. von ihr als weſentliche anerkannten und ausgegebenen Lehren. — Wie nun zur Begründung dieſer Unfehlbarkeit zwei Beweiſe vorgebracht wurden, ſo verſucheſt Du dieſelben durch zwei Einwendungen von der Stelle zu rücken und aufzuheben. —

Denn auf die Behauptung, die Unfehlbarkeit der Kirche gehe ſchon aus dem Weſen Chriſti hervor, und könne nur der röm. kath. Kirche zukommen, erwiederſt Du: Allerdings folge die Indefektibilität der wahren Religion ſchon aus der Natur des Welterlöſers, doch dieſelbe habe ſich nicht in Namen und Titel, in Parteien und Schaaren, in Papſt und Biſchöfen, in Canones und Formen kryſtalliſirt, ſondern lebe und athme — geiſtig im Geiſte. — Der zweite Beweis beſtand in den ausdrücklichen Ausſagen Chriſti. Du hätteſt nun zwar dieſe Deiner Kirche zu Gute anſetzen können, doch Du meineſt, dieſes ganze, aus Texten zuſammengeſtellte Fundament ſei zu locker, indem ſonſt ja auch der vielbeſprochene Fels dem grundloſen Attribute des Primas als unerſchütterlicher Grund unterſtehen müßte. — Drittens endlich, bei der Hinweiſung auf die kenntniß- und tugendreichen Biſchöfe, machſt Du mir einen langen Zeigefinger auf die Skandale der Kaſte, ſagend: „Ecce corpus Christi templumque Spiritus Sancti!“ —

Ich nehme nun den erſten Einwurf zuerſt vor. — Ich ſtelle mir einen Chriſten aus Deiner Kirche vor Augen, und frage: „Du haſt alſo die wahre und ächte Religion Chriſti?“ — „„Ohne Zweifel.““ — „Kannſt Du aber auch mir und Dir zuverläſſige Gewißheit davon verſchaffen?“ — „„Ohne Anſtand.““ — „Ich bitte.“ — „„Die Unverfälſchtheit und Glaubwürdigkeit der Bibel läßt ſich beſſer, als von irgend einem andern Buche der Vorzeit, beweiſen; die Bibel iſt aber das durch alle Zeiten fortſchallende und nimmer verhallende Wort Gottes; eben dieſes, noch frei von menſchlichen Adjektiven, iſt aber die reine und ächte Lehre Chriſti.““ — „Haſt Du einen Beweis, daß in der Bibel die geſammte Lehre niedergelegt iſt?“ — „„Weil ſonſt Chriſti indefektible Religion nur fragmentariſch hinterlaſſen, ſomit verloren wäre.““ — „Damit dieſer Beweis feſtſtehe, müßteſt Du erſt evident beweiſen, daß die Schrift die einzige Erkenntnißquelle der Offenbarung iſt; doch dieſe Mühe will ich Dir vor der Hand einmal erlaſſen, und eine andere Frage ſtellen: Geſetzt, die Schrift ſei die einzige Quelle, kannſt Du mir evident beweiſen, daß Du ſie im Sinne Gottes genommen?“ — „„Gottes Sprache iſt eine vollkommene, ſomit eine evidente, d. h. aus ſich ſelber — für jeden unbefangenen Leſer, klar und helle.““ — „Woher dann

die so verschiedenen Deutungen?" — „„Theils von der Befangenheit der Leser, theils aber bestehen die Dissonanzen wohl meist nur auf Unwesentlichem."" — „Wie z. B. in der Eucharistie?!" — „„Allbern genug zerstoßt man sich an dem Friedens- und Liebesworte Christi die Köpfe."" — „Aber wenn die Gottessprache so evident ist, sollten es wohl alle ihre Worte sein? — Doch ich erlasse auch dieses; sage mir statt dessen, ob also die Katholiken, Lutheraner, Calviner ꝛc. — kurz, ob alle Jene, die nicht Dasselbe mit euch als Religion Christi anerkennen und ausgeben, dieselbe nicht haben, und somit keine Christen sind?" — „„Sie haben Dasselbe, was wir; aber sie haben es nicht rein, wie wir, sondern mit Unwesentlichem und Menschlichem vermengt, und zwar am meisten die Katholiken. Nebstdem nehmen Viele die Leben und Geist seiende Religion Christi nicht lebendig und geistig, und Solche sind dann auch wirklich nur christliche Statuen, nicht Christen."" — „Aber auch solche Katholiken, denen Leben und Geist nicht abgesprochen werden kann, erklären Deine und jede akatholische vorgeblich christliche Lehre als unvollständig und verfälscht. Haben nun die Katholiken die Wahrheit auf ihrer Seite, so hast Du offenbar nicht die ächte und wahre Religion des Heilandes." — „„Dann — freilich nicht."" — „Nun, womit beweiset ihr, daß die Katholiken hierin irren?" — „„Wer edel lebt, lebt im Geiste Gottes, und was in solchem Zustande ihm sein Inneres sagt, auf das kann er sich verlassen."" — „Doch da nichts weniger als geläugnet werden kann, daß sehr viele Katholiken an Edelsinn und edlem Leben Niemanden auf Erden nachstehen, und ihnen ihr Inneres gleichwohl das Entgegengesetzte sagt, so redet entweder in Allen nicht der Geist Gottes, und die Stimme des Innern ist in Allen hierin unzuverlässig, oder der Geist wohnt nur in Einer Partei, nicht in allen. Im ersten Falle, wie im zweiten sehe ich nicht, daß Du mir die Aechtheit Deines Glaubens zuverlässig beweisen könntest." — „„Ich will Dieses zugeben; doch es vermag eben deßhalb auch keine andere Partei den Beweis zu stellen; und das Vernünftigste bleibt somit, daß wir einander friedlich und freundlich toleriren, und ein Jeder seinem Innern folge."" — „Wie — so gäbe es keine Zuverlässigkeit von

der wahren, göttlichen, nothwendigen Religion?! Wie kann ich aber vernünftig eine Lehre als Lehre Christi annehmen, und dafür leben und sterben, ohne zuverlässig zu wissen, daß dieselbe wirklich die Lehre Christi ist? Gesetzt, daß die Lehre noch vollständig existire, existirt sie denn für Jene, die sie nicht als solche — zuverlässig erkennen? Wenn aber Niemand sie so erkennen kann, so existirt sie für Niemanden, sie ist ein unerheblicher, unnützer Schatz — Christus hat der Menschheit keine Religion hinterlassen!" — „„Ich kann diese Consequenzen nicht läugnen."" — „Wenn also Christus wirklich, als Gottmensch, eine unveränderliche Religion hinterlassen hat, so muß Er auch die zuverlässige Erkennbarkeit damit verbunden haben; in der wahren Kirche muß somit auch jene Erkennbarkeit sich vorfinden; da aber diese bei allen Akatholiken, nach obigem Beweise und nach der tausendfachen Erfahrung, nicht stattfindet, und Eine Kirche, kraft der Voraussetzung, existiren muß, so wäre schon dadurch die Unfehlbarkeit der katholischen Kirche erwiesen." — „„Die logische Gedankenreihe bringt es wohl so mit sich; doch es ist oft Etwas falsch, was logisch ganz richtig scheint."" — „Auch das, was wirklich logisch ist?" — „„Das eben nicht."" — „Ist nun mein Beweis wirklich, oder nur scheinbar logisch?" — „„Ich entdecke an ihm selber nichts Unlogisches; doch wenn die katholische Kirche wirklich, und nicht blos logisch indefektibel ist, so muß sie auch wirklich, d. h. thatsächlich — nicht blos logisch, als solche sich ausweisen. Ich bin zwar nicht so Kantianisch engherzig, was unser Erkennen a priori als wirklich und nothwendig demonstrirt, nur als abstrakte Möglichkeit hinzunehmen, bis sie durch äußere Erfahrung zur Wirklichkeit gestempelt wird; aber ich habe auch noch wenigstens — nicht jene enthusiastische Großherzigkeit, wenn mein Auge schwarz sieht, und der Verstand weiß demonstrirt, auf das Sehen zu resigniren und der Demonstratio mich in die Arme zu werfen."" — „Ganz sicher hast Du diese Großherzigkeit, und ich halte sie nicht für Deine löblichste Eigenschaft, indem sie etwas ganz Einfaches und Natürliches ist. Z. B. Dein Auge sagt: die Sonne geht, der Verstand sagt: sie steht, und wer hält nicht Jene für

einfältig, die da noch mit dem Auge Partei machen? Und wenn der Gelbſüchtige Alles, was er gelb ſieht, auch gelb nennete, müßte er nicht auch einen gelbſüchtigen, kranken Verſtand haben?" — „„Wie — ſind alſo die Nebelflecken, die ich an eurer Sonne ſehe, nicht wirklich daran, ſondern nur in meinem Auge?"" — „Sie ſind, nach der Lehre der beſſeren Phyſiker, zwiſchen der Sonne und unſerem Auge, ſind Schattenkörper, welche Lichtpunkte der Sonne uns, nicht ihr — verhüllen, wenn wir blos ſinnlich ſie anſchauen; ſchauen wir aber geiſtig hin, ſo erkennen wir bald die Urſache und Beſchaffenheit der Trübung, und ſomit die Reinheit und den Vollglanz der Sonne ſelber." — „„Ich wünſchte einer ſo fatalen Metaphora je bälder je lieber los und ledig zu werden; kannſt Du mir alſo ebenfalls zum Durch- und Ausbruche jener geiſtigen Anſicht verhelfen, ſo thue mir den Gefallen."" — „Wohlan, wir wollen verſuchen." —

„Daß Chriſtus Der iſt, als Der Er Sich ausgegeben und ausgewieſen, nämlich Gottmenſch und Welt-Erlöſer, kann ich, wie es ſcheint, bei Dir — als vorausgeſetzt betrachten." — „„Ohne Anſtand."" — „Somit auch die Exiſtenz und Unvergänglichkeit Seines Werkes, Seiner Religion." — „„Natürlich."" — „Nun ſchauen wir zuvörderſt die Kirche Chriſti in der apoſtoliſchen Urzeit an, d. h. die Gemeinſchaft der Apoſtel, welche mit ihren Gehülfen durch Wort (Lehre) und That (Sakrament-Spendung) die, Wahrheit und Gnade ſeiende, Religion Chriſti ausgoſſen und mit geiſtlicher Regierungsgewalt bewachten und bewahrten, und der Gläubigen, welche alles Dieſes, durch die Apoſtel Mitgetheilte und Angeordnete, als Mittheilung und Anordnung Gottes annahmen, bekennend und befolgend. — Die Apoſtel waren jene Männer, an welche Chriſtus die Völker zum Empfange Seiner Religion anwies: wenn man nun von dieſen nicht die ächte Religion Chriſti erhielt, ſo betrog Chriſtus an ihnen — Sich oder uns. Gleichwohl zeigten und zeigen ſich Viele ſo unverſchämt, die Apoſtel als Verfinſterer des Welt-Lichtes zu ſchelten. Doch wenden wir uns von ſolchen Unglücklichen und Bethörten ab und ſchauen wir wieder auf unſeren Gegenſtand hin. Nicht Alle, ſondern nur Wenige wußten dieſe Anweiſung der Völker an die

Apoſtel und der Apoſtel an die Völker — aus den eigenen Worten Chriſti ſelber; darum mußten die Apoſtel, um in ſo wichtiger Angelegenheit volle Zuverläſſigkeit zu gewähren, durch göttliche Zeugniſſe, d. h. durch Wunder, als die wirklichen und wahren Geſandten und Stellvertreter Chriſti, als Seine Apoſtel, ſich ausweiſen. — Es geſchah. — Nun frage ich, ob Du gegen dieſe Kirche der Urzeit Etwas einzuwenden haſt? hatte ſie nicht die ächte Religion und die zuverläſſigſte Gewißheit derſelben?" — „„Ich ſtimme mit Gemüth und Verſtand bei."" — „Alſo was die Apoſtel als die allein wahre und ächte Religion Chriſti ausgaben, das und nur das — war und iſt und bleibt die allein wahre und ächte. Und ſtellete ein Engel aus dem Himmel eine andere Satzung auf, als die Apoſtel, — — Anathema! wie der hl. Paulus ruft. — Dieſe Zuverläſſigkeit nun, welche die Apoſtel gewährten, nennen wir ihre Unfehlbarkeit. Sie kam Jedem einzeln zu, wie es denn, bei jenen Umſtänden, auch nothwendig war; und wie Bileam, kraft der göttlichen Einwirkung, ſtatt des Fluches — Segen ausſprechen mußte, ſo konnten die Apoſtel, kraft der Allmacht Gottes, nichts Anderes für die Religion Chriſti ausgeben, als die Religion Chriſti ſelber. — Doch die Apoſtel ſchieden hinüber, und mit ihnen die Unfehlbarkeit der Einzelnen. Denn die Fortſetzung und Vervielfältigung eines ſolchen Wunders gefiel weder Gott noch gefällt ſie der Vernunft, ſobald das Wunder nicht mehr nothwendig iſt; zudem wäre durch den weiten Abſtand zwiſchen den Fehlbaren und Unfehlbaren und durch die überſchwengliche Auktorität der Letzteren der liebliche Kosmos der Kirche und die allſeitige Entwicklung des chriſtlichen Lebens nicht leicht zu Stande gekommen. Doch es iſt unnütz, über die Urſachen des Ausgehens der Unfehlbarkeit Einzelner lange nachzuforſchen und Hypotheſen zu formen; genug, daß wir einſehen und wiſſen, daß dieſelbe wirklich ausgegangen und nur den Apoſteln ad personam eigen geweſen. Denn Dieſes ſehen und wiſſen wir daraus, weil nach den Apoſteln kein Einzelner mehr als unfehlbarer Lehrer und Erklärer der Wahrheit ſich ausgegeben, auch der Papſt nicht, wie wohl zu bemerken; auch Jene nicht, welche durch alle

Jahrhunderte hinauf, mit hiſtoriſch ganz gewiſſen Wundern in einzelnen Fällen ihre Lehre als die Lehre Chriſti bewieſen. Denn ſie bewieſen dadurch nur, was ſie zu beweiſen vorgaben, nämlich die Göttlichkeit und Wahrheit der chriſt-katholiſchen Lehre, nicht aber das lebenslängliche Privilegium der Unfehlbarkeit, wie z. B. der heilige Lehrer Bernardus und der wunderbare evangeliſche Herold Franziskus Seraphicus. — Nun drängt ſich aber die Frage vor: So verſchwand denn alſo mit den Apoſteln die Unfehlbarkeit und mit dieſer die zuverläſſige Gewißheit aus der Kirche? — Dann wäre ja die Kirche ſelber verſchwunden, und ſomit ergibt ſich die rechte Antwort ſchon a priori. — Doch wir wollen die Sache ſelber in ihrem Lichte anſchauen. — Die Apoſtel wählten ſich die geeignetſten Gehülfen und Nachfolger aus und ertheilten ihnen nebſt der vollſtändigen Belehrung auch die prieſterliche und biſchöfliche Vollmacht, welche wie ein Menſch nur von Menſchen, ſo auch nur von Biſchöfen ausgehen kann. Dieſe Vollmacht iſt nicht ein hohles Abſtraktum, ſondern Kraft und Leben, und zum Symbole deſſen den Apoſteln, gleichwie dem Adam die Seele, vom Gottmenſchen eingehaucht; weßhalb denn auch die Fortbeſtehung des Prieſterſtandes durch eine myſtiſche Zeugung und lebendige Succeſſion bewirkt wird. Nun dieſe bevollmächtigten Nachfolger ſtanden aber nicht mehr ſo vor den Völkern, wie die Apoſtel, denn die Lehre der Apoſtel bedurfte keiner Controle, aber die Lehre der Nachfolger hatte nur inſoweit volle Zuverläſſigkeit, als ſie ihre Identität mit der apoſtoliſchen an den Tag legte. Dieſe Identität ließ ſich nun durch die natürliche Glaubwürdigkeit der Vorſteher ſelber, durch die Zeugniſſe anderer Vorſteher, durch die Zeugniſſe der unzähligen Gemeinden, welche das Wort der Apoſtel noch in der Bruſt trugen, durch das von den Apoſteln eingeführte und von dort an beſtehende kirchliche und religiöſe Leben — durch ſchriftliche und andere Dokumente — ſichtbar machen und ſonnenklar ausweiſen. Eben daraus erhellt, mit welcher Ignoranz oder Inſolenz eine Verfälſchung des apoſtoliſchen Chriſtenthums in den erſten Zeiten vorgeworfen wird. Es beſtand in den meiſten, wenigſtens größeren, Gemeinden ſo zu ſagen

eine natürliche Unfehlbarkeit, indem die Infizirung einer Religion, für die man Gut und Blut hingab, von Seite der Vorstände und der Gemeinden kaum möglich war. Gleichwohl gab es schon zur Zeit der Apostel, und noch mehr in den nächstfolgenden Jahrhunderten Pseudo-Christen, indem theils jüdische, theils heidnische Vorurtheile in die heilige Gemeinde eingetragen wurden. Doch sobald sie sich zeigten, wurden sie offen und feierlich ausgeschieden oder schieden sich selber aus, und so diente der Schatten nur zur Verklärung des Lichtes, wie der Apostel schreibt, nicht aber zu einer Trübung und Verunstaltung. — Die apostolische Lehre ließ, je näher an der apostolischen Zeit, desto leichter sich nachweisen; deßhalb waren in den ersten Zeiten Concilien nicht so nöthig, und wegen der Verfolgungen nicht wohl möglich. Im Jahre 325 ward bekanntlich das erste ökumenische Concilium zu Nicäa gehalten; bis dahin gab es also blos eine ecclesia dispersa. Doch war die Conferenz der Bischöfe schon lebhaft und vielseitig und weitläufig; der Orient, der Occident und das südliche Afrika standen, außer dem inländischen Verbande, schon von den frühesten Zeiten an mit Rom in Rapport, wie sich faktisch nachweisen läßt. Es bestand daher nicht nur ein allgemeiner Consensus, sondern man war sich auch desselben bewußt. Sowie, in der Regel, schon jede Gemeinde an und für sich selber eine natürliche Unfehlbarkeit hatte, so erhielt sie, durch das Einleben in den großen Organismus der Christenheit, auch Theilnahme am allgemeinen Consensus und Bewußtsein, Theilnahme an der übernatürlichen Unfehlbarkeit! — Denn keine Partikular-Kirche hatte oder hat als solche die göttliche Versicherung der Unvergänglichkeit, wohl aber hat dieselbe die allgemeine, die katholische Kirche, schon kraft der Wesenheit Christi und kraft ausdrücklicher Prophezeiungen des Herrn. Wenn eine Partikular-Kirche, wie etwa die von Jerusalem, Antiochia, Alexandria ꝛc. unterging, so ging mit dieser noch Christi Werk nicht unter; löfete aber die allgemeine Kirche sich auf, so zerfiele Christi Werk, und die Trümmer bedeckten Seinen falschen Ruhm! — Doch vielleicht fragte da Jemand: Was ist die allgemeine Kirche? Als der hl. Augustinus

den eigenſinnigen Donatiſten ihre Akatholicität vorwarf, erklärte ſich jede ihrer Sekten, von denen einige nur aus 2—3000 Seelen beſtanden, als die allgemeine, katholiſche Kirche. Die Arianer hingegen waren ſo zahlreich, daß der feurige Hieronymus in hyperboliſcher Ekſtaſe ausrief: Totus orbis se Arianum esse ingenuit! Doch mußte wohl ein Theil des orbis noch unarianiſch ſein, um über den arianiſchen erſeufzen zu können. Alſo noch einmal: Was iſt die allgemeine Kirche? — Gehört zu ihrem Weſen eine große Zahl? die Majorität der Partikularkirchen? Auf die erſte Frage antworte ich: die Kirche zählte ja urſprünglich nur wenige Glieder, und war doch ſchon die allgemeine, katholiſche Kirche, alſo gehört die große Zahl nicht zum Weſen derſelben; doch da die Ausbreitung im Weſen der katholiſchen Kirche liegt, wie die Entwickelung zum großen und breiten Gewächſe im Senfkörnlein, ſo muß, in ſpäteren Zeiten, die katholiſche Kirche ihre innere Katholicität nothwendig auch äußerlich, mehr und mehr approximirend, darſtellen; weßhalb denn die allgemeinen Kirchen der Donatiſten eben ſo zerplatzen, wie der aufgeblähte Froſch in der Fabel. — Auf die zweite Frage aber, nämlich ob die katholiſche Kirche in der Majorität der Partikular-Kirchen beſtehe, erwiedere ich: die Majorität an und für ſich bildet keine Repräſentation der Kirche, denn dieſe muß nothwendig aus Haupt und Gliedern beſtehen, weßhalb ganz richtig ein Concilium ohne Beitritt des Papſtes, wenn es auch noch ſo zahlreich wäre, für kein ökumeniſches, d. h. für keine Vertretung der allgemeinen Kirche, angeſehen wird. Wie? kann alſo der Papſt mit der Minorität dieſelbe repräſentiren? Das gäbe für die Concilien ꝛc. eine lächerliche Conſequenz; ja — der Papſt brauchte, um als unfehlbar aufzutreten, nur den Beitritt ſo vieler Biſchöfe, die man Minorität nennen kann, d. h. auch nur eines Einzigen. Ich behaupte alſo: die allgemeine Kirche kann nur von der Majorität der Biſchöfe in Verbindung mit dem Papſte repräſentirt werden. So verlangt es die Idee, ſo das natürliche Gefühl eines Jeden, ſo die Praxis. Damit Gott die Unfehlbarkeit der allgemeinen Kirche bewirke und erhalte, muß er alſo die Majorität der Bi-

ſchöfe in der ecclesia dispersa oder congregata und den Papſt — in den Einklang der Wahrheit verſetzen, und durch dieſen Einklang Beider das Wort der Offenbarung ausſprechen. Gott braucht ihnen aber deßhalb nicht allen den innern, lebendigen, wahren Glauben einzuflößen, ſondern ſie nur zum äußern wahren Bekenntniß des Glaubens anzutreiben, ſeien die Antriebe nun Furcht, Herrſchſucht ꝛc. oder die wirkliche Geſinnung der Wahrheit. So konnten und können auch die elendeſten Biſchöfe und Päpſte als Werkzeuge zum Guten in der Hand des Allmächtigen dienen; und je elender ſie waren oder ſind, zu deſto größerer Schande für ſie — und deſto größerer Ehre für Gott — gereicht ihr Zeugniß der Wahrheit. — Manche möchte auch noch das arithmetiſche Kriterion der wahren und allgemeinen Kirche befremden: doch für's Erſte bemerke ich, daß nach obigen Erklärungen nicht das blos Arithmetiſche, ſondern das Ideale in und mit ihm — das Kriterion bildet; die Majorität der Biſchöfe mit dem Papſte iſt die wahre, ideale, ſchöne Repräſentatio der großen Gemeinde Chriſti. Daß aber das Arithmetiſche doch auch ſo mächtig einwirke, darf nicht abſtoßen: ein äußeres Zeichen, eine äußere Schranke, woran aller Streit zerſchellt, ein Damm, woran der Strom der ſtürmenden Wogen bricht, muß beſtehen, ſonſt würde meiſtens keine Ausgleichung zu Stande kommen, keine Ruhe eintreten, und wären 99 Gegner überzeugt, der 100ſte könnte mit wildem und blindem Trutze noch widerſtehen. — Daß in den Concilien Skandale und Gräuelthaten vorgefallen, weiß jeder nur etwas Sachkundige; ſelbſt in ökumeniſchen ſehen wir Leidenſchaften auf den vergoldeten Stühlen, und Laſter in der Verſammlung der Repräſentanten der Heiligen der Erde, doch daß die Majorität der Biſchöfe in Verbindung mit dem Papſte je Eine Verfälſchung der Einen Wahrheit Jeſu Chriſti vorgebracht, davon liefern 18 Jahrhunderte noch kein Beiſpiel, ja — nicht einmal von einer Irrlehre des Papſtes allein, die er der Kirche vorgetragen hätte! — Wen eine ſolche Thatſache nicht erſchüttert, wem eine ſolche Beſtätigung nur als eine zufällige vorkommt, wahrlich, der muß vom Vorurtheile nicht befangen, ſondern beſeſſen ſein! Meiſtens aber iſt es nicht das Vorurtheil, das

die ſo evidente, ſo hiſtoriſche, ſo univerſell daſtehende Wahrheit nicht einleuchten läßt, ſondern, wie der Erlöſer ſprach, der finſtere Wille, der das Licht ſcheuet, weil er darin zu Schanden würde, oder ſich ändern müßte. Wer aber eines wahrhaft guten Willens iſt, tritt mit Wonne hinein in's Licht und macht darin ihn offenbar! Darum riefen die Engelchöre über den Gefilden Bethlehems auch nur Denen Heil und Jubel zu, die eines guten Willens ſind! — Wer ſich wahrhaft nach dem Heilande ſehnt, wird an einem Zeichen des Himmels erkennen, daß Er ſchon geboren, und wär' er noch ſo ferne davon, als die drei Weiſen des Morgens — er wird wie dieſe, die winterliche Reiſe nicht ſcheuen, wird wie dieſe, am rechten Orte nachfragen, wird wie dieſe, die rechte Antwort erhalten, ſeien die Antwortgeber gut oder böſe, wird wie dieſe, obgleich das ſinnliche Auge nur Unſcheinendes ſieht, dennoch glauben, daß dieſes die Wohnung des Erlöſers, daß dieſer — der Erlöſer, und vor Ihm niederfallen und anbeten! — —

Ich ſehe wohl ein, daß meine Darſtellung noch Vieles nicht enthält, was zur vollen Klarheit nothwendig wäre, doch in die engen Schranken eines Briefes laſſen ſich nicht alle Fälle hineinpreſſen, und zudem brauche ich Dem, der ſelber denkt, ja nicht Alles vorzuhalten. Andeutungen ſollen Dir genügen, und durch ſolche verſuchte ich, Dir nachzuweiſen: 1. daß jede akatholiſche Religion nicht die wahre ſein kann, weil ſie kein Bewußtſein als ſolche hat, 2. daß hingegen die römiſch-katholiſche Kirche mittelſt der Tradition in Leben und Schrift und Wort und Zeichen, und mittelſt des Glaubens an Gottes Allmacht und Seine Verheißung, ſich als die allein wahre fort und fort durch alle Jahrhunderte wußte, und weiß und wiſſen wird bis an der Zeiten Ende, und daß die Skandale dieſer Würde keinen Eintrag thun, auch das Arithmetiſche keinen. Du kannſt nebenbei erſehen, daß der Primas mit allem Rechte Petrus, der Felſenmann, vom Gottmenſchen genannt worden, denn ohne ihn — beſteht kein Kosmos der Chriſtenheit, ohne ihn wanken die Säulen der Kirche; er iſt der Fels, getragen ſelber ſammt der Kirche von Dem, von welchem geſchrieben ſteht — portans omnia verbo virtutis Suae! (ad. Hebr. 1.)

Was nun insonderheit noch die Ohrenbeichte anbelangt, so ist Dein Dilemma wohl nur als Scherz zu nehmen, wenn die Sache nicht den größten Ernst geböte. Nicht der Priester, sondern Gott durch den Priester — ertheilt die Vergebung der Sünden. Er ertheilt sie auch ohne Priester, doch Dem nicht, der die Anordnung verschmähend das Außerordentliche verlangt, und dem Allmächtigen nicht gehorsam und anbetend sich unterwirft, sondern Ihm gleichsam ein Wie und Was vorschreiben will. Daß aber Gott die Ohrenbeichte angeordnet, erhellt aus der Lehre Seiner Kirche, welche zwar aus dem ersten Jahrhunderte keine evidente Zeugnisse aufweisen kann, wohl aber aus dem zweiten und von da an kontinuirlich; und da Zeugnisse aus dem zweiten wohl auch für das erste beweisend sind, bei so treuer Anhänglichkeit an das apostolische Depositum, so kann demnach die Kirche ihre Lehre von der Ohrenbeichte selbst wissenschaftlich und natürlich schon als eine apostolische und somit christliche aufweisen; volle und übernatürliche Zuverlässigkeit gewährt aber nicht der Beweis, sondern der Consensus der Kirche, welcher kraft des allmächtigen Gottes, unfehlbar ist und bleibt. Zudem entspricht diese Anordnung den Bedürfnissen und der Natur der Menschheit so sehr, daß gar viele Protestanten für sie ihre Stimme erheben, und unter diesen gar vernehmbar der edle und begeisterte, nur noch nicht völlig enttäuschte Steffens.

Doch nun habe ich sattsam geschrieben. — Ich bitte Dich, mir alle Deine Zweifel vorzustellen; vernachlässige nur nichts, und laß uns miteinander mit allem Ernste an unserem wahren Leben arbeiten. Dein Freund, Alois Flir.

Briren, am 28. Dez. 1833.

Theuerster Freund!

..... Daß Du mir innerlich noch gut geblieben und bleiben werdest, daran zweifelte ich nie, denn eine völlige Entwurzelung unserer Freundschaft hielte ich für rein unmöglich. — Aber im Aeußern ist denn doch eine auffallende Aenderung zwischen uns eingetreten, und da das Verstummen nicht aus

dem Absterben der Liebe herkommt, so scheint es gerade, als wenn wir uns wohl gerne hätten, aber einander nichts mehr zu sagen wüßten. — Doch im Sophokles steht das Sprüchlein: „Wo's Thun gibt, wird das Wort nicht mangeln"; und so meine ich's auch. Wenn wir ein geistiges Leben bewahren und entwickeln, so muß es Stoff zum Sprechen der Menge nach geben, und zwar da das Leben nun weit thätiger und entfalteter geworden, so sollte unsere Correspondenz auch noch sogar lebhafter sein, als sie es je gewesen. Oder meinst Du etwa, das geistige Leben habe sein Treiben und Ausschlagen und Wachsen nun vollendet und bleibe, wie es stehe? Gott bewahre! Das Leben muß leben, oder es ist nicht mehr, es darf nicht stille stehen. — Sind auch die Grundsätze gewonnen, so ist doch das Denken nicht fertig, im Gegentheile, es verhält sich wie die Körper, welche, je weiter sie fallen, desto schneller und reger fallen. Nur ist die Bewegung des Denkens kein Fallen, sondern ein Steigen. — Deine Natur ist einmal für ideelle Entwickelung geschaffen, und wenn Du zu bequem bist, ihr diese zu gewähren, so wird sie sich an Dir rächen. Du — mußt wissenschaftlich bleiben, oder Du verfällst in Melancholie, in Zerwürfniß. — Das ganz einfach gläubig-religiöse Leben geht Dir nicht recht ein, wie es manche andere, wackere Geschäftsmänner haben: Du hast es durch Denken verloren; Du mußt es — zum Theile — durch Denken wieder gewinnen — freilich in verklärter Gestalt. Oder hast Du es etwa wirklich schon erreicht? Wenn Du im katholischen Sinne beteſt, beichteſt, communicireſt, lebeſt ꝛc., dann ja — sonst nicht; sei hierin ernst, und mache Dir ja nicht etwa einen eigenen Katholicismus. Du mußt die katholische Lehre entweder ganz anerkennen, oder Du bist noch außer ihr. Das ist einleuchtend, aber doch nur zu oft verkannt. Ich fragte einmal in N. einen Bekannten, wie er's denn mit dem Communiciren habe? ob er denn das Dogma wohl glaube? Da sagte er mir, nun ja, — das Communiciren sei seine Lust, und er vereine sich dabei mit Gott — Gott sei ja überall, und somit sei da nichts zu zweifeln. Aber ich machte ihm dann begreiflich, wie daß er seine Communion besser stehen lasse, bis er sie im katholischen Sinne gewinne. So geht's oft. Daher ersuche ich Dich, Deine Ansichten ja strenge nach der katholischen Lehre

zu prüfen, bevor Du annimmſt, daß ſie ächt katholiſch ſeien. Es iſt ſehr verfänglich. — Wenn Du dann die Uebereinſtimmung findeſt, ſo ſtrebe nach Kräften, dieſe Erkenntniſſe zu leben, und noch klarer zu entwickeln, und zu erweitern, und Gott und Welt immer tiefer zu erkennen. Ruhe nicht, ich bitte Dich! — Du kannſt, Du ſollſt. Du haſt Kraft, Du haſt Bücher, Du findeſt auch Zeit, wenn Du eine willſt. —

Daß Du den Haller lieſeſt*) freut mich ſehr; ſtudiere ihn, und ſchreibe mir ſeine Grundanſichten, da ich unmöglich Zeit finde, ihn vorzunehmen. — Iſt Deine Poeſie ganz verſtummt? Brechen keine Satyren mehr aus? — Auch ich will Dir immerhin mein Thun und Treiben zu wiſſen machen, und die Reſultate mittheilen. So fördert Einer den Andern, — und ſo iſt's ſchönes Freundſchaftsleben. — Doch für diesmal kann ich von meinen Studien Dir nichts vorlegen, denn Du ſiehſt es wohl dieſen Zeilen an, welche Eile mich drängt. Ich konnte nun drei Wochen faſt nichts ſtudieren und komme noch nicht recht daran. — Für den „Regnar" habe ich nun einmal keine Zeit, laß ihn ruhen — es hat nicht Eile, ich will ihn lieber vertilgen als hergeben, bevor er nach meinem Sinne iſt. Das Abſchreiben muß von mir geſchehen, weil ich dabei noch Manches verbeſſere. Nonum prematur in annum. Herausgeben ſoll man nur möglichſt Vollendetes, ich verachte die Skribler. — Am 8. Dezember erhielt ich ein Schreiben von Flatz aus Rom. Er kam den 8. Oktober daſelbſt an. Die erſte Nacht ſchlief er nicht — aus Bewegung. Morgens eilte er — eine Stunde weit — in die Peters-Kirche — zum Grabe der Apoſtel — warf ſich nieder und weinte! — Eine ſchöne Scene! — Da ſegnete ihn Gott gewiß und weihte ihn! — Dann ſchaute er haſtig die berühmteſten Kunſtwerke da und dort an. — Nächſten Tags bezog er ſeine Wohnung beim öſterr. Geſandten, nel Palazzo di Venezia.

Nun — lebe wohl! — Dein Freund Al. Flir.

---

*) Das bekannte Werk von Carl Ludwig v. Haller „Reſtauration der Staatswiſſenſchaft oder Theorie des natürlich geſelligen Zuſtandes." (Winterthur, 1816.)

Brixen, am 2. August 1834.

Theuerſter Freund!

Da ich weiß, welchen Antheil Du an meinen Schickſalen und Zuſtänden nimmſt und empfindeſt, ſo melde ich Dir noch vor meiner Abreiſe eine Neuigkeit. Mein Koncurs (um die Kanzel der Aeſthetik und klaſſiſchen Philologie in Innsbruck) iſt wirklich als ſoweit voraus ſeiend erklärt worden, daß es kaum mehr zweifelhaft ſei, ob ich die Stelle bekomme. So ſagte mir geſtern der hochw. Fürſtbiſchof. Eben deßhalb bin ich als Hülfspriester oder vielmehr Sekretär zum Dekan nach Innsbruck beordert, theils um in loco zu ſein, da die Anſtellung nicht lange auszubleiben ſcheine, theils um die wirklich nöthige Hülfeleiſtung einſtweilen zu entrichten. — Ich bitte Dich zugleich, dieſe Nachricht meinen troſtbedürftigen Eltern mitzutheilen.

Indeß — Tirol iſt nicht Wien, und was dort entſchieden wird, ſteht erſt zu gewarten. —

Gott ſegne Dich, mein geliebteſter Freund, und erhalte und ſtärke Dich in allem rechten Erkennen und Thun! —

Am Dienstag hoffen wir in Innsbruck anzukommen, am Donnerstag oder Freitag — zu Hauſe.

Sei zum Voraus umarmt von Deinem Freunde

Alois Flir.

Innsbruck, am 20. Juni 1844.

Lieber Herr P.

Die Vorwürfe, welche Sie uns an die Köpfe ſchleudern, müſſen wir geduldig acceptiren. Die ſchöne Zeit, wo mir das Briefſchreiben ein innigſtes Bedürfniß war, iſt längſt vorüber: der Drang nach einem behaglich trauten Geſpräche in lebendigem Gedankenſpiel oder Ernſt trat an die Stelle. Der Plunder der Alltagsgeſchäfte legt ſich ſo drückend auf das Leben, daß es, wie der Fuchs mit ſeinen Flöhen, in das Naſſe ſich flüchten muß, um ihrer ledig zu werden. Durch Tinte und Feder wird man bis zu kranker Reizbarkeit gegen beide abgemüdet; zu dieſem Eckel gegen Pult und Geſchreibſel kommt noch ein zweiter Grund: man hat ſeit Jahren die Erfahrung gemacht, wie einſeitig, ungenügſam, todt — die Buchſtabenſprache das Innere mittheilt. Und

mittelſt gegenſeitiger Mißverſtändniſſe, die ſich oft bis zu tollem Aerger ſteigen, eine langgedehnte Correſpondenz fortzuſchieben, iſt denn doch eine miſerable Krämerei. Alſo muthen Sie mir ja nicht zu, mich in Ihre Feuerkreiſe hineinziehen und in Ihrer brauſenden Geiſtesbewegung umſchwingen zu können.

Je unerquicklicher und widriger mir das Schreiben iſt, um ſo erfriſchender und belebender ſind mir Briefe aus lieben, befreundeten Gemüthern. Ich verſchlinge ſie enthuſiaſtiſch, wie Ezechiel ſein Buch: ſie ſind mir ein Manna in der Wüſte. — „Verd— Egoiſt!“ rufen Sie vielleicht aus. Nun ja — ein Egoiſt bin ich allerdings ebenſo, weil ich ein Ego bin, wie ich menſchlich bin, weil ich ein Menſch bin. Ein Egoiſt ſind Sie auch, mit Verlaub zu reden. Wenn es ſich alſo mit Ihrem Egoismus vereinbart, meinem Egoismus eine Freude zu machen, ſo wird mein Egoismus dem Ihrigen dankbar ſein.

Zerreißen oder zerſtoßen Sie das Blatt noch nicht, ſondern leſen Sie geduldig weiter. Ihre Weltanſicht iſt von der meinigen zwar vielſeitig nicht nur verſchieden, ſondern mit ihr auch im Gegenſatze. Doch das verſchlägt nichts. Ein Jeder ſtrecke ſich nach ſeiner Elaſtizität, ein Jeder trage die Naſe, wie ſie ihm gewachſen, ein Jeder ſuche das Wahre und Gute nach ſeinem Vermögen. Sie ſind in Ihren Jahren weit toleranter, als ich in Ihren Jahren war. Wer nicht mit mir ſtand, ſtand gegen mich, und hochmüthig hielt ich Jeden für dumm und bornirt, der nicht ſo dachte, wie ich. Sie ſcheinen dieſen Paroxismus der Jugendjahre längſt überwunden zu haben. Wenn Ihnen aber etwa ein Wunſch aufzuckt, ſich mit mir philoſophiſch zu balgen, ſo habe ich auch dieſe Raufluſt ſchon ſeit Jahren überlebt. Die geiſtige Entwickelung durchläuft ihre Stadien, wie die phyſiſche; eine energiſche Natur ſtockt nicht zu lange auf einem untergeordneten Punkte, ihr eigenes Leben treibt ſie weiter; es bedarf der Handlanger nicht, — ich taſte mir hinein in ein ſtrebend Weſen, und jedem Pedanten, der ſo Etwas verſucht, ruft man mit Recht zu: „Rühre nicht Bock, denn da brennt's!“ Wollte aber ein Jüngerer an mir einen Bekehrungsverſuch beginnen, wie es wohl ſchon Einige ſich einfallen ließen, ſo ſtopfe ich ihm mit einer Liebkoſung den Mund, oder gebe ihm eine Ohrfeige. —

„Aber was hat er denn noch übrig nach allen Ueberlebtheiten? Sein Brevier und die Chrestomathia latina?“ — Die Frage ist unrichtig gestellt. Dadurch, daß ich viele Dinge überlebt und abgestreift habe, folgt nicht, daß ich zu einem Residuum, zu einem magern Reste reduzirt worden; — wenn es mir auch noch an unendlich Vielen gebricht, so fühle ich mich doch in meinem Mannesalter tausendmal lebendiger und glückseliger, als in allen früheren Jahren. Die Stoßseufzer über dahingeschwundene Jugend sind mir ein Eckel. Schön und freudig war es damals, schöner und freudiger ist es jetzt! Meine größte Wonne ist meine Ueberzeugung; und diese Ueberzeugung in strengen Gedanken immer mehr zu entfalten und zugleich auszuleben und mich damit zu identifiziren, das ist mein seligstes Streben. Was ich bisher gelegentlich geschrieben, ist eben nur Gelegenheits-Schmarren. Ueberhaupt hat mir das Einzelne aus seiner Ganzheit, der es angehört, und wo es allein seine Stelle und Verständlichkeit hat, herausgerissen, einen sehr geringen Werth. Nach einem Modelle des Ganzen drängt mein Innerstes: die Arbeit wirkt im Stillen — ungesehen und unbelauscht. — Unseren Studenten ein Lehrer zu sein, ist nicht meine Absicht; — nur Wachrufer Manchem zu werden, genügt. — Das Leben unserer Universität, oder vielmehr unserer Studenten nimmt von Jahr zu Jahr einen kräftigern Aufschwung. — Sie und P.....r waren eben auch tüchtige Motores. — Gestern haben sechzig Enthusiasten vor dem Publikum im Redoutensaale das „deutsche Lied“ gesungen, daß eine stürmische Begeisterung ausbrach und die Pedanten, welche die Sperrketten immer in der Tasche tragen, beschämt Augen und Ohren sinken ließen. — Die Liedertafel macht Epoche dahier. Es wäre zu wünschen, daß auch allerwärts ächter Chorgesang aus Studentenschaaren erschalle. Geh' ich Abends durch die Gassen, so tönt es bald da, bald dort herzerhebend von einer Sängergruppe. Am Donnerstage ging es lustig und gemüthvoll zu auf dem Husselhofe; vor 14 Tagen sangen alle 60 Sänger im Schlosse Ambras. Der Gesang ist Schwingung der tiefsten Geisteskräfte, und wo männliche Energie ist, kann es bei musikalischer Allgemeinheit und Simplizität nicht verbleiben. Leider sind auch einige Klopfereien vorgefallen — nicht von den Sängern, auch nicht im Löwen-

hauſe, — aber Sie wiſſen wohl; man wirft gerne Alles in Einen Topf, weil gewiſſe Leute ſo arm ſind, eben nur Einen Topf zu haben. So zurückgezogen und friedliebend ich in meiner Stube eingeſchloſſen lebe, ſo gelte ich doch als der Sündenbock, und längſt ſchon hätten manche Freunde der Ruhe mich ausgepeitſcht, wenn ſie es gewagt hätten, mich öffentlich anzurühren. Meinen Gegnern verzeihe ich um ſo lieber, je klarer ich ſehe, daß ſie von ihrem Standpunkte aus ganz natürlich handeln. Uebrigens hat mich mein ſterbender Freund (T.... ſch) in eine unabhängige Lage verſetzt; ich handle, momentane Uebereilungen abgerechnet, ohnedieß nur zum offenbaren Wohle der Studenten; ſollte ich einmal wirklich läſtig zu ſein ſcheinen, ſo kann ich ja gehen, wohin es mir beliebt. Doch ſo lange B. das Ruder führt, geht Alles frei und zugleich zum Beſſern.

T. hat oft von Ihnen geſprochen: Sie waren ihm ſehr lieb. Ich habe ihm in Anſehung ſeiner religiöſen Ueberzeugungen nur gedient, nichts aufgedrungen. Der Katholizismus, ſowie die Religion überhaupt, kann für das Subjekt keine Wahrheit und kein Leben ſein noch werden — ohne innerſte Freiheit. Intoleranz iſt der Mord der Religion. Ich bin aus Katholizismus tolerant, aber wohl auch zugleich aus tauſend anderen Motiven. Ehre ſei Gott nicht blos in den Höhen, ſondern überall, und Friede den Menſchen, die eines guten Willens ſind, wenn auch von irrender Anſicht. — Heute haben die Landſtände dem lieben N., dem Wiedergegebenen*), das Stipendium zuerkannt. Grüßen Sie mir ihn herzlichſt!

Ihr aufrichtiger Freund Al. Flir.

Innsbruck, den 31. Jänner 1845.

Lieber Herr V.

Ihr Brieflein hat mich überraſcht, ebenſo erfreut. Wie wir Alle der Luft froh ſind, daß wir in ihr Athem ſchnappen können, ſo ſind auch edle Gemüther ein luſtiges Element, darin zu leben. — Die „Frühlieder“**) ſind, mit rothen

*) N. hatte kurz vorher eine gefährliche Krankheit überſtanden.

**) Es ſind die im Jahre 1846 von Adolf Pichler, damals noch Student der Medizin in Wien, herausgegeben: „Frühlieder aus Tirol“

Strichen und Klammern ſchon ausſtaffirt, an meine Cenſur gekommen, nebſt einer Präſidial-Aufforderung, durch einen Bericht das Gutachten zu motiviren. In der Vorrede erklärte ich nur den hingeworfenen Ausdruck: „Moſer ging einen beſchränkteren Weg" — als nicht ganz ſtatthaft. Das Uebrige vertheidigte ich; Oeffentlichkeit berechtige zum öffentlichen Worte. Von den Gedichten habe ich nur ſehr wenige — einige Bagatellen als verwerflich erklärt, z. B. den Gekreuzigten im Roggenacker; den Gruß an die Geliebte beim Ave Maria. Aber ich habe vernommen, wie in der Unterwelt, müſſen auch da droben mehrere Urtheile über Leben und Tod entſcheiden; mir traut man am allerwenigſten; nur der Legalität zu Liebe wurden dem Aeſthetikprofeſſor die Gedichte zugeſendet. Unter uns geſagt, wünſche ich, daß Sie

---

gemeint. Trotz ihrer Harmloſigkeit hatten ſie lange mit der damaligen Cenſur zu kämpfen, welche darin die Kundgebung eines „jungen Tirols" ſah und dabei mit Scheecken an das „junge Deutſchland" dachte. Die „Frühlieder" verdienen übrigens auch jetzt noch Beachtung und zwar nicht bloß wegen des Inhaltes, ſondern auch wegen der Dichter, welche dabei mitwirkten. Wir begegnen hier vielen Namen, die auch jetzt noch mit Auszeichnung oder Anerkennung genannt werden. So Alois Mages (Alois **ern), Karl Freiherr v. Seyffertitz, Franz Hochegger, Vinzenz v. Ehrhart; bereits verſtorben ſind: Heinrich Perthalee (H. P.) der bekannte Publiziſt, welcher das Kriegsmanifeſt von 1859 verfaßte, Joſef v. Schnell, öſterr. Conſul zu Alexandria, Alois Meßmee (Alois *r) Verfaſſer der „Reiſeblätter" und Profeſſor der Theologie zu Beiren, Sigmund Schlumpf, der Dichter einiger Lieder voll tiefer Innigkeit, Adolf Purtſcher, deſſen Beiträge Gabriel Seidl beſonders hoch ſtellte, weil ſie ſich durch charakteriſtiſche Darſtellung des tiroliſchen Volkslebens auszeichnen, und endlich Hermann v. Gilm (**m). — Die meiſten dieſer Männer waren Flir befreundet, er nahm auf ihr geiſtiges Leben fördernden Einfluß, und wenn auch mancher derſelben in der Folge einen Standpunkt einnahm, der von dem ſeinigen fern ablag, ſo hat doch keiner derſelben das Gefühl der Dankbarkeit für ihn verläugnet. Dieß zeigt am beſten für den edeln, duldſamen Charakter Flirs. — Die „Frühlieder" fanden übrigens bei ihrem Erſcheinen nicht jene Aufmerkſamkeit, welche ſie zu beanſpruchen berechtigt waren: es herrſchte damals in Deutſchland die Tendenzdichtung, obwohl auch ſie in gewiſſem Sinne ein Manifeſt waren, — das Manifeſt eines jugendlich anſtrebenden geiſtigen Lebens in Tirol, welches ſich der engen polizeilichen Bevormundung zu entwinden ſtrebte. — Wenn einmal die deutſche Literatur- und Culturgeſchichte nicht mehr faſt ausſchließlich jenſeits des Maines nach den bekannten Schablonen fabrizirt wird, ſo erhalten die Zuſtände Tirols, wo mehr geiſtige Regſamkeit herrſchte und noch herrſcht, als in gar manchen Provinzen Oeſterreichs und Deutſchlands, gewiß einige Blätter der Berückſichtigung.

auch von Ihnen einige Gedichte beilegen, und zwar gehaltvollere, ernstere, als Ballast für das schwebende, gar zu leichte Schifflein und seine flatternden Eroten und klingenden Glöcklein: Man könnte sich boshafter Weise wohl auch noch an die sieben Schwaben erinnern, wenn eine ganze Schaar handfester Tiroler an einem halben Pfunde sentimentaler Gedichte schiebt, noch obendrein unter dem Kommando eines „Gefreiten." — Ich darf jedoch keine gar zu saure Schulmeistermiene ziehen: Manches hat mir innig zugesagt, und wenn noch Besseres dazukommt, so soll das Ganze muthiglich erscheinen. —

Vale! Ihr Freund Al. Flir.

Anfangs Mai im Jahre 1848 erhielt Prof. Flir in Innsbruck folgende Zuschrift, worin ihm von einigen Wählern seine Wahl zum Deputirten in die deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt angezeigt wurde. —

Ew. Hochwürden!

Liebster Herr Professor!

Heute sind hier in Landeck, bei Gelegenheit Ihrer Wahl als Deputirter nach Frankfurt, die fast einstimmig ausgefallen ist, sehr viele Geistliche versammelt vom obern Innthale sowohl als vom Vintschgau. Bei dieser Gelegenheit war auch die Rede von unserm Landesgouverneur, dem Grafen Brandis, und den Jesuiten und Liguorianern in Innsbruck. Das ganze Oberinnthal und besonders der Klerus dahier liebt den Gouverneur und schätzt ihn sehr hoch, und würde dessen Entfernung sehr ungerne sehen und selbe für einen Sieg der Radikalen halten, und die Entfernung oder Vertreibung der Jesuiten und Liguorianer für den ersten Schritt gegen Religion und Klerus ansehen. — Dagegen würden alle Oberinnthaler mit Leib und Seele einstehen.

Daher haben wir mit Freuden die Erklärung der Passeirer in den „Katholischen Blättern" in dieser Hinsicht gelesen und bitten Sie, daß Sie im Namen der Oberinnthaler, deren Deputirter in Frankfurt Sie jetzt sind, eine ähnliche Erklärung in die „Katholischen Blätter" geben wollen, welche blos etwas kräftiger und deutlicher reden dürfte, mit der Versicherung, daß dem Oberinnthaler nichts lieber sei, als der ungeschmälerte

Besitz und die Ausübung und der Schutz seiner heiligen Religion, und daß ihm das Treiben dagegen aus ganzem Herzen und in der Seele verhaßt sei, und daß er mit Blut und Leben dagegen kämpfen werde.

Haben Sie also die Liebe, im Namen unserer Aller sich in den „Katholischen Blättern" auszusprechen und sich in ferneren Dingen mit dem wertheſten Ueberbringer dieſes Briefes zu beſprechen.

Landeck, am 8. Mai 1848.

Matth. Volderauer, Kurat von Imſterberg. Joſ. v. Comini, Dekan von Imſt. Al. Schranz, Pfarrer von Graun. Franz Moll, Kurat von Naſſereith. Jakob Neurauter, Kurat von Mils. Al. Holzknecht, Kurat von Kappl. J. E. Schratz, Kurat von See. Johann Knapp, Proviſor in Tobadill. J. M. Lauterer, Kurat von Kaltenbrunn. A. Hellrigl, Kurat von Strengen. Ferdinand Hoſp, Kurat von Stanz. Franz Kapeller, Kaplan von Pians. Rudolf Tſchofen, Kurat von Landeck. Ign. Schmid, Kurat in Grins. Alois Stecher, Kaplan in Zams.

Frankfurt, am 14. Juni 1848.

Theuerſter!

— — Die hieſigen Debatten entnimmſt Du wohl beſſer aus den Zeitungen als aus meiner Feder. Die Schleswig'ſche Sache gab wieder Stoff zum Reden. Dahlmann wurde mit verehrender Aufmerkſamkeit angehört. Er ſprach mit Rührung und mit bebender Stimme. Ich harrte immer auf Gründe, aber die kamen nicht. Es war eine politiſch-ſentimentale Phraſeologie, dergleichen Du ſelbſt mehrere gehört haſt Er warf immer mit dem Guten und Rechten herum und entwickelte gar nicht, worin dieſes beſtehe. Gleichwohl ſchwang ihm der Senat und die Gallerie das Rauchfaß und ſeine Worte tönten aus den nachfolgenden Reden immer noch als Echo fort. Endlich — nach hundert Mißhandlungen — trat Heckſcher auf. Er übertraf ſich ſelbſt und alles Bisherige. Seine Rede war ſchneidende Ironie gegen die hohlen Enthuſiaſten, ſein Blick kehrte ſich durchbohrend gegen Dahl-

mann. Denn dieſer hatte ſich zugleich gegen den Collegen unloyal benommen. Heckſcher ſagte es nun rund heraus, wie es iſt. So wünſchte ich's. Aber die Herren wollen nur Flimmer und Flitter. Das Reſultat weißt Du. — Die Luxemburger-Frage iſt vorläufig erledigt, indem die Regierung erklärte, die Deputirten ſeien nur an ihr Gewiſſen gebunden und von jeder andern Rückſicht frei. — Beda Weber hat einen von uns mitunterzeichneten Antrag eingereicht, Tirols Integrität auszuſprechen, mit dem Beiſatze der Dringlichkeit ſeit dem Falle Peschiera's. Der Präſident nahm noch die Sache nicht vor; Andrian verſprach die beſchleunigende Vermittelung. Mir iſt leid, daß Du dieſe Gelegenheit verabſäumſt: da hätteſt Du Dir goldene Tiroler-Sporen verdient; ſonſt ſind keine mehr zu erobern, wie ich glaube, außer in allgemeinen Angelegenheiten. — Heute beſchloß man faſt einſtimmig die von Radowitz beantragten Millionen für die Marine. — Die Umgegend hier wird immer durchgreifender bearbeitet, bis an den Rhein hin. Die Republik ſcheint hier unaufhaltſam. In Offenbach ſind vor einigen Tagen Zwei geblieben und Einige wurden verwundet. Es war jedoch nur ein zufälliger Krawall. —

Ich war in Köln! Gott, welch ein Bau! Zwirner, der Architekt, führte uns. Stolzenfels iſt erbärmlich ausgeſtattet. Ich ward zornig. Illuminirte Lithographien! Copien alter Gemälde! Schreinerartige Schnitzwerke! Hohenſchwangau iſt durch und durch ein Fürſtenſchloß, dieß iſt ein Fürſtenbau, aber die Ausſtattung iſt größtentheils Philiſterthum.

Frankfurt, am 18. Juni 1848.

Theuerſter Freund!

Nur einige Zeilen! — Ich danke Dir nochmals für Deinen ſehr intereſſanten Brief. Zugleich möge das Sprichwort gelten: Dank iſt eine neue Bitte. — Wir Tiroler ſcheinen die Schwindſucht zu haben: erſt verſchwand Schuler, jetzt Gredler, Dekan Schmied will nach Hauſe, Haßlwanter wird wohl auch noch entzogen. Morgen kommt die Frage der proviſoriſchen Exekutiv-Gewalt zur Sprache. Dahlmann's Antrag, den Du aus den Zeitungen kennſt, wird

wenig modifizirt durchgehen, und wie verlautet, ſind die Regenten damit zufrieden. Der öſterreichiſche Präſidialgeſandte, Ritter v. Schmerling, der zugleich Abgeordneter iſt, nimmt eine ſehr freiſinnige und offene Haltung an, ſo daß er neulich lauten Beifall gewann. Ein Linkiſcher rief: „Der verlorene Sohn ſei nun zum Vaterhauſe heimgekehrt.“ — Wenn ſich die Angelegenheiten in Italien ehrenhaft erledigen, hat Oeſterreich immer noch ein großes Gewicht für die Würde des deutſchen Oberhauptes. Ob jedoch Ein Oberhaupt gewählt wird oder ein Direktorium, weiß man hier noch ſo wenig, als bei Euch. Die Vorarbeiten ſind nun in den meiſten Ausſchüſſen beendigt oder dem Ende nahe; man ſchrie über Unthätigkeit, weil man auf die ſtille Thätigkeit der Abtheilungen keinen Einblick hatte; es geſchah ſehr viel und es wird ſich jetzt öffentlich zeigen, was geſchah. Das Anſehen der Linken nimmt täglich ab, wenn ihr nicht etwa die öſterreichiſchen Deputirten aufhelfen, welche in den letzten Tagen zu ihr übergetreten ſeien — aufgefordert hiezu durch die Sendlinge des Sicherheitsausſchuſſes in Wien Letztere überreichten im Namen Wiens eine Adreſſe an das ſouveräne Parlament; darin ſtand ein Mahnruf zum Vorwärts in der Durchführung des großen Prinzips des abſoluten Volkswillens. Beda Weber unterſchied (in der Sokrates-Halle) zwiſchen März und Mai. Da wurde er als Rebell erklärt; denn der Kaiſer habe die Errungenſchaften des Mai ſanktionirt. Ich ſtieß mit A. P. ſchmetternd zuſammen. Er ſchalt über Tirol ganz empörend; ich zog über Wien los und ſagte, Tirol werde wiſſen, was es thue ꝛc. ꝛc. ꝛc. Wir Deutſchtiroler unterſchrieben auch diesmal die Adreſſe nicht. — Warum waren wir ſo närriſch, wieder in dieſe Sokratesſhalle uns verlocken zu laſſen! — Unſer Bündniß mit den Gottſeligen gefällt mir auch nicht recht. Sie benützen uns nur als Aushängeſchild, bemächtigten ſich der Debatte; wir kommen kaum zum Worte und müſſen Dinge hören, die uns wenig berühren. Die Petition Tirols in Betreff der Religionsfrage macht hier große Senſation und erſchwert uns außerordentlich das ohnedieß ſchwere Geſchäft. Wir hätten das Geſetz ignoriren ſollen mit dem Bemühen, ignorirt zu werden. Ein Ausnahmsgeſetz wird weder Wien noch Frankfurt zugeben. Wenn man die Augen zudrückt, haben wir das

Mögliche erreicht. — Denkt Euch, die Wälschtiroler proteſtirten geſtern gegen den Titel: „Südtiroliſche Abgeordnete!“ Sie buhlen mit der Linken, aber ſie werden eklatant durchfallen. — Geſtern wurde ein Antrag zur Diskuſſion der nächſten Sitzung angenommen, daß jeder feindliche Angriff eines deutſchen Bodens als Kriegserklärung betrachtet werde. Die Veranlaſſung hiezu gab Trieſt. Natürlich iſt Tirol sub eadem causa. — Die deutſche Flotte wurde dekretirt; aber nur Gott bringt durch Worte Realitäten hervor. Bedürfniß iſt eine Flotte allerdings; das zeigt uns Nord und Süd. Das Heerweſen wird ſicherlich ſehr bald einheitlich geſtaltet ſein. Die Krieger ſelbſt begrüßen dieſe Einigung mit Enthuſiasmus. Ebenſo wird die Diplomatie einheitlich. An dieſen zwei Reformen zweifle ich nicht. In vierzehn Tagen werden ſie in's Daſein zu treten beginnen — durch die proviſoriſche Exekutiv-Gewalt und das verantwortliche Miniſterium. Weil die Mäßigung im Parlamente obſiegt, wird das Gewünſchte möglich. Selbſt in der Pfalz, wo die Republikaner ſo wild ſich umtummelten, hat das Gerede der demokratiſchen Abgeordneten, die das Feuer des neuen Lebens dort ausgießen wollten, wenig Anklang gefunden. Der wüthende Giskra ſprach für konſtitutionelle Monarchie, Robert Blum fiel durch. Dieſer läßt ſich jetzt — ſeit der Geſchichte mit dem preußiſchen Miniſterium — nicht mehr hören. Er blamirte ſich, und ſein Vertheidiger Schaffrath machte durch das Geſchrei: „Blum ſei ein Volksmann und ein Volksmann bedürfe keines Beweiſes“ das Uebel nur noch größer. — Neulich war Robert Blum mit Johannes Ronge in einem Biergarten. Ronge beſtieg einen Tiſch und wollte predigen. Da ſchrie die Menge: „Herunter! Herunter, du Kelchdieb!“ Er habe nämlich einen ihm eingehändigten Kelch verſilbert. Er konnte gleichwohl nicht umhin, ſich zu expektoriren, — er ſp— —. Der Rongeanismus und alle Sekten des Proteſtantismus werden bald zuſammenſinken, oder vielmehr — die proteſtantiſchen Confeſſionen werden das Schickſal theilen, das den Rongeanismus jetzt ſchon getroffen hat: die Trennung des Religiöſen vom Staate entrückt ihnen die Stütze. Die Proteſtanten ſehen es ſelbſt ein und bekennen es unverhohlen. Sie ſehen mit Wehmuth auf die wohlorganiſirte Geſchloſſenheit und Feſtigkeit des Katholizismus . . . .

Frankfurt, am 23. Juni 1848.

Theuerſter Freund!

Deinen Brief an Johannes habe ich geöffnet und ſonach auch geleſen, weil er an mich adreſſirt war. . . . Die polemiſchen Urtheile, von welchen Du Nachricht gibſt, müſſen wir über uns ergehen laſſen; dafür haben wir ja die Diäten oder wenigſtens die Zuſage derſelben. Was mich anbelangt, ſo ſteckt jene Aeußerung, die ich im Hofgarten losließ, dem Sinne und Triebe nach leider auch jetzt noch in mir. J. wird Dir nichts Gutes von mir geſagt haben, beſonders über meine Politik um die eilfte Stunde der Finſterniß. In der Paulskirche halte ich jedoch mit meinen Landsleuten, weil wir die Geſinnung Tirols zu repräſentiren haben und weil, wenn es zum Ernſte kömmt, ich doch den tollen Gelüſten der Linken nicht beiſtimmen kann. Meine Demokratie iſt nur ein desiderium pium, ein idealer Wunſch menſchlicher Freiheit und Brüderlichkeit, aber was die Demokraten jetzt in Bewegung ſetzen, das iſt Anarchie. Ich bekomme vor dieſen Menſchen einen immer größern Abſcheu und gerieth neulich mit einem derſelben in einen heftigen Streit. Es kam nämlich vom Sicherheitsausſchuſſe Wiens eine Deputation hieher mit einer Adreſſe, welche unter dem Glaſt einiger Lobhudeleien uns die ſtechendſten Vorwürfe unter die Naſe hielt. Die öſterreichiſchen Abgeordneten wurden namentlich zurechtgewieſen oder vielmehr zulinkgewieſen: der Volksgeiſt Oeſterreichs gebiete, daß ſeine ſämmtlichen Repräſentanten bei den Männern des Fortſchrittes ihre Plätze nehmen; mit Bedauern habe die Deputation das Gegentheil bemerkt; Oeſterreich ſei alſo nur durch gar Wenige vertreten. Hierauf erfolgte eine Mahnung, und der Eindruck war ſo groß, daß ſofort etwa 40 oder 50 aus der Sokrateshalle in den Deutſchen Hof, den Sammelplatz der Linken, überſiedelten. Tags darauf wurden ſämmtliche öſterreichiſche Abgeordnete dringend in die Sokrateshalle beſchieden. Mein Inneres ſträubte ſich dagegen. Doch ich wurde von den Freunden mitgezerrt. Wir wußten von den Vorgängen des früheren Tages nichts. Da legten ſie uns wieder eine Adreſſe an die Wiener vor als dankende Erwiderung. Wir Tiroler verweigerten die Unterſchrift. Beda (Weber) ergriff das Wort: er unterſcheide zwiſchen

März und Mai. Sofort wurde er als „Rebell" erklärt, indem der Kaiser ja auch die Errungenschaften des Mai sanktionirt habe. Gasser verlangte eine Aufklärung über einen unbestimmten Ausdruck; man berief sich auf den vorigen Tag: man könne jetzt unmöglich die ganze Debatte wiederholen. A. P., Mitglied der Wiener Deputation, begegnete mir im Saale; er schimpfte über das Parlament, über die österreichischen Deputirten, und besonders über Tirol und über uns. Ich wurde zornig und Du weißt wohl, daß ich in einer solchen Ekstase nicht höflich bin. — Er drohte mit seinem bevorstehenden Einflusse als Generalsekretär des Unterrichts-Ministeriums: man werde das Pfaffenscepter zu brechen wissen ꝛc.

Auffallend ist es, daß gerade in dieser Zeit zwei Vordermänner der Wiener Liberalen mit der Linken gebrochen: Giskra warf ihr vor, daß gerade sie, bei allen Klagen über Zeitverlust und Nichtsthun, an Alledem schuld sei, durch ihr immerwährendes hohles Geschwätze. Wie schäumten die Getroffenen! Möring betrat gestern, in der Frage der provisorischen Exekutiv-Gewalt, die Tribüne und sprach, er lüfte das Visir und zeige sich der Linken unverhohlen als ihr Gegner. Seine Begeisterung sei übrigens abgekühlt, indem er eben durch den Jordanfluß der Rhetorik geschwommen. Er stellte dann mit soldatischer Energie den Antrag, die Fürsten von Oesterreich, Preußen und die Andern sollen aufgefordert werden, aus ihrem Geblüte Drei zu ernennen und mit der provisorischen Centralgewalt zu bekleiden. Mich beschleicht die Vermuthung, daß Giskra und Möring durch die Hand oder Zunge des österreichischen Präsidialgesandten abgelenkt worden. Das obige Wortspiel vom Jordanflusse bezieht sich auf den Dir wohlbekannten Jordan von Berlin. Er hatte nämlich eine phraseologische, pikante Rede gehalten, welche jedoch keineswegs erst aus dem Haupte entsprang, sondern früher sogar schon gedruckt war. Vincke bemerkte, Jordan bringe ihm jedesmal das Gefühl bei, als befände er sich im Theater. Wirklich macht Jordan Gebärden, hebt und senkt und modulirt die Stimme, gebraucht Wendungen und Figuren, welche an die Bühne erinnern. Er ist übrigens ein schöner, schlanker, junger Mann mit schwarzem Bärtchen im cholerischen Gesichte; doch Ironie und Hohn, welche aus Blick und Miene sich kundgeben, machen ihn unangenehm. — Arnold Ruge

hat dünne Vorderhaare, einen blonden Schnurrbart, er ſcheint mir etwas Abgearbeitetes, Ermüdetes, Geſchwächtes an ſich zu tragen. Doch iſt er ſehr thätig, macht allerlei und mitunter nicht unglückliche Vorſchläge, aber mit ſeiner Grundanſicht läuft er der ganzen Paulskirche tauſend Meilen voraus: er will, daß man alle Nationalitäten unbehindert aus allen Verbindungen und Verwachſungen ſich ablöſen laſſe; dann ſollen ſie und werden ſie zu neuem Verbande ſich einigen und ganz Europa werde eine föderative Republik, gleichſam als die jüngere Schweſter der Republick Amerika. — Der alte Jahn ſchalt ihn vor etwa drei Wochen einen politiſchen Philiſter. Ruge beſtieg den Seſſel und antwortete mit einer trefflichen Rede: das Volk habe ſich erhoben und ſei vorgeſchritten; aber vor den Thronen ſei es achtungsvoll ſtehen geblieben. Die Revolution ſei mäßig und beſonnen und ſie dulde das Beſtehende ſo viel als möglich; nur ſei Klugheit und Rechtſchaffenheit der Fürſten nothwendig ꝛc. ꝛc. Dieſe Rede harmonirt nicht recht mit ſeinen übrigen.

Die wichtige Frage der proviſoriſchen Exekutiv-Gewalt wurde bereits in drei Sitzungen verhandelt; 189 (!) Redner haben ſich eingeſchrieben, 40 wurden angehört. Auf Ruge's Vorſchlag ſchied man die Amendements, welche Unterſtützung fanden, aus; es ergaben ſich 7, dann kömmt noch der Antrag der Majorität des Ausſchuſſes (Dahlmann) und der Minorität (Blum und Trützſchler) alſo neun Kategorien; über jede werden nur noch zwei Redner vernommen und dann — abgeſtimmt. Wahrſcheinlich kommen wir alſo morgen zum Beſchluſſe. Das Wichtigſte und Ueberraſchendſte für uns iſt aber dieß, daß die Preußen, in Hinſicht auf die ſchaudervolle Lage Deutſchlands, vom Anſpruche für ihr Fürſtenhaus abgingen und ſich öffentlich und privatim erklärten, dem Erzherzog Johann als einigem proviſoriſchem Machthaber Deutſchlands ihre Stimme zu geben. Ob er nun von den Fürſten vorgeſchlagen und von uns beſtätiget wird, oder vice versa, das läßt ſich noch nicht vorausbeſtimmen. Welch ein unerwarteter Triumph Oeſterreichs! Den Grund hiezu müſſen wir beſonders in ganz Süddeutſchland ſuchen; die Preußen ſelbſt ſind getheilt, denn die Rheinpreußen würden eher den Sultan wählen als einen preußiſchen Prinzen, und ſo gaben denn die Stockpreußen nach,

aber erſt nach plumpen und feinen Verſuchen für ihren König. Schmerling verſichert, daß Prinz Johann auch von den mächtigern Regierungen ſchon angenommen ſei. Der morgige Abend kann der Anfang der großartigſten Aera Deutſchlands werden. Denn die Einheit des Heerweſens und der Diplomatie muß ſogleich eintreten. Ueberhaupt wird das Hierſein immer angenehmer, denn am günſtigen Erfolge zweifle ich jetzt nicht mehr. Krawalle mögen wohl noch ausbrechen, aber ſie werden nichts erſchüttern, um ſo weniger umſtoßen. Deutſchlands geeinigte Kraft wird imponiren, und nimmt Rußland den Kampf mit uns auf, ſo mag es wohl ſchaden, aber es wird nicht ſiegen. Das Gefährlichſte bleibt immer noch das Proletariat . . . . .

Frankfurt, am 26. Juni 1848.

Innigſt geliebter Freund!

Vor zehn Minuten erhielt ich Dein Schreiben, welches mich mit doppelter Freude überraſchte. Denn erſtlich höre ich wieder Deine freundlichen Worte, die ich ſo ſchwer vermißte, und dann — weckſt Du mir die entſchlafene Hoffnung auf Deine Rückkehr. Nun bin ich theilweiſe getröſtet über den Unwillen, den mir die Verweigerung der bewußten Unterſchriften eingeflößt hatte. Zu den genannten Renitenten muß ich noch Hrn. F. anſetzen. Die Urſache des Sträubens wurde mir nicht klar; mich verdroß die Sache und ich brach wehmüthig und trotzig ab. Es iſt ſeitdem nie mehr ein Wort darüber gefallen. Doch etwas Feindſeliges kann ich kaum vermuthen, denn ſie ſprachen ſich ſämmtlich mit größter Hochachtung über Dich aus, und von ſehr vielen Seiten, namentlich von Phillips und Conſorten, wird oft gefragt, ob denn Dr. Sch. nicht wiederkehre.

Die Wälſchtiroler haben den betreffenden Ausſchuß, namentlich den Herrn Fr. v. Raumer, ſehr für ſich eingenommen, und ſie wußten ihm die Meinung beizubringen, Trient und Roveredo ſeien erſt 1814 zu Tirol geſchlagen worden! Beda (Weber) und Kerer wurden als Auskunftsmänner beigezogen und gaben die gehörigen Aufſchlüſſe. Die Folge davon war, daß die Wälſchtiroler ihre Petition um Entlaſſung aus dem politiſchen Verbande Deutſchlands zurück-

nahmen und nur auf der Trennung Wälschtirols in administrativer Hinsicht bestanden. Beda ließ dieses auf sich beruhen, aber jetzt ergriff Kerer das Wort und erklärte, Tirols Kraft würde dadurch zerrissen. Heckscher verfocht Kerers Ansicht, und so versprach Raumer in seinem Berichte nur noch die Bemerkung beizufügen, die Nationalversammlung hege das Vertrauen, die österreichische Regierung, welcher unstreitig die innere Administration obliege und zustehe, werde allen billigen Wünschen des italienischen Tirols Rechnung tragen. Allem Anscheine nach ist also diese Sache hiemit abgethan. —

Hoffentlich hat R. meinen Brief erhalten, worin ich so freudig unsere Zukunft im schönsten Rosenlichte schaute. Seitdem hat sich Vieles geändert. Am Samstage betrat Gagern die Tribüne; seine Rede machte einen unbeschreiblichen Eindruck, die Majestät des Mannes hat noch nie so imponirt. Die Linke beugte sich wider Willen unter die Hoheit des Giganten und selbst die Gallerien brachten ihm den Tribut des Applauses. Hätte man sofort unter dem frischen Einflusse dieser Auktorität abgestimmt, Alles wäre im Nu entschieden gewesen, und Erzherzog Johann wäre gewählt. Aber so bekam die Linke Zeit sich zu erholen, und Soiron, der das Präsidium einnehmen mußte, weil Gagern gesprochen, machte zu leicht Concessionen, er erlaubte nämlich, daß Zitz, Schoder und Blum ihre Amendements, die er doch selbst als prinzipiell sich ausschließend erklärte, vereinigten; so war also die Linke durch einen großen Theil des linken Centrums verstärkt und sie besteh'n nun darauf: 1. daß die Wahl des Einen, dem die provisorische Centralgewalt übertragen werde, nur von der Nationalversammlung ausgehe ohne Rücksicht auf die Einzelregierungen; 2. dieser Eine soll verantwortlich sein. — Die Rechte und das rechte Centrum hatten in letzter Nacht Zusammenkunft im Weidenbusch; Gasser und ich blieben bis Ein Uhr. Beseler präsidirte. Ach, wie erbärmlich war das ganze Verhandeln! Welcher Pedantismus! Welche Wortklaubereien! An Nebenfragen verhingen sich die Herren, und die großen Fragen brach man dann über das Knie ab. — Heute brachten Bassermann und Auerswald ein Amendement ein, und Heckscher stellte hiezu ein Unteramendement, wobei sie wenigstens einige Rücksicht für die Regierungen festhalten wollten. Da brach nun ein stür-

miſcher Streit aus über die Einbringung neuer Amendements nach dem Schluſſe der Debatte. Das Centrum kämpfte dafür ſich todesmüde; die Linke drohte mit Verweigerung der Abſtimmung; da erklärte Vincke, der Anſpruch auf Einbringung neuer Amendements ſei wirklich unberechtigt, und Radowitz behauptete dasſelbe, ſelbſt nachdem die Entſcheidung Soiron's, auf den das Parlament kompromittirte, für die Zuläſſigkeit jener Amendements ausgefallen war. Baſſermann und Auerswald traten zurück; der Letztere nur unter der Bedingung, wenn auch Heckſcher und alle Uebrigen ihre neuen Anträge zurückzögen. Heckſcher verlangte Bedenkzeit. Die Sitzung wurde bis 5 Uhr unterbrochen. Was wird nun geſchehen? Das Centrum und die Rechte ſind doppelt zerfallen. Eine große Majorität wird für nichts herauskommen; Prinz Johann wird nicht annehmen. Zudem wird die Feſtigkeit der Majorität als Bockbeinigkeit verſchrien werden. — Wir wiſſen nicht, ob Du uns hier noch erreichſt. Jedenfalls warte G.'s. Brief ab, der Dir ſchnell nach der Abſtimmung, alſo morgen Abends oder übermorgen, ſchreiben wird. Uebrigens wurden herrliche Reden gehalten und meine Zufriedenheit wuchs. Nur vermiſſe ich Dich! Sei umarmt von Deinem treuen Freunde Al. Flir.

Frankfurt, am 5. Juli 1848.

Theuerſter Freund!

Dein Schreiben aus Wien hat mich freudig überraſcht. Du ſtehſt nun feſt im Vertrauen Deiner Heimath. Unklare Nachrichten deuteten mir auch an, daß Du Dich auf dem Landtage zu Innsbruck thätig benommen und daß Du B. in die Minorität geworfen. Beſtimmte Kunden über den Landtag kommen mir keine zu. Ich hatte lange auf Dich geharrt.... Der ſchlechte Erfolg meines Empfehlungsſchreibens für Dich bei A. hat mich ſehr verſtimmt; aber noch mehr Dein Zweifel an mir. Doch ich bin ſehr oft in der Lage, Beleidigern zu verzeihen; ich verzeihe auch Dir. Vermuthlich hat Dich N. mit ſeiner Skepſis angeſteckt. Laſſen wir das. Hrn. A. ſchrieb ich einfach, daß ich Dich ſeit den Studien kenne, daß ich Dein Herz und Talent hochſchätze, daß Du nur das

Wahre und Gute wolleſt und auch gerne mit Verſtändigen Dich verſtändigeſt und daß Du in dieſer Abſicht ſeine Bekanntſchaft wünſcheſt. Dieß war Alles. Ich ſann über die Urſachen der kalten Aufnahme meines Briefchens nach. Vermüthlich hat Dir ein Artikel der „Allg. Zeitung", worin wir Tiroler in Frankfurt ironiſch preisgegeben werden, das Gemüth A.'s verſchloſſen und verriegelt. Auch hier war man unzufrieden. Man ſchiebt ihn Dir in die Schuhe und hält Dich für den mittelbaren oder unmittelbaren Auctor. Die Enge des Stilllebens, in welche uns jener Artikel verſetzte, wurde längſt erweitert, und wir wurden in allerlei Klubb's hineingezogen. Ich jedoch — ziehe mich wieder in das Stillleben meines Zimmers zurück; denn ich habe aus den politiſchen Salons nichts davongetragen als einen ſchwülen, dumpfen Kopf. G. und ich ſpazieren Abends miteinander unter traulichem Geſpräche, wir trinken ein Glas Bier, und begeben uns dann in unſere Wohnung zurück. Vorgeſtern unterhielten wir uns in philoſophiſch-theologiſcher Unterredung mit Gfrörer ſo vortrefflich, daß wir bis 11 Uhr Nachts beiſammen ſaßen. G. nimmt an den politiſchen Klubb's noch Antheil. Ich hole ihn dann aus und erſpare mir die ſaure Mühe. Denn mir ſind nun einmal derlei Geſellſchaften unausſtehlich.

Der Artikel der „Allg. Zeitung" hätte mich nun bald von der Bahn abgelenkt. Ich muß ja noch auf Deine Aeußerungen in Betreff des katholiſchen konſtitutionellen Vereines in Innsbruck mich erklären. Die Abſicht ſeiner Gründung enthält das von mir verfaßte Programm. Wenn man von dem Prinzipe abgewichen iſt, ſo werde ich meinen Austritt melden. Ich erwarte noch früher ein Schreiben von meinem Freunde Sch., auf deſſen Unbefangenheit ich mich verlaſſen kann. Ich muß natürlich meine Austrittserklärung motiviren, und wahrſcheinlich geſchieht dies öffentlich. Doch wie geſagt, wenn Sch.'s Bericht die hiezu nöthigenden Thatſachen und Beweiſe enthält.

Wenn Du in mein Inneres hineinzublicken nicht abgeneigt biſt, ſo bekenne ich Dir, daß ich den einfachſten, hiſtoriſch begründeten Chriſtusglauben in mir nähre, daß ich ihm durch eigenes Denken da und dort eine Aufhellung abzugewinnen ſtrebe, aber noch weit mehr alles Vernunftwidrige,

Verknöcherte, Mißbräuchliche vom Heiligen auszuſcheiden und ihm ferne zu halten trachte; doch viel zu wenig betreibe ich das Allernothwendigſte, meinen Glauben und meine Gedanken in und an mir plaſtiſch zu verwirklichen. Ich bin ein ſpröder, faſt unbändiger Stoff. Ich ringe, und werde in meinem Läuterungsprozeſſe nicht ermüden. In politiſcher Beziehung neigte ſich meine Natur zur Republik; in Frankfurt habe ich jedoch die konſtitutionelle Monarchie gründlicher kennen gelernt, und für ſie entſchied ich mich unter den dermaligen Verhältniſſen. Die bisherigen Beſchlüſſe der Nationalverſammlung entſprechen im Weſentlichen vollkommen meiner Anſicht und ich freue mich, daß ich bei dem Werner'ſchen Antrage den liberalern Standpunkt betreten habe; denn von dort aus geht die klarſte Conſequenz, während ſo Viele, die jenem Antrage nicht beigeſtimmt, nun inconſequent geworden ſind und es bleiben.

Die Haltung, den Charakter der Nationalverſammlung entſchied Gagern, der Gewaltige. Ohne ihn wäre die Pauls-kirche leer. Die Wahl des Erzherzogs Johann wurde hier und weitum mit Enthuſiasmus aufgenommen. Hoffentlich trägt ſie auch bei, die baufällige öſterreichiſche Monarchie einſtweilen mit deutſchen Strebepfeilern zu ſtützen. Habe die Liebe, über Wien's und Oeſterreichs Zuſtände mir Deine Beobachtungen und Gedanken mitzutheilen. Das Heranwogen der Bauern zum Reichstage wird die Herrſchafts-rechte hinwegſchwemmen; die erſte Errungenſchaft macht nach der zweiten gierig: kurz — der Krieg der Nichtshabenden gegen die Habenden bereitet ſich rings in Europa vor, und der Kampf oder vielmehr die Schlacht zu Paris*) war nur eine Signalrakete. Was wird aus dem Chaos ſich aufbauen? Werden wir es erleben? Es mag da kommen was immer! Mir iſt das Furchtbarſte lieber als der vorige Zuſtand. Denn dort waren wir lebendig begraben; jetzt werden wir im ſchlimmſten Falle bloß todtgeſchlagen. — Schmerling erwiederte geſtern einen Angriff Blum's mit trefflichem Humor. Daß er jedoch wegen einer Aeußerung nachträglich zur Ord-nung gerufen wurde, kühlte wahrſcheinlich ſeine Laune und

*) Im Juni 1848, wo die rothe Republik nach fürchterlichen Kämpfen der Ausdauer Cavaignac's unterlag.

Siegesfreude wieder ab. Auch ich mißbillige das Gratulationsschreiben der Bundesversammlung. Denn die Versicherung, daß sämmtliche Regierungen beistimmen, paßte nicht mehr für eine Zeit, wo die Nationalversammlung allein und absolut den Reichsverweser gewählt hatte. Schmerling bekannte selbst, daß die Beistimmung der Regierungen unter dem Einflusse des Commissions-Antrages eingeholt worden sei. Warum wurde also diese Beistimmung nach der Verwerfung des Commissions-Antrages noch ausgesprochen? Das war nicht in der Ordnung. Diesen Punkt hat keiner der Opponenten berührt, und doch ist nur er die Blöße, wohin der Stoß zu appliciren ist. —

So eben meldet mir ein Brief aus Innsbruck, daß, trotz der Gegenbemühungen Schulers, die viergliederige Ständeverfassung durchgegangen. Mich wundert nur Schulers Gegenbemühung; denn hier war er noch für die vier Stände und zwar aus liberalen Tendenzen. Wahrscheinlich hat er sich jedoch überzeugt, daß, auch beim Uebergewichte der Bauern, vom Klerus nichts zu besorgen wäre. — Vale!

Dein Freund Al. Flir.

Frankfurt, 15. Juli 1848.

Theuerster Freund!

Dem lieben Sch. schrieb ich einen ellenlangen, leider aber doch nicht viel enthaltenden Brief. Ich meinte, H. reise direkt und rasch nach Hause. Nun aber macht er Umwege. Dir noch einige Zeilen zum Danke für Deinen zweiten uns sehr werthen Brief. — Johann ist gestern (14.) um 11 Uhr Vormittags abgereist. Das neue Ministerium wird der Linken nicht munden. Peucker ist preußischer General; er war militärischer Commissär beim Bundestage, also eo ipso nicht accept. Er sei ein schöner, noch ziemlich jung aussehender Mann. Heckscher ist eigentlich ein Stock-Hamburger; man glaubt, daß nicht das Recht und die Wahrheit ihn leite, sondern das Interesse seiner Heimath. Er möchte wohl der pfiffigste Mann der ganzen Nationalversammlung sein. Sein Standpunkt zwingt ihn, das Conservative zu verfechten, z. B.

Schleswig's Einverleibung anzugreifen. — Ueber Schmerling war ich anfänglich nicht gut zu sprechen. Doch fernere Beobachtungen haben mich überzeugt, daß er ein tüchtiger Mann und sehr redegewandt, mit Charakterwürde und Geistesgegenwart ausgerüstet sei. Zwischen ihm und der Linken herrscht Todeshaß, besonders seitdem er sie neulich persiflirte. — Wird ein einiges Deutschland zu Stande kommen? Den Hauptbeweis wird die Befolgung oder Nichtbefolgung eines Beschlusses abgeben, den wir gestern votirten, nämlich das deutsche Heer auf 900,000 Mann zu erheben. Radowitz stellte die Nothwendigkeit dieser Macht sonnenklar heraus. Die Linke sträubte sich dagegen mit allen Kniffen. Denn sie fühlt, daß eine solche Macht imponiren würde und daß die Anarchie kaum möglich wäre. Wir Tiroler steckten freilich in der Klemme. Denn das Ja war gegen Tirol, das Nein gegen Deutschland. Gleichwohl stimmten wir Anwesenden (Kerer und Haßlwanter waren in Mainz) für das große Heer. Wir dachten, in Tirol wird man ohnedies die Landesvertheidigung beibehalten und in Rücksicht derselben weniger Soldaten fordern. Der Prunk des Militärs ist abgestellt. Sie werden durch Einfachheit der Kleidung sich der Landeswehr anschließen und nicht mehr so viele Kosten verursachen. — Die Stimmung für den italienischen Krieg wird besser. Deutschland sollte das Große wagen, und mit Oesterreich im Süden und Südost das Rechte schaffen — Oesterreich würde dann größer als je auch aus diesem Kampfe hervorgehen. Aber wenn Deutschland nichts wagt, wenn Oesterreich seinen anarchischen Unterthanen und Ministern preisgegeben wird, was wird erfolgen? Mit Entsetzen denke ich an Wien. Welche Zustände! — Gut, daß unser Ländchen Berge und Stutzen schirmen. Es bleibt hoffentlich ein Asyl der Ordnung und des Rechts . . . . .

Frankfurt, 23. Aug. 1848.

Innigst geliebter Freund!

Herzlichsten Dank für Deinen wertheſten Brief, für den überraschenden Einschluß und für alles Liebe! — Die eilfte

Stunde der Nacht rückt heran; ich ergreife die Feder, um den Drang meines Herzens, Dir zu ſchreiben, nicht fürder zu verſchieben. — Wie lange werden wir noch getrennt ſein? .... G. und F. kehren im September nach Tirol zurück; Sch. ſtreckt die Arme nach den Bergen aus, und Du weißt wohl, daß der Wunſch ſeine Gründe findet. Ich — vermiſſe hier zwar vieles Werthe, aber wahrſcheinlich werde ich bleiben. Ich möchte jedenfalls die Entſcheidung über unſere künftige Stellung beim Lehramte abwarten. Entſpricht ſie mir nicht, dann werde ich der Profeſſur mein Lebewohl ſagen. Zudem ſind die polemiſchen Wirren der Heimath nicht einladend. — Das hieſige Klima iſt ungeſund, wenigſtens für uns Gebirgsländer. Aber ſeltſame Natur-Homöopathie! Nervenſchwache erſtarken, Nervenſtarke werden geſchwächt. Die Paulskirche war früher, wo noch bei 2000 Zuhörer ſich andrängten, ein Magazin mephytiſcher Dünſte; ſeit dem Skandale Brentano's oder vielmehr ſeit dem Donnergewitter der Preußen wurde die Atmoſphäre reiner; denn der Einlaß auf die Gallerie findet nur gegen Vorzeigung der Karten ſtatt. Wie ſtille, wie öde iſt's jetzt! Der Linken iſt ihr Hebel entriſſen, wodurch ſie auf das Publikum außerhalb wirkte und ſelbſt auf die Mehrheit der Paulskirche einen läſtigen Druck ausübte. Der Chef der Gallerie-Bundesgenoſſen war ein gewiſſer Metternich, und er iſt es im Kleinen noch — früher General, jetzt Korporal. Dieſer Metternich iſt ein großer, ſchöner, junger Mann mit röthlichem, wallendem Barte. Er ſtand an der Spitze des demokratiſchen Vereins, von dem jetzt nichts mehr verlautet, Ronge war ſein College. Metternich, aus dem katholiſchen Mainz gebürtig, war vermuthlich ſelbſt Katholik, jetzt iſt er Deutſchkatholik in freieſter Façon. Eines Abends trank er an der Seite ſeiner Schönen mit Ronge im Biergarten des Eſſighauſes. Als ſie in beſter Stimmung waren, erhob ſich Metternich und ſprach: „He, Freund, ſteh' auf und mach' einmal Ordnung mit mir und meiner Lieben, wir halten nun bei drei Jahre zuſammen, traue uns." Ronge ſtand auf, in zwei Minuten war der ganze Akt vollzogen; man ſetzte ſich wieder und machte die Gläſer klingen. — Ronge durfte ſich hier, wo man ihn einſt beinahe vergötterte, in ehrlichen Geſellſchaften nicht mehr ſehen laſſen, — — und nun wird er als Prophet in Wien mit Ehren umgeben!!

Auch Schütte dahin! Auch Hecker dorthin, wie man ſagt! Was wird aus Wien werden? Wie elend hält ſich der dortige Reichstag? Warum duldet er den Sicherheitsausſchuß? Warum wurde die Dankadreſſe an die ſiegreiche Armee nicht votirt? Warum der 6. Auguſt nicht gefeiert? Ein ſehr hochgeſtellter Mann ſagte mir neulich: „Oeſterreich — Oeſterreich macht mir Kummer. Der Kitt hält nicht mehr. Es geht Alles aus den Fugen. Was von je zu Deutſchland gehörte und der öſterreichiſche Kreis hieß, das muß bei Deutſchland bleiben und zwar in Wahrheit. Es iſt möglich, daß ſich ein Oſtreich bildet, und daß Peſt die kaiſerliche Reſidenz wird.“ — Hier bildet ſich ein öſterreichiſcher Klubb. Schon anfänglich hatte man einen ſo genannten verſucht, die Sokrateshalle (ſonſt Freimaurerloge) war das Lokale. Schmerling präſidirte zuerſt, dann bald Dieſer, bald Jener, denn es herrſchte meiſtens ein chaotiſcher Tumult: die Barrikaden-Helden aus Wien und die Ultra-Radikalen tobten und rasten, daß es nicht zum Aushalten war. Die Folge war die Auflöſung. Um nun einem gleichen Gewirre vorzubeugen, beriethen Andrian, Sommaruga, Schuler, Dr. Egger ꝛc. ein Programm, welches das Princip der Monarchie — bei übrigens freieſter Verfaſſung — als Bedingung des Anſchluſſes enthält. Geſtern wurde dieſes Programm förmlich redigirt, und von den Verſammelten unterzeichnet. Es waren nur Eingeladene zugegen, und doch hatte ſich ſchon wieder eine Krähe eingeſchlichen. Ein Dr. Maly wußte dem Dr. Egger die Meinung beizubringen, als ſeien ſie politiſch gleichgeſinnt; aber als wir eintraten, widerhallte bereits das Zimmer von der Debatte. Maly ſchimpfte über den italieniſchen Krieg, man hätte Mailand gleich Anfangs abtreten ſollen, man werde es doch in keinem Falle behaupten ꝛc. Er allein unterzeichnete das Programm nicht. Schuler ſprach einigemal und zwar mit Einſicht und Nachdruck. Ich bedauere überhaupt, daß er nicht irgend einem großen Klubb ſich anſchließt — er würde im ſchönſten Glanze ſeine Kenntniſſe und Gedanken entfalten. Vielleicht wird jetzt der öſterreichiſche Klubb der Spielraum ſeines Wirkens. Wir glauben, daß ſich etwa 30 oder 40 Mitglieder um das ausgeſteckte Panier verſammeln werden. Der Hauptzweck iſt — öſterreichiſche Angelegenheiten zu beſprechen, um dieſelben übereinſtimmend in der Paulskirche zu vertreten.

Das Erste, was geschieht, ist vermuthlich eine Dankadresse an Radetzky und sein Heer, mit der Meldung, daß sich die Nationalversammlung auf das Wort des begeisterten Radowitz zu Ehren des siegreichen Heeres in Italien jubelvoll erhob.

Zwei Tage lang dauerten die Debatten über die Religionsfrage, und dieß nur der Anfang. Jordan von Marburg, unser Landsmann, überraschte uns mit seiner Religionslehre um so mehr, als wir ihn wegen seiner soliden politischen Grundsätze liebgewonnen und in Ehren hielten. Er ist ein großer Mann, aber die Kraft ist gebrochen; das Gesicht hat etwas Schustermäßiges, und man erkennt noch daran die tirolische Treuherzigkeit und Einfalt. Als wir ihn besuchten, sprach er viel, aber mit schwacher Stimme: er war kränklich; aber vorgestern beherrschte sein Laut die Paulskirche. „Ueber Trennung und Einheit der Kirche und des Staates streite man sich?" Er sei für die Trennung, aber in dem Sinne, daß man eine jede Kirche vernichte. Denn eine jede sei eine Knechtung des Menschen durch Unterdrückung der Denkfreiheit, und eine jede sei ein Staat im Staate als Ausüberin einer furchtbaren äußeren Macht. Die Religion werde dann erst frei; Gleichgesinnte werden sich associiren; das sei dann das Freie und Willige, das Menschliche und Rechtliche und Heilige. — Wie kurzsichtig! — Vogt trieb diese Ansicht hinaus auf das Aeußerste, in's Monströseste, wogegen sich die Seele der meisten Zuhörer empörte. Er stimme für volle Freiheit jeder Kirche, aber nur deßhalb, um auch für sich die volle Freiheit in Anspruch zu nehmen; die kirchliche Freiheit werde an der demokratischen Freiheit zerschellen; das nächste Geschlecht, in einer vom Klerus emancipirten Schule erzogen, werde dem Kirchlichen den Garaus machen, und die Religion werde ein Ende haben. Er verlange vor der Hand nicht nur Freiheit für jede Religion, sondern auch Freiheit für die Nichtreligion, für den Unglauben, für den Atheismus. — Vogt ist ein stämmiger junger Mann mit dem Gesichte eines Kindes, aus dem jedoch bald rohe Wuth blickt, bald böse Tücke, immer etwas Verwildertes, wie im Stadium eines Katzenjammers. Pfarrer Zittel (Protestant) sprach mit großer Geschicklichkeit für die Trennung, der ultramontane Lassaulx klatschte öfters und rief: Bravo! Bravo!

In meiner Rede, wie sie veröffentlicht wurde, blieben

Lücken, welche ſtören. Vielleicht wunderten ſich Manche, warum denn ich zuerſt ſprach. Eben, weil's am Leichteſten war. Schuler und Kerer mit ihrer genauern Sachkenntniß ſollten den Gegnern antworten. Die Gegner brachten nun aber nichts Bedeutendes vor, und deßhalb hatten die Unſerigen keinen günſtigen Stoff mehr; ſie ſprachen jedoch Beide ſehr gut.

P. S. Noch einen Spaß! Detmold aus Hannover iſt ein kleinwinziges, buckeliges Männlein mit einem ſchwarzen, markirten, humoriſtiſch-geſcheidten Geſicht. Er iſt einer der Geiſtreichſten, berühmt durch eine komiſche Schrift, das Salz und der Pfeffer jeder Geſellſchaft. Neulich war er mit dem alten F. eingeladen. Dieſer Letztere gehört zur Linken. Er wetterte über die Regierung von Hannover und trank dem Stüve ein Pereat. Der Hausherr beklagte ſich bei Detmold über dieſe Unart. Detmold verſprach, noch bei demſelben Abendeſſen den Freiheitshelden zu einem Ehrentoaſte für Stüve zu bewegen. Der Hausherr hielt es für unmöglich; einige Flaſchen Champagner waren die Wette. Detmold zieht den F. bei Seite und flüſtert ihm in's Ohr: „Mein Lieber, welche Verlegenheit für mich! Stüve beauftragte mich mit Ihnen wegen der Stelle eines Oberjuſtizdirektors zu verhandeln, und Sie — — entweder müſſen Sie einlenken oder mir iſt mein ehrenvollſtes Geſchäft unmöglich gemacht." — „Lenken wir ein — lenken wir ein! — Machen Sie — machen Sie!" — „Gut. Gut." — Sie ſetzen ſich wieder. — „Stüve hat doch auch ſeine guten Seiten." — F. ſtimmt bei, lobt, rühmt, ſtoßt an, dem Stüve zu Ehren! Schallendes Gelächter und Detmolds grinzendes, triumphirendes Geſicht deckten dem armen F. erſt ſeine Düpirung auf. — Das ſind unſere Vorkämpfer! Die begeiſterten Volksmänner!

Frankfurt, 9. Sept. 1848.

Theuerſter Freund!

Deine Klagen über unſere Saumſeligkeit werden jetzt wohl verſtummen; hüte Dich aber, daß Du nicht die unſeren hervorrufſt. Wir erwarten täglich den Briefträger mit einer Art von Heißhunger; der Tag, der uns einen Brief bringt, hat etwas Feſtliches, aber jeder andere iſt ein dies nefastus. — Deine diplomatiſchen Wendungen haben wir in dem Grade

bewundert, daß wir Dich im Namen Deutſchlands, oder vielmehr ernſtlich — im Namen unſerer Freundſchaft — dringend auffordern, Dich als Erſatzmann G.'s wählen zu laſſen, ſintemal A. nicht anbeißen will. Es iſt allerdings unter gegenwärtigen Verhältniſſen nichts Lockendes, ein Mitglied der Nationalverſammlung zu ſein. Die Klugen und Mäßigen, d. h. die Conſervativen, ſchlagen die Hände über dem Kopfe zuſammen: die Nationalverſammlung habe ſich den Todesſtoß gegeben, oder — Deutſchland erbrenne auf allen Seiten in Flammen des Bürgerkrieges. Selbſt von Denen, welche mit der Majorität ſtimmten, alſo gegen das Miniſterium, ſenken jetzt Viele den Kopf, Einige kündigten im Namen ihrer Klubbs den Rücktritt von ihrer Meinung an, der gelehrte Wurm ſagte, wenn er Alles, wie jetzt, vor Augen gehabt hätte, ſo hätte er anders geſtimmt; Dahlmann ſelbſt ſoll geäußert haben, er ſei durch den Erfolg ſeiner Oppoſition über die Gränzen ſeiner Abſicht hinausgeſtoßen worden. Man will ſelbſt die Linke mit dem Schatten der Trauer überdüſtern, da der Sieg ſie in das Gebiet des Unmöglichen geführt habe. So erzählen, ſo ſchildern die Miniſteriellen die Sache. Ich weiß jedoch, daß die Linke nach dem errungenen Siege bis 2 Uhr Morgens beim Feſtſchmauſe ſaß; ich weiß, daß man ernſtlich vom Sturze des preußiſchen Miniſteriums ſpricht und von der dortigen Siſtirung der Maßregeln; ich halte es ſogar für möglich, daß bei uns das geſtürzte Reichsminiſterium noch in Anklageſtand verſetzt wird. Hekſcher erklärte in der Paulskirche 1. der Waffenſtillſtand überſchreite die Vollmacht der Centralgewalt an den König von Preußen; 2. die Nationalverſammlung habe das Recht, dieſen Waffenſtillſtand, der ſo lange dauern ſolle und nicht bloß militäriſcher Natur ſei, zu genehmigen oder zu verwerfen. So ſprach er im Namen des Geſammtminiſteriums, denn ſie wollten miteinander ſtehen oder fallen. Nur verlangte er noch Aufſchub bis zur gehörigen Prüfung der Akten. Man glaubte genugſam zu wiſſen: doch gab man nach. Die Majorität des verſammelten Ausſchuſſes entſchied für ſofortige Siſtirung der Maßregeln. Die Miniſter verlangten neuen Aufſchub: es ſeien noch nicht alle Papiere durchgeſehen. Doch jetzt riß die Geduld, das Miniſterium fiel, denn die Siſtirung wurde entſchieden. Nun gingen die Jeremiaden an: der Krieg mit Dänemark ſei nicht ganz ge-

recht (jetzt auf einmal!); die preußiſche Regierung habe von der Centralgewalt die Vollmacht erhalten, unbedingt nach Umſtänden und ohne Vorbehalt einer Ratifikation abzuſchließen. Wie ſtimmt nun dies mit Heckſchers Rede zuſammen? Das Miniſterium wagte mit dieſem Geſtändniſſe anfangs nicht heraus, ſondern hoffte die Sache escamotiren zu können, aber es hat dieſen Frevel theuer gebüßt. Preußen handelte, wenn auch mit Vollmacht, doch auf eine für Deutſchland ſchimpfliche und für die Centralgewalt demüthigende Weiſe; das Miniſterium — handelte ohne Offenheit und Redlichkeit, und wenn jetzt fürchterliche Folgen daraus hervorgehen, ſo ſollen Diejenigen, welche ſolchen Uebergriffen und Schändlichkeiten mit Indignation ſich entgegenſetzten, die Schuld tragen. Da mag folgen was will, es muß ſich entſcheiden, wo Deutſchlands höchſte Auktorität iſt .... Wenn mich gewiſſe Anzeichen nicht täuſchen, ſo brennt der Reichsverweſer ſelbſt von Zorn gegen Preußen. — Doch nun zu Friedlichem! —

Erzherzog Johann hat mich in Schulers Gegenwart ſo liebevoll und dringend erſucht, ſeinen Sohn in der Religion zu unterrichten, daß Schuler über meine Hartherzigkeit ſich wunderte, als ich beharrlich ablehnte. Ich wollte mich nicht binden, vielleicht kehre ich im Oktober für immer nach Hauſe zurück. — Wenn ich bleibe, ſo iſt Schuler das Hauptmotiv. Denn ihn allein hier zu laſſen, das wäre mir faſt unmöglich. Wenn Du kämeſt, hätte er einen tauſendfachen Erſatz. Doch vielleicht löſen die Ereigniſſe den Zweifel. — Ich lege Dir ein Exemplar der Rede bei, die ich am 2. September im hieſigen Dome halten mußte. Das war kein Spaß. Um 9 Uhr ſollte der Gottesdienſt und zwar die Predigt beginnen, um 10 Uhr das Seelenamt. Da war nun ein Geräuſch und Getöſe, daß ich meine Stimme immer etwas anſtrengen mußte. Erzherzog Johann und ſeine Gemahlin ſaßen unten, mir gegenüber — am Ende des prachtvollen Katafalkes, mit Waffenpyramiden umſtellt, worüber Deutſchlands und Oeſterreichs Fahnen wallten. Das ganze Presbyterium nebſt dem Hochaltare war mit ſchwarzen Tapeten ausſtaffirt. Beda Weber hielt das Seelenamt. Achtzig Muſikanten führten eine Meſſe Cherubini's auf. — Die Preußen wurden durch meinen Ausdruck „tapferſtes aller Heere" eiferſüchtig; den „Gottſeligen"

war die Rede zu wenig katholisch, aber die große Mehrheit war zufrieden. Die Frankfurter trugen mir ja gestern durch den Kirchenvorsteher mit allem Nachdrucke die hiesige Pfarrei v mit dem Charakter eines Domherrn und einem reinen Einkommen von 3 bis 4000 fl. Ich lehnte natürlich ab. Denn auf Tirol verzichte ich nur im Nothfalle, und zu einer so delikaten, verwickelten Seelsorge über 12,000 Individuen hätte ich ja gar keine Vorkenntniß, keine Uebung, keine Fähigkeit und — keine Neigung. Daß ich die Rede vor einem so gemischten Publikum mehr „reinmenschlich" als theologisch-dogmatisch hielt, wirst Du billigen. Ich sprach mich ja am Ende doch noch kirchlich genug aus.

Lebe wohl! Schreibe recht bald! Recht oft! Besuche uns wenigstens! J. und ich umarmen Dich! Dein Aloisius.

Frankfurt, am 30. Sept. 1848.

Theuerster Freund!

Vor einer halben Stunde erhielt ich Dein wertheftes Briefchen. Deinen vorigen Brief hätte ich sicher lange schon beantwortet, aber ich trat dem Freunde J. die Priorität ab, und wollte mit meinem Schreiben erst nachrücken. Zufällige Umstände hinderten ihn, ich zögere nun nicht länger. — Du willst mir also bis Imst entgegenkommen? Ach, mein Lieber, wir werden uns noch lange nicht sehen — außer — Du begleitest die Gnädige nach Frankfurt, was von Dir gar ritterlich und zugleich gar freundschäftlich wäre. Einen Beschluß, im Oktober nach Hause zu kehren, hatte ich nie gefaßt, sondern nur den Wunsch gehegt. Die Anhänglichkeit an Sch., der Ernst der neuesten Ereignisse, die Wichtigkeit der bevorstehenden Verhandlungen, die Aussicht auf eine frühere Beendigung, die Abneigung vor der Supplirung am Gymnasium — bestimmen mich, hier zu bleiben. Wir österreichische Abgeordnete werden dringend aufgefordert, unsern Posten nicht zu verlassen. Die Ersatzmänner pflegen zu zögern oder gar nicht zu kommen; unsere Zahl schwindet ein und Oesterreichs Vertretung verliert alles Gewicht. Ein Entscheidungskampf rückt nahe! Der Verfassungsausschuß hat den Antrag vorbereitet: solche Länder, welche Bestandtheile des deutschen Bundesstaates seien, dürfen mit andern Ländern für der nur

in einer Personalunion stehen. Dies gilt für Holstein, Limburg, und im Großen — für Oesterreich. Die kaiserliche Monarchie würde demnach zertrümmert. Zwei Oesterreicher, welche im genannten Ausschusse sitzen, haben den neugebildeten österreichischen Klubb von diesem Beschlusse in Kenntniß gesetzt und Debatten eingeleitet. Die meisten dieser Herren sind der Ansicht, Oesterreich müsse eine solche Zumuthung mit Verachtung zurückweisen; der Kaiserstaat sei unzertrennbar und sich selbst genügend; Deutschland möge nur durch einen solchen Akt nicht selbst sich beschädigen. So besonders Hr. v. Mühlfeld, Advokat in Wien, ein sehr klar und präcis sprechender Verstandesmann, schwarzgelb vom Wirbel bis zur Zehe, äußerlich dem Napoleon ähnlich, nur nicht so frisch und kraftstrotzend. Er hatte schon in Wien vor den Wahlmännern diese Ansicht ausgesprochen unter ungeheuerem Beifalle, — natürlich — Wiens Interesse liegt gewiß in der Einheit der Monarchie. Schuler kehrte eine feinere Diplomatie vor: Deutschlands Wohl erheische selbst die Integrität der österreichischen Monarchie, eine Ablösung der deutschen Bestandtheile hätte ein kompaktes Slavenreich zur Folge, dagegen soll der gesammte Kaiserstaat, ohne Bestandtheil des deutschen Reiches zu sein, den möglichst engen Bund mit diesem eingehen. Diese Ansicht fand vielseitigen Beifall. — Beda Weber erhob sich und erklärte lebhaft, seine Committenten würden in keinem Falle ihr Land vom deutschen Reiche ausscheiden lassen und mit bloßer Föderation dafür sich begnügen. Die Herren stutzten. Es zeigte sich, daß noch Andere derselben Ansicht waren. Einstimmig waren jedoch Alle in dem Beschlusse, den Bruch mit Deutschland möglichst zu hindern. — Mühlfeld bemühte sich umsonst, den Ausschuß zu einer größeren Mäßigung zu bewegen. Was wird nun die Folge sein? Die Hälfte der österreichischen Abgeordneten (in unserem Klubb sind nur die Konstitutionell-monarchischen) wird für den Ausschuß stimmen; den Schwarzgelben mit ihren Schattirungen von Mühlfeld bis Schuler treten vielleicht nur die Stockpreußen bei, entweder um den eigenen Particularismus zu wahren, oder — durch ein solches Ausscheiden Oesterreichs sich die Hegemonie Deutschlands sicher zu stellen. Wenn sich keine Vermittelung ausfindig machen oder durchsetzen läßt, (Einverleibung des gesammten Kaiserstaates, Real-

union ganz Oeſterreichs, aber Garantirung aller Bundespflichten ꝛc.), werden wir vermuthlich von Frankfurt abberufen. Es frägt ſich aber dann, was die deutſchen Länder Oeſterreichs thun, ob ſie dem Miniſterium Wiens ſich zuwenden oder dem Parlamente Frankfurts; ſelbſt ein Bürgerkrieg mit Oeſterreich wäre dann möglich. Meine Anſicht habe ich noch nicht ausgeſprochen, außer privatim bei guten Freunden, beſonders bei Schuler; dieſem ſagte ich: „Wenn keine Vermittelung durchgeht, ſo wird entweder das öſterreichiſche Kaiſerthum verſtümmelt, oder das deutſche Reich. Du wählſt die zweite Verſtümmelung, ich — die erſte; der Kaiſerſtaat iſt ein zufälliges Konglomerat, Deutſchland, einheitlich ſchon durch die Natur, ſcheint ſeine Einigung mit unaufhaltſamen Inſtinkte zu urgiren.“ Ich wäre dafür, daß die öſterreichiſchen Beſtandtheile des deutſchen Reiches ohne Rückhalt mit dieſem ſich einigen, wie jeder andere Beſtandtheil desſelben; engſte Bande mit den übrigen Beſtandtheilen des Kaiſerſtaates bleiben ja deßhalb immer noch möglich. — Schuler hält dieſe Frage für ſo koloſſal, daß er die Befragung der Committenten beabſichtigt, und vielleicht zu dieſem Zwecke nach Tirol eilt. — Die Kriſis wird in Bälde eintreten. Denn die Grundrechte rücken nun raſch vorwärts, der Verfaſſungsentwurf iſt vorbereitet, und die Zeit drängt, ihn in Angriff zu nehmen. — Ueber Frankfurts blutige Ereigniſſe ſchrieb ich Hrn. M.; Du kannſt alſo dort den Brief nachleſen, wenn er ihn Dir nicht ohnedieß, wie ich hoffte, mitgetheilt hat. Die Centralgewalt bekam Gelegenheit, ſich aus der Potentia in Actum zu überſetzen. Die Einzelregierungen müſſen froh ſein, daß eine vom Nimbus des Volkswillens umſtrahlte Macht den mißliebigen Kampf mit der Anarchie aufnahm und fortführt. Wenn aber die Centralgewalt von den Einzelſtaaten, reſp. von Preußen und Oeſterreich preisgegeben würde, dann hätten wir zunächſt die Dreitheilung Deutſchlands und ſofort den Bürgerkrieg, Anarchie, Militärdeſpotie. Mit Dänemark bricht's wahrſcheinlich wieder los, wenn nicht England ernſtlich vermittelt. Palmerſton ſitzt in der Klemme: hilft er uns, ſo werden wir ihm zu ſtark; hilft er den Dänen, ſo raubt ihm Rußland den Preis des Dankes vorweg. Wird man temporiſiren?? Jedenfalls hat Preußen zum zweiten Male die Centralgewalt belogen und betrogen, und diesmal zum Glück ſo unverhohlen,

ſo ſonnenklar, daß es gezwungen iſt, nun ſelbſt gegen Dänemark den Schein des Ernſtes anzunehmen, und dienſtfertig die unmittelbaren Bevollmächtigten der Centralgewalt zu unterſtützen.

Das dringende Erſuchen Sr. kaiſ. Hoheit, des Erzherzogs Johann, den Grafen von Meran in der Religion und allenfalls auch in der Geſchichte zu unterrichten, lehnte ich ab, weil ich wirklich mit Beſtimmtheit nicht wiſſen kann, wie lange hier meines Bleibens iſt. Ich beſuchte ihn auch lange nicht mehr. — Er hätte in den Zeiten der Gefahr zu ſchädlicher Milde ſich geneigt gezeigt, aber Schmerling trieb zur Energie. So ſagt man. Andere ſchreiben das Verdienſt dem Reichsverweſer ſelbſt zu.

Was den vielbeſprochenen Einbruch in die Paulskirche anbelangt, ſo verhält ſich die Sache ſo. Vor den Pforten ſtand Militär. Gagern fand dieß unwürdig, und befahl, daß ſich dasſelbe in die Nachbarſchaft zurückziehe. Ich mußte mich um zehn Uhr ſchon durch die dichteſte Volksmenge durchdrängen, zu meinem großen Erſtaunen. Etwa gegen Mittag donnerte Getöſe am Eingange in's Centrum. „Ueberfall! Ueberfall!" ſcholl es; Diener und Abgeordnete warfen ſich auf die Thorflügel und ſchoben ſie und den Drang der Menge zurück. Rieſſer von Hamburg, ein dicker Advokat, war von derſelben gleichſam in der Luft herangetragen und herangeſchoben worden, wie ein Felsſtück auf dem Rücken eines Wildbaches. Dieſer verſicherte, das Gedränge habe nicht nur den nächſten Platz, ſondern die ganze Gaſſe gefüllt. Die Deputirten waren von ihren Sitzen aufgeſprungen, und die meiſten ſchrieen und fluchten und ſchienen zum Widerſtande entſchloſſen. Der Präſident rief mit Donnerſtimme: „Keiner verlaſſe ſeinen Platz!" Das Militär ſchritt ein, die Ruhe war im Nu wiederhergeſtellt. An der Pforte ſah ich tiefe Narben von Stößen. Späterer Verſicherung zufolge waren ſehr Viele auf der Gallerie mit Piſtolen und Steinen bewaffnet, um den Angriff von oben herab zu unterſtützen. Niedermetzelung der ganzen Verſammlung, ſelbſt der Linken mit nur wenigen Ausnahmen, ſei beantragt geweſen. — Die Linke ſprüht von tödtlichem Haſſe gegen Gagern. Er wird zur Zielſcheibe aller nur denkbaren Angriffe in und außer der Paulskirche gemacht. Seine Rieſennatur ſcheint zu erliegen. Wir be-

ſorgen ſeinen Rücktritt. Er wäre unerſetzlich. Er wiegt mehr als das ganze Parlament. —

Am 27. September waren Schuler, Beda (Weber) und ich in Speyer. — Der Dom daſelbſt iſt im eilften Jahrhundert gegründet worden. Schraudolph und Schwarzmann verherrlichen ihn jetzt mit prachtvollen Gemälden. Der Letztere wuchs neben mir in Landeck auf, vulgo „der Schmiedtoni's Bue.“ Er iſt nun der erſte Dekorationsmaler Deutſchlands, ein genialer Künſtler ſelbſt in dieſem ſcheinbar niedrigen Fache; das ſchönſte Privathaus Münchens iſt ſein Eigenthum, und eine liebenswürdige Gattin mit holdſeligen Kindern ſein Glück. Er ſuchte mich hier auf, wir ſind nun Freunde; auch Schuler ſchloß mit ihm den Bund der Freundſchaft.....

Dich umarmt Dein Freund Flir.

Frankfurt, 15. Okt. 1848.

Theuerſter Freund!

Vorgeſtern ging ich ſehr melancholiſch nach Hauſe, und hier im Zimmer war mir zu Muthe, wie wenn ich in einer Grabesöde läge.

Geſtern kam der jüngere Adjutant des Hrn. Erzherzogs Johann und fragte nach Dir. Ich meldete Deine Abreiſe und ſetzte mit Nachdruck bei, daß dieſelbe nicht mehr verſchoben werden konnte. Er forderte mich auf, zum Erzherzog zu gehen. Ich antwortete: „Ich bitte um Entſchuldigung; ich bin kein Politiker.“ — Weil eben auch Gſpan bei mir war, um ſich nach Dir zu erkundigen, ſchob ich die Einladung dieſem auf den Hals. Ich fragte ihn nach der Audienz, was denn an der Sache geweſen? „Nichts!“ antwortete er und ſchöpfte ungeduldig ſeine Suppe.

Heute ſollte ich den Unterricht des Grafen von Meran beginnen. Der junge Herr litt an Rheumatismus. Der Oberſt Fr. ſah mich und ſagte, der Erzherzog wünſche mich zu ſprechen. Was war's nun? Ich meldete nochmals Deine Abreiſe und entwickelte die Gründe. Er billigte Deinen Schritt mit auffallendem Antheile und mit Wärme. Denn fragte er mich traulich: „Was glauben Sie, wer wäre jetzt am eheſten im Stande, Tirol zu leiten?“ Ich nannte Dich und ſetzte aber-

mals die Gründe auseinander. Seine Augen funkelten, das Geſicht röthete ſich, und er ſprach mit Nachdruck: „Das freut mich, mein lieber Flir! Das iſt recht! Das freut mich außerordentlich!“ — Ob ſich nun Folgen daran knüpfen, weiß ich nicht . . Sch . . . g ſuchte in Olmütz bei Sr. Maj. dem Kaiſer eine Audienz nach; er wurde nicht vorgelaſſen; hier bewarb er ſich um eine Miſſion; man achtet ſeiner nicht.

Nun noch eine Neuigkeit! — So eben erhielt ich einen Brief Schenach's. Sofort entſchloß ich mich zur Heimkehr. Ich reiſe jedoch, weil ich das Geld ſchon erhob, wahrſcheinlich erſt am 24. ab . . .

Innsbruck, Aſchermittwoch 1849.

(An einen Freund in Frankfurt.)

— Die Adreſſe nach Bayern wurde geſtern von W. verfaßt, wird heute circuliren, und hoffentlich morgen abgehen. Die Verſpätung wurde durch die Faſchings-Zerſtreuung veranlaßt, zum Theil durch meine Unpäßlichkeit. Ich konnte vorgeſtern unmöglich etwas ſchreiben. Uebrigens kann man jetzt auch noch die Reichsräthe mitaufnehmen. — Am vorletzten Montage feierten wir Sch . . . s Kreuzchen in H. und verſpäteten uns dermaßen, daß wir nicht mehr zur Verſammlung (des monarchiſch-konſtitutionellen Vereins) kamen. Vorſorglich hatte ich Hrn. K. erſucht, zu präſidiren. Er war jedoch nicht ganz glücklich. Es wurde nämlich W..s Aufſatz in Bezug Kremſiers und Wälſchtirols vorgeleſen. Die beiden Gubérnialräthe erklärten ſich dagegen: es ſei unklug, eine ſo lebhafte Sprache zu führen u. ſ. w. G. opponirte auf's heftigſte, M. ſchonte ebenſowenig die Worte, und es wurden die beiden furchtſamen Herren ordentlich in's Kreuzfeuer genommen. Alle Stimmen für, nur die zwei Gubernialſtimmen dagegen. K. brachte mir Tags darauf die Schrift und klagte mir die Noth und rieth mir den Aufſatz ja nicht in den Druck zu geben. Ich berieth mich mit W., empfahl einige leiſe Milderungen und drang darauf, den Beſchluß zu reſpectiren. Was geſchah? Kaum witterte dieß K., ſo eilte er zu Schumacher und forderte die Unterdrückung des ſchon gedruckten Aufſatzes. Schumacher kam zu mir, wegen eines neuen, raſch entlehnten

Artikels zu consultiren. Ich bat ihn, den Aufsatz ohne Rücksicht auf K. zu veröffentlichen. Dieß geschah und zwar zu großer Zufriedenheit des Publikums. Die feurige Schreibart, W.s gefällt. K. selbst ließ von seiner obstinaten Aengstlichkeit ab, vermuthlich nachdem er sich gedeckt und mich vorschieben konnte. — Der Aufsatz an die Wahlmänner floß aus K.s Feder. Wahrscheinlich wollte er diesen zuerst den Triumphzug machen lassen und fürchtete die Konkurrenz. Vorgegeben hat er jedoch ein Schreiben Stadions an Bissingen, worin Jener darauf dringt, daß man in Tirol ja nichts Aufreizendes gegen Wälschtirol kundgebe, er werde für Alles sorgen u. s. w.

Aus dem Oberinnthale bekam ich äußerst nachdrückliche Briefe, ich solle nach Frankfurt zurückkehren, eine neue Wahl koste tausend Gulden. Ich erklärte und rechtfertigte die Sachlage und war so boshaft, beizufügen, nach meiner Ansicht sei St. zum Hinausgehen verpflichtet, denn er habe die Wahl als Ersatzmann nicht abgelehnt. Was nun geschehen wird, weiß ich nicht. Die Wahl wurde, wenn ich nicht irre, auf morgen ausgeschrieben. Die Leute sind des vielen Laufens und Wählens schon völlig müde; zudem jammern sie wegen der Unkosten. Populär ist bei uns nur der Landtag. Kremsier und Frankfurt liegen geistig noch entfernter als physisch . . .

Das Tagesgespräch ist jetzt die Adresse der wälschen Armee. Mich freut es von Herzen, daß die braven Krieger durch die Dummheit eines Kremsierers Gelegenheit bekamen, dem elenden Reichstage vor aller Welt ihre Meinung zu sagen und auf die schändliche Kränkung die geeignetste Erwiederung zu geben. — Die römische Republik hält man auch bei uns, wie wohl überall, für die lang erwartete Krisis. Der Papst wird noch vor dem Palmensonntage in Rom den Alleluja-Einzug feiern.

Dem Vernehmen nach wird nun vom ständigen Ausschusse in Verbindung mit drei Vertrauensmännern die Universitätsfrage in Angriff genommen. Vor Allem muß man auf Brixen und Trient zu wirken suchen. . . .

Man erwartet in nächster Zeit die vorbereiteten Reformen in unserer Beamtenwelt — im Gubernio, bei den Kreisämtern u. s. f. Bissingen hat den Wälschen in Kremsier sehr deutsch seine Meinung gesagt. Ihre eigentliche Conspirirung mit Carlo Alberto müße Jeder durchschauen, der offene Augen habe.

Als Depretis deprecirte und ſeine und ſeiner Freunde Loyalität betheuerte, ſagte er ihm: „Weil Sie mich deſſen verſichern, muß ich's wohl glauben. Es wird mich freuen, wenn ich nicht gezwungen werde', gegen Wälſchtirol jene ſtrengen Maßregeln zu ergreifen, zu denen ich bevollmächtigt bin." — Die energiſche Haltung Bayerns findet hier allſeitigen Beifall, auch bei Bauern. Oeſterreich erhielt dadurch einen rechtzeitigen, guten Dienſt. Das preußiſche Kaiſerthum wird nun als Unmöglichkeit erſcheinen, ohne daß Oeſterreich dieſen Beweis führt. Unſer Kaiſer wird freilich auch nicht Kaiſer von Deutſchland werden, wenigſtens jetzt noch nicht. Es müßten nur die republikaniſchen Tumulte zuerſt das Terrain raſiren. Die Nationalverſammlung wird beſchließen, was die Fürſten im Kabinete diktiren; — revolutionär (durch die Zurückweiſung des Vereinbarungsprincipes) hat ſie begonnen; legal und ſervil wird ſie enden. Ihre Biographie kann nicht die rühmendſte werden. Oder wird man die letzte Haltungsweiſe als Reſipiſcenz erklären? —

Innsbruck, 9. März 1849.

(An Ebendenſelben.)

Habe Dank für Dein liebes Schreiben vom 1. März. Indem wir Dich ſehnlich vermiſſen, ſind uns Deine Briefe ein erquickender Erſatz Leider kam mir der letzte gerade am Tage nach unſerer wöchentlichen Vereins-Verſammlung zu. Beinahe eine Woche lang muß ich alſo mit der Vorleſung warten. Indeſſen kann ſich viel entſcheiden, beſonders wenn es wahr iſt, daß die drei Abgeſandten Frankfurts eine poſitive Antwort erhalten werden. — Daß auch in Schwaz und im Puſterthale und im Wälſchtirol die früher abbeſtellten drei Nachwahlen anjetzo vom Miniſterium befohlen worden, wirſt Du vermuthlich ſchon wiſſen. Das Miniſterium wird Euch nicht bloß zum Regiren ſo zuſammenſchaaren, ſondern zum Bejahen. —

Dr. Gr. ſchrieb mir neulich, er ſehe mit allen Gutgeſinnten und Wohlunterrichteten dem ſeligen Ende des Kremſierer Reichstages entgegen. Er komme dann nach Tirol, die ruinirte Geſundheit in den Heimathlüften und an unſern Bergquellen

wieder aufzurichten. H.'s Rede wird von den „Kath. Blättern" mitgetheilt und mit einem Nimbus von Adoration umrahmt. Man gedenkt unſern drei Landsmännern vom Kremſierer Reichstage, K., H. und St., mit Kreuz und Fahnen entgegenzuziehen, und wir Frankfurter müſſen mit aſchebeſtreutem Kopfe an ſelbigem Feſte vor dem Eingange der Kirche knieen. — W. ſei hier! Die Frau v. K. verſichert, ihn früh auf dem Pfarrplatze geſehen zu haben, — ſie grüßte ihn und er ſie. Wahrſcheinlich eilte er in's Oberinnthal und nach Reutte, um alle Verleumdungen niederzuſchlagen. Indeſſen, wenn er hier ſichtbar wird, ergeht es ihm nicht nach Wunſch, und als ſein Nachbar werde ich vermuthlich das Vergnügen haben, eine Katzenmuſik zu hören. . . . Ob Dr. M. die Wahl nach Frankfurt annimmt, weiß ich noch immer nicht. Die Vintſchgauer ſchmähen über mich unverhohlen, daß ich abtrünnig geworden.

Neulich — ſo erzählte man mir — war die monatliche öffentliche Verſammlung des Kathol. Vereins im Konvikte. Zum Schluſſe beſtieg Fürſt H. als Gaſt die Tribune und ermahnte die neue Redaktion des „Volksblattes", im Geiſte der bisherigen fortzuwirken und ſich durch das Geſchrei der Thoren nicht beirren zu laſſen. Welch' ein Salbungspflaſter auf des Redakteurs verwundetes Herz! Dem Vernehmen nach wird dieſer von einigen Aerzten Innsbrucks mit einem Prozeſſe bedroht, indem Dr. B. (und in ihm auch ſeine Collegen?) durch eine ſatyriſche Erzählung angegriffen worden ſei. Ein Bauer geht in die Stadt, weil ihm geſagt worden, er bedürfe einer Radikalkur. Er fragt demnach vor der Brücke nach dem radikalen Doktor. Das Haus wird ihm ſogleich bezeichnet. Er macht die Thüre auf ohne Anklopfen und grüßt: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!" — „Grobian, tritt man ſo in's Zimmer?" „Bei uns iſt's halt ſo der Brauch" ꝛc. ꝛc. ꝛc. — Unſere Geſellſchaft (monarch. konſtit. Verein) bei der gold. Sonne hält ſich gut. Vier Gymnaſial-Profeſſoren ſind das Letztemal aufgenommen worden. Wir debattirten bis faſt Mitternacht! Der Gegenſtand war das Verhältniß Oeſterreichs zum Zollvereine. M. hatte ſich in einem Vortrage (und in einem Artikel des „Tirolerbothen)" dafür ausgeſprochen; die „Preſſe" enthielt einen Artikel dagegen. Dieſer wurde vorgeleſen und dann beſprochen. Pf. ſalbaderte etwa eine halbe Stunde lang, und Niemand wußte der langen Rede kurzen Sinn. In hohem

Grade zeichnete ſich dagegen Dein Schwager aus. Er ſprach ſo klar, ſo praktiſch, ſo einſichtsvoll, daß es eine Freude war, ihm zu lauſchen. Wir vereinten uns einſtimmig für die Anſicht: erſtlich müſſe die Schranke zwiſchen Ungarn und Oeſterreich fallen; dann könnte ſucceſſive die Zollfreiheit mit ganz Deutſchland eingeführt werden, unter der Bedingung, daß gegen Frankreich und England ſcharfe Schutzzölle beſtehen. Wir erſuchten den lieben G., ſeine Gedanken zu Papier zu bringen. Wie mir Schnell ſagt, hat er dieſem die Materialien an die Hand gegeben, mit dem Erſuchen, ſie zu verarbeiten. Auch in Betreff der Univerſität, techniſchen Schule, montaniſtiſchen Schule wurde von dem energiſchen G. ein Antrag geſtellt, daß an unſere Deputirten in Kremſier eine Adreſſe erlaſſen werde. G., Pf. und P. wurden mit der Abfaſſung beauftragt. Die Vertrauensmänner der Univerſität wurden gewählt: W., L. und ich. J. hatte ſieben Stimmen und ich neun . . .

Ich unterziehe mich dieſem Geſchäfte ſehr ungerne, indem ich dem guten Fürſtbiſchofe Verdruß machen muß. Denn vor Allem, wie ich glaube, iſt die bedingte Zuſtimmung der Ordinariate zu erwirken . . . Novissima! Wie man erzählt, war unſerm Statthalter in Roveredo eine musica felina zugedacht. Vorkehrungen ſchreckten. Man wollte ſie auf der Straße entgegenbringen; Patrouillen hinderten es. Tags vorher ſtach ein Spitzbube nach einem Soldaten und ſtreifte die Rippen. Der Soldat hieb auf's Ohr: heulend lief der Hallunke nebſt zwei Conſorten davon. Drei Compagnien gehen nach Wälſchtirol. — Vale!

Innsbruck, am 21. März 1849.

(An Ebendenſelben.)

Im patriotiſchen Vertrauen, daß mein Brief Euch noch in Frankfurt antrifft, entwerfe ich dieſe Zeilen. Nur der Mangel äußern Stoffes in unſerem einförmigen Gebirgsleben war die Urſache meiner Briefpauſe. Deine Hoffnungsloſigkeit erſah ich aus Deinem Schreiben an Th..... Laſſen wir uns indeſſen darüber kein graues Haar wachſen: Oeſterreichs Anerbieten iſt nicht ſo ſchlimm; zum Theil übertrifft es die Erwartungen der Gutgeſinnten. Oeſterreich wird in Betreff der Vertretung die nöthige Conceſſion machen; Preußen kann die Kaiſerkrone nicht acceptiren. Die höchſten Wünſche wer-

den nicht erfüllt, aber die nächsten daran. — Die jüngst eingetroffenen Nachrichten bestätigen meinen Optimismus. Ich glaube, Schmerling that einen argen Mißgriff. Welker war von je ein ungestümer Sanguiniker. Denn daß so scheußliche Motive, wie man sagt, ihn bestimmten, glaube ich nicht. Man wird ihm bange gemacht haben um seine staatsmännische Ehre, und so wird er die letzte Stunde des Tages noch hastig in die krampfhaften Hände genommen haben. Doch der Ruhm seiner politischen Weisheit ist nun zertrümmert. — Ob Ihr noch die Sache zu Ende bringt? Ich glaube: scheinbar. Doch dann kommt die Ueberarbeitung. — Verzeihe mir's, wenn ich Dich ermüde und mit Ekel erfülle.

Gestern erschien der Bürgermeister von Innsbruck in unserm monarchisch-konstit. Verein. Er wurde gebührend begrüßt. Er hielt auf unsere Bitte einen sehr langen interessanten Vortrag: 1) über die Auflösung des Reichstages; 2) über dessen und des Ministeriums Stellung zu Deutschland; 3) über die Grundlinien der Verfassung Tirols; 4) über die Parteien und Persönlichkeiten des Reichstages. — Die oktroyrte Verfassung Tirols wird bald kommen. Das Ministerium beantragte für den Landtag 1/3 aus der höchsten Besteuerung, 1/3 aus den Städten, 1/3 aus dem Landvolke. Hiermit wird man schwerlich zufrieden sein. Wir beschlossen gestern, die oktroyrte Verfassung durchzudebattiren und, wo möglich, daraus resultirende Aufsätze der Oeffentlichkeit zu übergeben. Weil die Sache drängt, werden wir auch noch an jedem Freitage zusammenkommen. Du siehst, daß unser Eifer nicht erkaltet. Haßlwanter weilt noch in Wien — ich glaube wegen der Ablösung. — W. ist hier. Man spricht von einer bevorstehenden Katzenmusik ohne Tropus. Heute wurde in meiner Nachbarschaft ein Versuch gemacht. Um 3/4 5 Uhr früh klingelt es bei X. Er springt aus dem Bette und guckt herab. Er sieht einen Mann in dunkelm Mantel. Der Mann zog sich in's Durchhaus zurück; eine Katze schob sich in einem Sacke mühsam fort und miaute ganz jämmerlich. Wahrscheinlich galt es dem Redakteur des „Volksblattes." Denn dieser hat nun wieder einen Strauß mit einigen Aerzten.

In Pusterthal wurden für Frankfurt Klebelsberg und Haßlwanter gewählt, wer von Beiden zuerst, weiß ich nicht, dann Hr. v. Mitis. K. hatte 34 Stimmen; da

erhob ſich ein Geiſtlicher von Windiſchmatrei und detonirte. So fiel K. durch. Wie ich höre, ſteht heute ein Bericht hievon in der „Innsbrucker Zeitung.“ Heute iſt Wahl in Schwaz. Wahrſcheinlich wählt man Hrn. B. Der Statthalter (Graf Biſſingen) begleitete neulich zu Pferd die zwei ausmarſchirenden Haller Schützen-Compagnien und hielt ihnen vor der Triumphpforte eine moraliſche Anrede: ſie ſollten ſich wacker halten und dem Lande Ehre machen. Man nahm es ihm ſehr gut auf. Er iſt überhaupt bisher noch ſehr beliebt. — Der Handelsſtand trug auf eine Handelskammer dahier an — obgleich die Bozner meinten, eine ſolche könne nur bei ihnen exiſtiren.

Um vier Uhr iſt bei mir hier Conferenz wegen der Univerſitätsfrage. Die niedere und bloße Chirurgie iſt nun im ganzen Staate aufgehoben, d. h. an den Lehranſtalten. Dieß gibt uns ein Heft in die Hand. Die Ordinariate werden wir ſchwer beſtimmen. Morgen iſt Sitzung im Landhauſe. Von Tirol hat man hierin wohl wenig zu hoffen. Denn die Anſicht des Klerus hat ſich gegen die Univerſität geſtellt; Bozen und Meran und Wälſchtirol denken nur an ſich — was wird ſo herauskommen? Doch — ſtürmen muß man — und gibt's auch Beulen ſtatt Breſchen. — Es wird ein Schulrath Tirols errichtet für das ganze Schulweſen bis zur höchſten Klaſſe des Gymnaſiums. Für das Techniſche habe Biſſingen den Profeſſer Böhm im Auge .....

Nun lebe wohl! Grüße mir alle Freunde und beſonders Beda Weber, dem ich für ſeinen ſehr werthen Brief herzlich danke.

Dein Freund Alois Flir.

Innsbruck, am 30. und 31. März 1849.

(An Ebendenſelben!)

Unſere Briefe waren vermuthlich gleichzeitig auf dem Wege und ſchoſſen an einander vorüber Wir ſind Dir für jede Zeile um ſo dankbarer, weil wir wiſſen, wie wenig einladend Deine Frankfurter Verhältniſſe zum Briefeſchreiben ſein können, und an wie Viele Deine Briefe ſich vertheilen müſſen. — Was ſagſt Du zur Selbſtauflöſung unſers Vereins? Unſer Beſchluß war einſtimmig. Polizei-Com-

missär, Oeffentlichkeit, keine antiministerielle Ansicht, keine Zweigvereine, Drohungen und Strafen in Fülle — — — was war da Anderes zu thun? Die kurze Erklärung im „Tirolerbothen," die denn doch nicht so ganz in den Kehrwinkel hätte gesetzt werden sollen, floß aus K.'s Feder. Die Antithese zwischen unserm löblichen Unternehmen und der Unmöglichkeit der Fortsetzung desselben enthält allerdings einen stacheligen Tadel gegen das Ministerium. Pillersdorf und Dobblhof waren zu schwach, Stadion und Schwarzenberg sind nur zu energisch. — Wir kommen nun als „namenlose Gesellschaft" alle Montage, wie bisher, zusammen, und sollte sich ein Späher beigesellen, so werden wir so viele Nüsse fallen lassen, daß der Hamster den Wanst voll davontragen kann. — Der katholisch-konstit. Verein besinnt sich noch. Das Politische wird er wohl ausscheiden, und von Mainz wird er sich wieder trennen müssen.

Am vorletzten Donnerstage war Sitzung im Landhause wegen der Universität. Es wurde eine Zuschrift an das Ordinariat Brixen beschlossen — mit dem Verlangen einer bedingten Zustimmung. — Zugleich bot Dr. Kl. im Namen der Stadt für das Convict, welches zu einem Gebär- und Findelhause wie geschaffen sei, 70,000 fl. an, natürlich ebenfalls nur bedingnißweise. — Das Projekt eines neuen Bisthums (für Nordtirol, mit dem Sitze in Innsbruck) mit der Universitätsfrage in Verbindung zu bringen, verbat man sich nachdrücklichst. Zur Basis der Besprechung hatte man R.'s Ministerialbericht genommen, worin unter Anderm auf die Aufhebung des Klosters Wilten hingewiesen war!!

Der Hr. Bürgermeister hat sich nur zweimal bei unsern Vereinssitzungen eingefunden; er wurde zum Vorsitzenden erwählt, überließ jedoch die Funktion der Selbsterdrosselung dem Stellvertreter K. — H. läßt nicht viel von sich hören. Das Ministerium hat ihn zu einem gefährlichen Geschäfte beigezogen. Die oktroyrte Landesverfassung wird gewiß vielfach anstoßen; H. wird der Sündenbock sein. Entspricht jedoch die Verfassung allen Wünschen, dann wird er allerdings beim nächsten Landtage Dein wichtigster Rival in Bezug des Präsidentenstuhles. Ein günstiges Geschick scheint Dich nach Frankfurt geführt zu haben, sonst wärst Du ganz sicher mit der Ehre betraut worden, die Kastanien aus

dem Feuer zu holen. H. hat für das Land viel gethan, aber als Präsident wäre er denn doch nicht ganz geeignet. Es steht ihm noch ein anderes Hinderniß im Wege: das Ministerium scheint durchaus vermeiden zu wollen, daß das Uebergewicht auf die ungebildete Menge falle. Aber nur Briareus ist H.'s Bundesgenosse .....

Vom Eingange des Sieges-Bülletins (Schlacht bei Novara) brauche ich Dir wohl nicht zu schreiben. Man bedauert nur den Abschluß des Waffenstillstandes. — Und denke, während Alles glüht und bewundert und jubelt, kommt vorgestern früh ein Kaiserjäger zu mir und frägt mich, ob er Gewissens halber dem Regimentsarzte Etwas in die Hand drücken dürfe, um als Kränkler nach Hause entlassen zu werden. Er ist von S. und war weiland mein Ministrant in der Kirche. Schon vor zwei Jahren hatte er mich ängstlich gefragt, ob es wohl keinen Krieg geben werde, und ob ich ihm nicht Urlaub auf immer verschaffen könnte ꝛc. ꝛc. Der Bursche war in Mailand mitten im Feuer, und noch so unkriegerisch, wie im Anfange! Naturam expellas furca, tamen usque recurret! —

Nun Etwas ganz Anderes. Günther und Veith gaben ein philosophisches Taschenbuch heraus, „Lydia" betitelt. Es ist hiemit die biblische Purpurhändlerin gemeint, welche zuerst Heidin war, dann Proselytin wurde (Anbeterin des Jehova), dann Christin, und zwar die erste in Europa. Sie soll nun Symbol der deutschen Philosophie sein, welche ebenso drei Stadien habe. Die Aufsätze sind theils philosophisch, theils theologisch; überrascht haben mich zwei ästhetische, „über das Geheimniß des Schönen" (gegen Gubitz), und über das Drama. Der letztgenannte Aufsatz ist so seicht, wie ich fast noch nie es gefunden. Der Verfasser M... ist mir unbekannt. Der andere Aufsatz sucht die Feuerbach'sche Ansicht, der Mensch fühle an dem, was seinem Wesen entspreche, sich selbst, und in diesem Einklange bestehe das Schöne — diese Ansicht also sucht Günther in Widersprüche aufzulösen. Aber ich finde die Gedanken des Gubitz jedenfalls viel tiefsinniger, als die Sudeltheorie, womit Günther den Leser abspeisen will: der Mensch habe ein Wissen, ein Gewissen, ein Gefühl (=Geschmack). Was nun ein angenehmes Gefühl errege, das heiße „schön." Wie undialektisch! wie flach! Günther

muß den Humor beiziehen, um mit deſſen Harlekinkleide die Blößen ſeines Denkens zu bergen. In den übrigen Blättern ſah ich eine Viertelſtunde lang nach, und warf das Buch weg. Ich ſage Dir, lieber verzichte ich auf alle Philoſophie, als daß ich mich mit dieſem Schematismus Günthers begnüge — eine zerriſſene Welt, Geiſt und Natur blos zuſammenkommend, wie zwei ſich begegnende Handwerksburſchen, und den himmliſchen Vater außer und über der Welt, daß man nicht weiß, wann er das Firmament über uns eindrückt. Günther nennt's „tranſcendentale Allgegenwart Gottes," d. h eine ſolche, die kein reelles Daſein iſt. Günther ſoll Herbartianer werden — dort löst ſich ihm Alles in Brocken auf, und dort iſt conſequent durchgeführt, was bei ihm nur ſtümperhafter Anfang. Ich lobe mir die Einheit in der Vielheit und denke mir's zurecht, ſo gut ich's vermag. Wenn man zu denken wagt, ſo muß man doch Reſpekt haben vor Hegel — aber Günther und Herbart ſammt Genoſſen — was ſind ſie?!....

Innsbruck, am 18. Auguſt 1852.

An einen Freund in Rom.

Daß ich Dich in Bälde zu ſehen und zu umarmen hoffe, iſt Dir vielleicht keine Neuigkeit mehr. Mein Dir lang bekannter Wunſch, als deutſcher Prediger Rom zu ſchauen, iſt nicht geſtorben; die ſchönſte Gelegenheit bot ſich zu ſeiner Verwirklichung dar. Der Herr Miniſter Thun ließ mir bereits privatim eröffnen, daß er mein Geſuch bei Sr. Majeſtät beſtens empfehle. Ich erwarte nun von Tag zu Tag die kaiſerliche Beſtätigung des miniſteriellen Vorſchlages. Urſache des leichteren Ganges der Sache iſt dies, daß jetzt für mich kein Supplent mehr nothwendig iſt, indem die philoſ. Fakultät in Olmütz aufgelöst und der Profeſſor meines Faches nach Innsbruck verſetzt worden iſt. Nach dem jetzigen Studienplane ſoll jedes Fach der Univerſität, wo möglich, zwei Profeſſoren haben. Ueber dieſe und andere Einrichtungen werden wir, ſo Gott will, mündlich ſprechen. Gerne hätte ich Dich vor meiner Bewerbung noch um Rath gefragt, aber es war keine Zeit zu verlieren. Man ſagte mir, der ausgezeichnete P. Steger habe die Stellung beſtens geordnet.

Gaßner billigte mein Vorhaben vollkommen. Einige Beſchwerden würde ich gerne dulden, um das Heilige und das Schöne zu erlangen. Ich bin zwar ziemlich auf Jahren, nächſtens 47; meine Haare ſind dünn geworden, jedoch an geiſtiger Kraft fühle ich eher ein Reifen als ein Altern; vielleicht täuſche ich mich jedoch hierin. Wenigſtens hoffe ich mit Gottes Hülfe das Predigtamt noch erträglich zu führen. Ich predigte heuer auf Geheiß des Biſchofes an Sonn- und Feſttagen in der hieſigen Jeſuiten-Kirche neben ſehr gehäuften Amtsgeſchäften; deſto leichter werde ich ohne dieſe Laſt dieſelbe Arbeit verrichten. Der Quietismus konnte ſich meiner noch ſo wenig bemächtigen, daß ich ſchon im Traume einen Ausflug nach Griechenland und ſelbſt nach Paläſtina mache.

Um was ich Dich jetzt bitte, das iſt Folgendes: habe die Liebe und ſchreibe mir, wie ich etwa am beſten die Reiſe mache und was ich etwa noch thun kann, um mich darauf vorzubereiten, wie meine Stellung in Rom ſein wird ꝛc. Ich werde mich dort hauptſächlich Deinem Freundesherzen anſchließen und in möglichſter Stille meine Zwecke verfolgen. Wie freue ich mich auf Overbeck! Ihr Künſtler müßt mir über die Kunſt Aufſchlüſſe geben; ihr habt denn doch darüber das klarſte Licht. Eine chriſtliche Aeſthetik zu ſchreiben, mit eurer Hülfe, iſt mein Ziel.

Deinen Brief, der das mehr als dreijährige Stillſchweigen unterbrach, habe ich erhalten, und nur in der Abſicht, Dir recht viel zu ſchreiben, verſchob ich unter der Wucht meiner Geſchäfte die Beantwortung. Deine „Magdalena“ hat mich entzückt. Die paar Zeilen im Tiroler-Bothen waren, wie Du im Briefe an Unterberger vermutheſt, wirklich von mir. — Meine „Manharter“ enthalten in Betreff der Dinge zu Rom einige Unrichtigkeiten, woran ich unſchuldig bin. Gaßner überlas jene Partie des Manuſkriptes. Ich betrachte dieſe Arbeit nur als eine Nebenſache und bin weit entfernt, darauf ein Gewicht zu legen. — Man drang in mich, auch die Austreibung der Zillerthaler zu beſchreiben. Hoffentlich erlöst mich die Reiſe nach Rom von dieſem Geſchäfte. Reicht die Muße noch aus, ſo ſchreibe ich die rohen Entwürfe zu meinen Vorträgen über Göthe's Fauſt in's Reine. Daß ich den Göthe vergöttere, ſetzteſt Du irrig voraus; ich beſtrebte mich nur, möglichſt unbefangen in des Dichters Geiſt einzublicken

und ſeine innerſten Intentionen beim Einzelnen und Ganzen darzuſtellen. Göthe erſchien ſo bei weitem nicht als mein Ideal, aber als ein Mann, deſſen Genialität ich anſtaune und deſſen Naturalismus ſich zu einer Höhe hinaufrang, wo er das Uebernatürliche poſtulirt und dem frivolen Geſindel zur ernſten, ſtrengen, hehren Predigt wird. Was man bei ihm als Zote angeſehen hatte, wandelte ſich in Satyre gegen das Zotenhafte und Gemeine um. Die Walpurgisnacht erklärte ich in der hl. Faſtenzeit — und ich glaube, nicht gegen den Geiſt jener hl. Zeit. — Was das Jahr 1848 anbelangt, ſo werde ich Dir Alles mündlich erzählen. Ich war ſehr aufgeregt, aber mein Schutzengel hat mich vor Abwegen ziemlich geſichert. Pedanten haben mir einiges Erlogene nachgeſagt, z. B. ich hätte die Studenten aufgewiegelt! Meine vielbeſprochene Anrede im Löwenhauſe hatte die Beruhigung zum Zwecke und zum Reſultate, und daß ich den Studenten in der Nacht zuging, geſchah im Auftrage des Gouverneurs. Die Studenten wollten einen Angriff auf das Jeſuiten-Kollegium machen. Ich hielt ſie davon ab. Als ich Tags darauf vom ſpätern Einbruche einer kleinen Rotte von Wälſchen in ein Schulzimmer der Jeſuiten hörte, verlangte ich den Ausſchluß dieſer Elenden von der Studentenſchaft. Da war meine Popularität dahin. Zum Lohne dafür ſagten dann ſelbſt Ordensmänner: Ich hätte aufgewiegelt! Basta! .....

Schuler iſt im Achenthale. Er gilt jetzt als der Führer der Stocktiroler, und iſt der Liebling der Schützen und des Klerus. Deſto ſchwärzer iſt er bei den Beamten und in Wien. — Hellweger malt am Altarblatte für die neue Kirche in Silz. Eine Kritik von mir über ſein Altarblatt in der Pfarrkirche dahier hat mir (vor zwei Jahren) vieles Zürnen und Schmähen verurſacht; Hellweger ſelbſt nahm's mit edler Ruhe an.

Wien, den 8. Februar 1853.

Innigſt geliebter Freund!

Morgen am Aſchermittwoch — kommt nach meiner Berechnung mein Brief an Sch. in Innsbruck an; er wird Dir

ihn mittheilen, wie Du den gegenwärtigen, den ich eben entwerfe . . . Seit dem 4. d. Mts. war ich nicht mehr beim Hrn. Miniſter. Seinem Wunſche gemäß beſuchte ich das Thereſianum. Am Samstage war leider! nichts Rechtes mehr zu hören; ich zog den juridiſchen Vorleſungen die philoſoph. des Hrn. Prof. X. vor! Was mich in ſeinen Hörſaal zog, war die Neugierde, ihn zu ſehen. Ich erſchrak, als ich ſah, wie er gealtert war. — Er las und ſprach über Jacobi. Von den 9 Zuhörern ſchlummerten 3, zwei hatten eine andere Lektüre, die Uebrigen diskurirten oder faullenzten. Ich ſelbſt erwehrte mich des Schlafes nur mit Mühe. Der Vortrag war kläglich. Er blickte meiſtens, wie die Henne beim Futter, aufzuckend zum Oberboden, und wie es ſcheint, blieb ich unbemerkt. Nach der Vorleſung ſtellte ich mich ihm vor, und wir gingen miteinander den weiten Weg bis zum Stephans-Platz. — Ob ich nach den Faſchings-Ferien noch Muße haben werde, Vorleſungen zu hören, weiß ich nicht. Mich juckt's nicht darnach; denn der Weg iſt garſtig. — Dieſe freie Zeit verwende ich auf Beſuche. Am 4. ging ich zu A. Die Magd hieß mich warten, bis ſie mich angemeldet habe. A. ſtürzte mir freudig entgegen. Er iſt etwas bleich geworden; er ſcheint zufrieden zu ſein. Bei Thun gilt er äußerſt viel. Dieſer äußerte, A. ſei mit der ganzen Angelegenheit, für welche ich arbeiten werde, bereits vertraut, und ich könne dort vorläufig Genaueres hören. Zuhörer hat er zwar nur 50, aber dieſe ſind mit Leib und Seele ſein. — Hrn. Phillips ſah ich nur im Vorzimmer des Miniſters. Er verbat ſich den Titel Hofrath; er war ſehr freundlich und erkundigte ſich um euch mit Theilnahme. Wie in Innsbruck, lehnt er auch hier alle Einladungen der frommen Vereine ab. N. erblickt in einigen derſelben Ablagerungen des Radicalismus, indem junge Brauſeköpfe gegen kirchliche und weltliche Behörden die Rechte der kirchlichen Freiheit geltend zu machen ſuchen. — Thun erklärte den Phillips als den Profeſſor nach ſeinem Wunſche; gegen Andere iſt er verſtimmt. Denn Thun iſt innig religiös und geſchichtlich; die Joſephiniſche und rationaliſtiſche Richtung haßt er. — Man ſucht einen Nachfolger Grauert's für die Weltgeſchichte. Wahrſcheinlich wird Höfler hiehergezogen. — Auch Schenach kann ſehr leicht einen Ruf hieher bekommen, denn Lott, von dem übrigens

A. mit Achtung ſpricht, kränkelt und befindet ſich auf Urlaub in Venedig ....

Geſtern Abends war ich in ſehr angenehmer Geſellſchaft: Tr. lud mir zu Liebe die Hrn. Günther, Dr. Seb. Brunner, Dr. Kr.. und Br... — (Güntherianer) zu ſich ein. Man war ſehr ungenirt und munter. Brunner iſt ein junger, großer, lebhafter, humoriſtiſcher Mann, bisher Kooperator in Lerchenfeld, ſeit einigen Tagen Operarius an der Univerſitäts-Kirche. Ich gewann ihn ſehr lieb. Kr.. iſt der Verfaſſer der „Fäuſte", ein magerer, ſchwarzer, gallichter Mann von etwa 38 Jahren; er iſt Günthers unzertrennlicher Begleiter. Br... war mit Schenach und mit mir in dem erſten Kurſe der Theologie; er erinnerte ſich noch an uns. Auf dem Heimwege wollte er mich zum Güntherthum bekehren und zwar in einem ſo ſchulmeiſterlichen Tone, daß ich des Lachens und der Sarkasmen mich nicht enthalten konnte. — Günther, jetzt ſiebzig Jahre alt, iſt bleich, aber noch rüſtig; er ſprach nach ſeiner Art wenig, war jedoch ſehr freundlich und heiter. Man ſprach über Veith, München, Tirol ꝛc. Veith hat in Prag keine natürliche Stellung. Die Freunde wollten ihn nach Wien zurückziehen, aber man brachte keine genügende Anzahl von Unterſchriften zuſammen .....

Wien, den 11. Februar 1853.

Innigſtgeliebter Freund!

Um dieſe Zeit ſpazierte ich oft auf dem Quai am Inn mit Dir, mein Lieber, auf und nieder. Es iſt eben neun Uhr Abends. — Ich hoffe, bald wieder bei Dir und den andern lieben Freunden zu ſein. Denn ſo eben brachte Dr. Gredler die Nachricht, das Kriegsminiſterium ſei aufgehoben; vermuthlich iſt auch dem Miniſterium des Kultus und Unterrichtes der Stab ſchon gebrochen. — Graf Thun kommt mir vor wie der troiſche Hektor: ſchon ſein Aeußeres hat das Gepräge eines geiſtigen Adels, der nicht umſonſt melancholiſche Züge trägt. Wenn er ſich noch einige Zeit hindurch hält, ſo verdankt er es nur ſeiner Beliebtheit bei Hof und dem Umſtande, daß man denn doch den alten Moraſt des

Studienweſens nicht wieder hereinwogen laſſen will. Ob die Arbeit, mit welcher ich hier beauftragt bin, noch begonnen wird, weiß ich nicht; ob ſie, wenn ſie begonnen wird, zu Ende gebracht wird, iſt mir noch ungewiſſer; daß ſie aber den Charakter einer Kapitulation annehmen wird, wenn ſie zu Stande kommt, unterliegt keinem Zweifel. Retten laſſen ſich nur die Penaten der Lehrfreiheit; die Lernfreiheit wird ſich wohl nicht halten. — Fällt das Miniſterium, dann ſteht die Univerſität unter dem Bureau. —

Heute hörte ich Vorträge von —r und —n Der Erſtere iſt ein Mann von beiläufig 54 Jahren, eine gewaltige Perrücke deckt ſein gelehrtes Haupt; der vorgeſchobene Mund iſt mir ein Ausdruck der Redſeligkeit. Er ſpricht den gemeinen Kölner Dialekt, und ſein „och" und „uf" erinnerte mich oft an Raveaux. Der Vortrag iſt gewandt, aber etwas weitſchweifig; der Inhalt war gut. Er erklärte den Brutus des Cicero, etwa zwanzig Zeilen ohne Ueberſetzung, welche ſchon vorausgegangen war. Bei zwei Behauptungen war ich nicht einverſtanden: einmal wo er ſagte, Cicero ſei kein Rechtsgelehrter geweſen und dann bei einer kecken und ganz unnothwendigen Aenderung der Leſeart. Ich konnte mich bei dieſem zweiten Punkte nicht enthalten, dem Studenten, der mich in ſein Buch blicken ließ, in das Ohr zu flüſtern: „Hiemit bin ich nicht einverſtanden." Am Schluſſe der Stunde erklärte ich ihm die Stelle nach der herkömmlichen Leſeart, ohne mich zu erkennen zu geben. Der Student ſagte mir, —r ſei ein gelehrter Mann, aber ein Pedant, und Manches könne ein Unbefangener nicht billigen. — Zuhörer waren etwa 28. — Mein Nachbar ſagte mir, wenn ich auch noch den Prof. —n hören wolle, ſo ſolle ich den Platz nicht verlaſſen, denn da ſei der Zudrang groß; der Vortrag ſei entzückend, beſonders wenn er überſetze; der ganze Mann ſei die Wonne der Studenten. Du kannſt Dir denken, daß ich ſehr geſpannt war auf die impoſante Erſcheinung. Tags vorher ging ich mehr als eine halbe Stunde lang auf kothigen Wegen, um —n, von deſſen Adreſſe ich nur die Hausnummer wußte, aufzuſuchen. Er war nicht zu ſprechen; ich gab mein Billet ab. Nun wieder zurück zum Hörſaale. Die angekündigte Menge ſammelte ſich nicht; höchſtens 4 Zuhörer waren der ganze Zuwachs. —n iſt ein junger Mann von etwa 36 Jahren, mittlerer

Statur, aber ſein Aeußeres iſt durchaus nicht ſo angenehm, wie man mir geſagt hatte; das Geſicht iſt ohne Spur eines höhern Inhaltes, er kommt mir vor wie ein Geſchäftsmann. Raſch ging er auf die Kanzel los. Als er dieſelbe erreicht hatte, redete er ſchon, an die Brüſtung gelehnt. Fortſprechend zog er nach einiger Zeit den Ueberrock aus; nach der Hälfte der Stunde ging er zur andern Seite der Kanzel und lehnte den linken Ellenbogen auf, er ſtand immer und ſprach immer, Citate entnahm er, wie —r, ſeinen Aufzeichnungen. Er trug griech. Archäologie vor. Der Inhalt war ganz und gar nichts Beſonderes, die Behandlung ſehr mittelmäßig, der Vortrag ohne Leben und ohne Flüſſigkeit, zerhackt, zerbröckelt. Die Wirklichkeit blieb weit und in Allem unter meiner Erwartung. Glaube nicht, daß ich aus Antipathie ſpreche, d. h. aus übler Geſinnung, — ich hätte ſehr gerne einen tüchtigeren Lehrer gehört. Seinen Kenntniſſen will ich nichts Tadelndes nachſagen: die Achtung, in der er ſteht, muß ihre Gründe haben. Die Studenten ziehen —n dem —r weit vor; ich aber gebe dem Letztern in Allem den Vorzug, inſoweit ich aus je Einem Vortrage urtheilen darf. — Auf A.'s Thüre des Hörſaals fand ich den Zettel — er ſei unpäßlich. Ich war übrigens nicht Willens, ihn zu hören, weil er es vielleicht nicht gut gedeutet hätte, denn er wußte, daß ich von Thun beauftragt im Thereſianum weile. Im Geſchäftsleben gibt's keine Freundſchaft mehr; ich hätte ihn gerne aus Neugierde und aus Freundſchaft gehört; er — hätte den Einfall bekommen, ich wolle ſein Aufpaſſer ſein. Kurz — ich dachte nicht daran, ihn zu hören. Einen Umſtand muß ich jedoch berichtigen. Ich ſchrieb an Freund N., A. habe nur 50 Zuhörer. A. ſagte mir nun, er habe 115; aber im Hörſaale erſchienen allerdings nur 50. —

Meine bisherigen Beſuche im Thereſianum machten auf mich einen Eindruck, wie ein Gang auf den Friedhof: Alles iſt trüb, gedrückt, ſtumm. Die Pulſe könnten hier erſtarren. Ich fragte A., ob er denn hier leben d. h. glücklich leben könne? Er antwortete, er füge ſich in ſein Schickſal.

Vor zwei Tagen machte ich meine Aufwartung beim Weihbiſchofe Zenner. Er kannte mich nicht mehr — beim erſten Anblicke; als ich mich nannte, war er freundlich im Uebermaß. Auch beim Erzbiſchof Milde war ich. Du ſiehſt,

daß ich ordentlich umrolle. Er nahm mich mit ganz beſonderer Auszeichnung auf. Ueber Eine Stunde mußte ich bleiben. Ich erſah aus dieſem Umſtande, daß K. bei ihm ſehr viel gilt. Denn nur ſo erkläre ich mir die Sache. Er mißbilligte meinen Plan, nach Rom zu gehen, und ſagte, wenn er das gewußt hätte, daß ich mich zu Solchem herbeilaſſe, ſo hätte er mich eingeladen, als Univerſitäts-Prediger nach Wien zu kommen. Dieß war doch ein grelles Mißverſtändniß meiner Abſicht. — Was meine römiſche Angelegenheit betrifft, ſo ſagte mir H., Meſchutar wünſche mich zu ſprechen. Letzterer wolle unmittelbar durch den Kaiſer den deutſchen Prediger in Rom ernennen laſſen mit Umgehung des parteiiſch geſinnten Geſandten, — dieſer wolle die Jeſuiten. Ich war dreimal bei Meſchutar, ohne ihn zu treffen. Im „Fremdenblatte" hieß es vor drei Tagen, ich ſei nach Venedig abgereist. Vielleicht ging dieſe Finte von gewiſſer Seite aus, um meine Beſchäftigung zu maskiren . . . . .

Wien, am 17. Februar 1853. (Abends).

Innigſtgeliebter Freund!

Glaube nicht, daß ich Dich in der Freundſchaft Andern nachſetze, weil ich Andern vor Dir geſchrieben habe. Die Freundſchaft iſt mir keine Treppe mit Stufen nach der Zahl der Freunde, ſondern ein Aſyl geſetzlicher und geheiligter Freiheit und Gleichheit. — Ich entbehre euch Alle ſchmerzlich genug; die Träume von euch ſind meine Zeugen; auch das Fremdartige, das ich hier noch immer fühle, obgleich ich von Freunden umgeben bin und nur Güte und Wohlwollen finde. — Meine eigentliche Arbeit ſoll ich erſt nach Oſtern beginnen; inzwiſchen leſe ich einige bezügliche Werke und Abhandlungen, beſichtige die Kunſtwerke und beſuche ſehr viele Vorleſungen. Leider raubt mir die weite Entfernung der Hörſäle viel Zeit oder Geld . . . . .

Das Theater beſuchte ich noch nie, weil die Sperrſitze bei guten Stücken vorweggenommen werden; um im Parterre einen Platz zu bekommen, muß man 3—4 Stunden früher ſich anſtellen. Dagegen ſah ich Kaulbachs großen Karton: den Thurm von Babel. Ah, — das iſt eine Kompoſition

und Zeichnung! Weil ſich das Gute von ſelbſt verſteht, bemerke ich nur meine Einwendungen. Jehova iſt zu wenig erhaben und die Hand ſchwerfällig. Bei der herrlichen Gruppe der Semiten ſitzen zwei Kinder auf dem Rücken der Rinder wie Amoretten, nur des Reizes wegen, ohne Wahrheit u. ſ. w. — In der Kunſtausſtellung iſt beſonders ein dargeliehenes Gemälde des Franzoſen Papety, die Findung des Kindleins Moſes, eigenthümlich: der Künſtler ahmte die egyptiſche Raçe nach, einverleibte dieſer jedoch ſelbſt den Moſes und deſſen Schweſter. Die egyptiſche Steifheit ſogar iſt nachgeahmt. Doch ich breche ab, denn derlei Dinge intereſſiren Dich nicht. Du willſt lieber vom Leben Etwas hören .....

Ich machte heute bei Sr. Eminenz dem Kardinal Schwarzenberg meine Aufwartung. Er ſaß an einem ganz einfachen Tiſchchen, ich ihm gegenüber. Er rühmte den Prof. Dr. Ehrlich*), Höfler ꝛc. Er äußerte ſeine Zufriedenheit über meinen Plan, nach Rom zu gehen; die Wiſſenſchaft daſelbſt bei jeder Gelegenheit zu verfechten, werde für mich eine wichtige Aufgabe ſein. Der bloße Glaube, getrennt von der Wiſſenſchaft, werde nur zu leicht ein Köhlerglaube; die Wiſſenſchaft werde dadurch unchriſtlich und dann — antichriſtlich; die Theologie habe ohne Wiſſenſchaft wehrloſe Hände, der Glaube müſſe ſomit wiſſenſchaftlich, philoſophiſch beleuchtet werden.

Meine römiſche Angelegenheit verliere ich nicht aus den Augen. Geſtern war ich bei dem geiſtlichen Hofrathe Meſchutar. Dieſer ſagte, es gehe nun ein Ultimat an den öſterr. Geſandten nach Rom; wenn dieſer den Vorſchlag nicht ſogleich mache, werde das Kultus-Miniſterium den Herrn Geſandten umgehen und unmittelbar bei Sr. Majeſtät meine Ernennung beantragen. — Meine Beſchäftigung beim Miniſterium wird wohl ein Vierteljahr dauern; was wird dann mit mir geſchehen, wenn meine Arbeit beendigt iſt? Man wird mich meinem Wunſche gemäß nach Rom ziehen laſſen. Meine Anweſenheit hier iſt ſehr zweckdienlich, um die Bedingungen vortheilhaft zu geſtalten. — Wenn Miniſter Thun ſich hält, bekomme ich wahrſcheinlich früher oder ſpäter den Antrag, die Aeſthetik dahier zu übernehmen. Der Herr Miniſter hat ſich

*) Profeſſor der Theologie in Prag. Starb den 23. Okt. 1864.

nämlich dahin geäußert, nicht bei mir, wohl aber bei Freunden. Ich bewerbe mich gewiß nicht um dieſe Stelle und nehme nur an, wenn ich gar keine Ausſicht bekomme, in Innsbruck einen Wirkungskreis zu erlangen. Hier kann ich nicht glücklich werden ....

Bei Miniſter Thun hatte ich bisher zwei Audienzen. Er iſt ein höchſt liebenswürdiger Herr. — Gredler iſt ein vortrefflicher Mann; ſein Wohlthun in Wort und Werk überſteigt alle Ahnung. Er behandelt mich wie einen Bruder. Auch Kohlgruber iſt ſehr freundlich. — Ich umarme Dich und alle Freunde.

Dein Freund Al. Flir.

Wien, Oſtermontag, (28. März) 1853.

Innigſtgeliebter Freund!

Heute iſt der Feſttag für mich wahrhaft erfreulich: zwei Briefe überraſchen mich, von Dir und von Sch. Ihr ſeid biedere Freunde. Es läßt ſich ſchwer ſagen, wie werth mir Freundesbriefe aus Tirol ſind. Hier kann ich mich nicht akklimatiſiren; gleichwie man durch die Krankheit die Geſundheit ſchätzen lernt, ſo fühle ich erſt jetzt in der Fremde mein Glück des Lebens in Innsbruck und bei euch. Vor einem Monate dachte ich noch, wenn ſich in Innsbruck kein befriedigender Wirkungskreis hoffen laſſe, müſſe ich denn doch darauf verzichten und da oder dort eine andere Gelegenheit verſuchen; jetzt denke ich ſchon zahmer: was kann ich dafür, wenn es in Innsbruck für mich nicht viel Nützendes zu thun gibt? Ich habe doch dort meine Wurzeln und meine Luft und mein Licht. Selbſt Rom's reizende Farben erbleichen, und ich habe ein weit größeres Verlangen nach Tirol als nach Italien. Ich hoffe bei euch mein Leben fortzuſetzen und bei euch zu ſterben. Höchſtens bin ich Ein oder zwei Jahre abweſend an der Tiber. Das iſt zweideutig. „Abweſend an der Tiber" bin ich ja ſchon lange und auch jetzt. Aber anweſend an der Tiber bin ich vielleicht einige Zeit .....

Was mich hier beſonders verſtimmt, das iſt die Unmöglichkeit, Etwas zu ſtudieren. Ich kann nichts leſen als mein Brevier, die Zeitungen und Bücher oder Broſchüren, die ſich

auf das Schulweſen beziehen. So las ich Tomeck's Geſchichte der Prager Univerſität; jetzt leſe ich das Werk von Buß über die Reform der Gelehrtenbildung u. A. Außerdem las ich ſeit dem 25. Jänner nichts als die „muſikaliſchen Charakterköpfe" von Riehl, die mich innig erfreuten. — Ich muß eben die Beobachtungen der Wirklichkeit als ein Stück Studium gelten laſſen; aber das fördert mich wenig.

Ueber die Charwoche war Prof. H. aus Prag hier; er beſuchte mich öfter. Er wünſcht nach Wien berufen zu werden und machte hievon beim Miniſter kein Hehl. Aber umſonſt. Er iſt verurtheilt, in Prag zu bleiben. Der oſtenſible Grund iſt ſeine ſchöne Wirkſamkeit daſelbſt; der wahre Grund ſei, weil Thun nicht zu viel Münchner hier zuſammenkommen laſſen wolle. Ich glaube dieß Letztere nicht. Thun wird nur die ſchnellen Veränderungen meiden. — Die Broſchüre des Clemens in Bonn macht hier gewaltiges Aufſehen. Die Güntherianer ſind ſehr gereizt; Prof. B. in Breslau ſchreibt die Widerlegung. Beim Miniſterium machte die Schrift des Profeſſorleins aus Bonn einen Eindruck, als hätte die größte Autorität geſprochen. Günther und ſeine Schule ſind dort unbeliebt — vermuthlich weil E. ſie verſpottet und weil Br.'s Artikel reizten. Die Philoſophie Günthers wird gegenwärtig in Rom unterſucht. Das Reſultat wird zur Aeußerung dem Kardinal Schwarzenberg zugeſendet werden. Enthält das Urtheil Rügen und Cenſuren, ſo wird Günther ſeine aufklärenden Gegenbemerkungen abgeben, zugleich aber die Verſicherung ſeiner katholiſchen Geſinnung und die kindliche Unterwerfung unter die Autorität des kirchlichen Oberhauptes ausſprechen. So wenigſtens ſagt er. Höfler und ich riethen ein, Günther und ſeine nächſten Anhänger ſollen, weil ſie ſo vielfach als halbe Irrlehrer ausgeſchrieen werden, ſogleich die Unterwerfung ausſprechen und dann ruhig ſchlafen ....

Exner befindet ſich in Venedig. Er ſcheint rettungslos zu ſein. Der hieſige Profeſſor L. iſt ebenfalls ein Kränkler. Er wird vom Urlaub in Italien zurückkehren und wieder dociren. Er iſt Herbartianer. — Dieſe Herren führen die Erſcheinungswelt auf relationsloſe Monaden zurück. Wiſſenſchaftlich ſind ſie ohne Gott und Schöpfung. Drobiſch wollte eine Monade als ordnenden Gott einführen. Aber da wäre ja Relation. Es bleibt ihnen nichts übrig, als die

Fiktion, das Gemüth bedürfe eines Gottes und einer Setzung der Monaden durch Gott; das sei aber nur ein Postulat des Gefühls; die Wissenschaft ende mit den einfachen Substanzen.

Osterdienstag. Gestern Abends war ich bei Günther eingeladen. Die Güntherianer T., B. (Minorit), K. (Weltpriester) und G. (Professor der Literatur in K.) waren nebst mir die Gäste. G. schrieb den „Spartacus", „Simson", „Andreas Hofer", dann eine Naturphilosophie und Predigten. Er ist ein junger, hoher, schlanker Mann, langen, bleichen Gesichtes mit geistvollen Augen und einer großen Adlernase. Er spricht hübsch (die sächsische Gränze in Böhmen ist seine Heimath). Leider ist auch er krank und geht in Urlaub. Er hat den Bluthusten, und man sieht ihm die Aengstlichkeit an. Er entfernte sich bald. Das Hauptgespräch drehte sich um Clemens. Der alte Günther hat eine ehrwürdige Ruhe; er wird „Meister" genannt und wie ein Inspirirter verehrt. — Später wurden Räthsel aufgegeben. Warum sandte Pio dem Kaiser einen Zahn Petri? Um die wälsche Nuß aufzuknacken. — Warum starb Haynau? Weil der Wirth zum „wilden Mann" den Feldzeugmeister auf den Schild malen ließ und Haynau darüber sich zu Tode ärgerte. Ferner: er starb, weil er sich weigerte, zum Abweichen einzunehmen u. s. w.

Zu meinem Befremden sagte mir neulich der Unterstaats-Sekretär Helfert, daß ich, wenn auch hier die Arbeit fertig sei, noch lange — lange nicht nach Hause zurückkehren könne. Was steckt dahinter? Will man mich in außerordentlicher Verwendung für die Philosophica behalten? — Am Ende schicken sie mich noch an andere Universitäten. Aber ich gehe ihnen nicht mehr, außer als offen bevollmächtigter Visitator. Doch ich weiß nicht, was man vorhat.

R. wird von F. als ein Mann geschildert, der an Energie und Wissenschaft im Episkopat von ganz Deutschland nicht seines Gleichen habe. Die Güntherianer fürchten ihn ....

Wien, den 22. April 1853.

Innigstgeliebter Freund!

Längst hätte ich Dir gerne geschrieben, aber es geht nun immer schwerer. Ich bin wirklich jetzt so sehr angestrengt, daß ich nicht nur ein Tag- sondern auch ein Nachtwerker

zu sein scheine. Gestern holte ich einen starken Akten-Fascikel aus der Ministerial-Registratur; heute um 12 Uhr konnte ich ihn schon zurückstellen. Ich arbeitete bis Mitternacht. Dieser Fascikel war sehr interessant. Es kamen darin die Ansichten sämmtlicher Ordinariate der Monarchie über den alten theologischen Studienplan vor.... Ich stelle nun die hauptsächlichsten Data zusammen über die Verhandlungen der Studienreform aller vier Fakultäten vor dem März 1848. Die Erlässe vom Jahre 1848 bis zur Gegenwart sammelte ich und gruppirte sie unter dem jedesmaligen Chef des Ministeriums. Dann folgt eine Schilderung des Zustandes des gegenwärtigen Universitätenwesens, wobei ich nur die philosophische Fakultät zu bearbeiten habe. Ich bin auch hiemit fertig; die Ministerialräthe der medizinischen und juridischen Abtheilung hoffen bis Ende April ihr Operat zur Redaktion mir übergeben zu können. Dann folgt eine Abhandlung über den Zweck der Universitäten. Ich habe dieses schwierigste Pensum zuerst abgethan. Der Minister äußerte mir hierüber seine entschiedene Zufriedenheit, obgleich ich höchst freimüthig mich aussprach. Dann folgt die Beantwortung von etwa fünf oder sechs heißen Fragen; da werden aber vermuthlich Konferenzen gehalten werden. Im Juni reist Graf Thun nach Karlsbad, und ich kehre spätestens dann — nach Tirol und zu euch zurück. So hoffe ich mit Zuversicht. In Thuns Abwesenheit geschieht gewiß nichts Wesentliches. Ob ich dann aber nicht wieder zur Fortsetzung der Arbeiten hinzugezogen werde, weiß ich nicht. Denn meine bisherigen Geschäfte setzten mich in eine detaillirtere Kenntniß der Sache, und so wäre es leicht möglich, daß die außerordentliche Verwendung noch länger andauert, als mir lieb ist .....

Wien, 22. April 1853.

Theuerster Freund!

Eilf Uhr Nachts ist's wohl, aber ich fühle einen mächtigen Antrieb, noch einige Zeilen an Dich zu schreiben, bevor ich mich zu Bette begebe. — Wie geht es Dir, mein Lieber? Du sitzest jetzt wahrscheinlich noch im Judenstübchen. Ich habe noch ein Krümchen von jenem Brode, das ich beim Abschiede in der Sonne aß, im Sacke des Paletot, und ich lasse

es dort. In der That — das Heimweh macht ſchwärmeriſch, und Schwärmerei iſt ſchon ein Stück Narrheit. — Heute kaufte ich mir Uhlands Gedichte. Dieſer Ton ſtimmt jetzt zu meiner Seele. Das erſte Gedicht, das mir in's Auge fiel, lautet: „Der Tod.“ — Das „Flir-Kränzchen“, wie man den Kreis zu nennen beliebte, habe ich ſeit drei Wochen nicht mehr beſucht. Die Herren ſammeln ſich erſt von 9 Uhr an und ſcheiden nach 11 Uhr. Das eignet ſich nicht für mich. Man verlangt hier vom Prieſter eine ſtreng prieſterliche Haltung. Bei T. bin ich faſt jeden Abend. Die alte Frau ſehe ich blos alle Mittwoch; ſie iſt mir wieder ſo gut als je und ſucht mich zu bereden, daß ich in Wien bleibe. H. kommt oft in's Haus. Neulich hatte er die „Tiroler Gedanken“ in der Taſche. Er hatte ſie eben geleſen und hielt eine lebhafte Lobrede darüber. Er ſtimmt den Anſichten des Verfaſſers vollkommen bei und hält die Schrift für ein Meiſterſtück. — Günthers epistola papalis ging bereits nach Prag ab, wo Veith die lateiniſche Ueberſetzung machen ſoll. Das Schreiben ſei genial, freimüthig, und nicht ohne edlen Stolz. Doch iſt Günther ſehr angegriffen und ſehr leidend. Neulich ſank er um. — L.'s Studium über Thomas von Aquin iſt koloſſal. Das Werk wird einſt berühmt werden, vielleicht auch berüchtigt, wo nicht gar in Rom berichtigt. Die Arbeit dauert wohl noch zwei Jahre. — Neulich war ich — erſt zum Zweitenmale — im Theater. Die vergötterte Bürk-Bair entzückte mich als Adrienne in der zarteren Converſation; aber für die Raſerei dieſes Pathos iſt ſie zu ſchwach. — Heute lernte ich — freilich nur in der Regiſtratur, den Dichter Moſenthal kennen. Er will mich beſuchen.

Empfehlungen und Grüße! Lebe wohl! Dich umarmt innigſt Dein A. F.

Wien, den 8. Mai 1853.

Innigſtgeliebter Freund!

Mit einigem Schamgefühl bemerke ich, daß Dein werther Brief vom 28. März noch unbeantwortet vor mir liegt. Ich war jetzt auf's Aeußerſte angeſtrengt, weil ich mich beeilen wollte, abzukommen. Ein Haſe hat die zögernden, hockenden Herren endlich aus der Staude getrieben. Der Haſe ſelbſt

rannte vom Jäger verfolgt ſo ungeſtüm an. Ich will Dir das Räthſel erklären. Ein Herr Em. H. wollte etwa vor einem Jahre oder darüber ſich als Docent der Geſchichte habilitiren. Er legte eine Abhandlung über den Geiſt des achtzehnten Jahrhunderts vor. N. ſtimmte im Profeſſorenkollegium gegen die Zulaſſung: die Abhandlung ſei erſtens dem Faktiſchen nach nur eine Compilation aus Schloſſer, der Geiſtesrichtung nach eine zelotiſche Parteiſchrift. Prof. K. rief: „Das katholiſche Prinzip muß an der Hochſchule vertreten werden!“ N. entgegnete: „An der Hochſchule iſt die objektive Wiſſenſchaft zu vertreten, nicht das Parteigezänk.“ Applaus erfolgte. Dem Prof. K. ſtimmte nur der alte Phyſiker X. bei, und der Direktor des Antikenkabinets. H. rächte ſich gegen N. in der „Augsburger Poſtzeitung“, wie euch bekannt iſt, und gegen das ganze jetzige Lehrſyſtem zuerſt in Zeitungsartikeln, nun in einer aus ſolchen geſammelten Broſchüre. Sie geht wie Lauffeuer durch Wien. Graf Thun iſt gewiß darüber entrüſtet und betreibt vermuthlich deßhalb nachdrücklicher unſer Geſchäft, indem er es bei den Herren, welche hiezu Beiträge zu liefern haben, urgirte. Dieß geſchah vor ſechs Tagen, und doch hat Einer noch nichts eingeliefert. Ich meinerſeits wäre nun ſo ziemlich fertig und habe nur noch zu revidiren und zu feilen; aber möglich, daß mir das noch erwartete Operat und beſonders die erſt beginnenden Konferenzen allerlei Modifikationen aufbürden. Wenn die Herren nicht ſaumſelig ſind, hoffe ich Ende Mai abzureiſen; welchen Weg ich einſchlagen werde — ob über Linz und Salzburg, oder über Berlin und Dresden, oder über Trieſt und Venedig — weiß ich noch nicht.

Plötzlich überraſchte uns neulich B. Nichts Angenehmes führt ihn hieher. Sein Bruder in Zara verlor unerwartet — ohne Verhör — ſeinen Dienſt — die Poſtdirektion. Er iſt penſionirt. Veranlaſſung ſoll ſeine „wälſche“ Frau ſein. B. ſprach mit dem eben hier anweſenden Militärgouverneur von Dalmatien. Es ſei nichts mehr zu machen. Uebermorgen reist B. nach Prag zurück. B. und A. und ich ſaßen geſtern bis 10 Uhr Nachts im Hotel-Zimmerchen beiſammen; wir ſprachen vom Goldrainer-Stübchen; das Herz wurde uns weich und elegiſch. O irdiſche Vergänglichkeit! Wäre ich nicht noch für meine Angehörigen nothwendig, ich möchte nichts

lieber als sterben. — Ich begann jetzt übrigens trotz dieser melancholischen Stimmung den Unterhaltungen nachzugehen: ich besuche nämlich von Zeit zu Zeit das Burgtheater; kürzlich sah ich im Leopoldstädter Theater den unübertrefflichen Komiker Treumann als falsche Catalani. Er ahmt die hier florirende Sängerin Medori zum höchsten Ergötzen durch Kleidung, Haltung, Mimik und Gesang nach. Hie und da würde man schwören, er sei wirklich eine italienische Dame. — Abends bin ich gewöhnlich bei T. Er ist sehr leidend. Neulich wäre er beinahe von zwei Wagen zerquetscht worden, da er mit seinem kranken Fuße nicht ausweichen konnte. Er betrachtet seine Rettung wie ein Wunder. Mich behandelt er mit innigster Freundesliebe. Freunde sind noch das einzige Glück meines Lebens. — Die Abende, wo ich mit Dir spazierte, bleiben mir unvergeßlich . . . .

Wie überraschte mich neulich K.s' ellenlanger Brief! Sage man noch einmal, er sei faul und phlegmatisch! Die reizendsten Schilderungen! Eine Wärme bis zur Sentimentalität! Erstatte ihm vorläufig meinen lebhaftesten Dank. Die herzlichsten Grüße an die lieben Freunde. O ich bin Tag und Nacht bei euch! — Lebe wohl!

Dein alter Freund A. F.

Wien, in der Nacht vor Pfingstsonntag (14. Mai) 1853.

Innigstgeliebter Freund!

— — Wie schlägt der Mai an? Wie die Molkenkur? — Mich wundert, daß ich trotz des anhaltenden Sitzens gesund bin, nur Kopfschmerzen plagen mich hie und da, und meine Disposition zu Hallucinationen nimmt wunderlich zu. Dieser Ueberreiz der Nerven kann nur vom vielen Schreiben herkommen, denn das Denken hat mich wahrlich nicht angestrengt und der Kanzleistyl auch nicht. Kummer und Sorge beunruhigten mich aber zu wiederholten Malen, wenn mir die nöthigen Hülfsmittel fehlten, oder wenn mich sonst 'was beirrte. Der Minister gibt nur Schlagwörter; behelfen muß man sich selbst, und für einen Fremden und für mich Unbehülflichen war dieß kein Scherz. Lachen würdet ihr von Herzen über meine Philippika gegen die Studiendirektoren

aus dem Beamtenstande. Leider werden diese Wahrheiten wenigstens in diesem Gewande die Censur des Ministers nicht passiren. — Ein Studienjahr an der philosophischen Fakultät würde für Juristen und Mediziner faktisch sich aufdrängen, wenn die ihnen vorgeschriebenen Fächer der philosophischen Fakultät sogleich im ersten Jahre gehört werden müßten. — Ach Gott, was wird herauskommen?! Freie Anordnungen sind nur dort möglich, wo wir Professoren eifrig und energisch sind. Ueben wir den Schlendrian, so sind maschinenartige Zwangsmittel unvermeidlich. Vielleicht ist die erwartete Modifikation des Studienplanes nur wieder ein Provisorium. Man wird über jeden Mangel so lange schreien, bis dem Allen möglichst nahe gerückt wird. Sind die Vorschriften und Einrichtungen übersichtlich und (scheinbar) klar, so begnügt man sich gerne; aber wo man nicht mehr nachrechnen kann, sondern auf die Professoren vertrauen muß, sind die Beamten und die Kriegsmänner unzufrieden. — Der Kaiser ist übrigens den Schmähern nicht geneigt: ein Ministerialrath, der unter Thun stand, wurde neulich wegen seiner Ausbrüche über die jetzige Studien- und Kultusleitung plötzlich pensionirt.

Jene Abhandlung, durch welche sich Dr. H. als Privatdocent habilitiren wollte, und die bekanntlich R. als unzulänglich erklärt hat, erhielt eine günstige Approbation von Seite Hurters, und es ist leicht möglich, daß H. hievon Gebrauch macht. Das Uebrige wirst Du aus meinem Briefe an M. entnommen haben. — Daß Günther noch nicht auf dem Index steht, geben nun auch die Gegner zu. Ein verläßlicher Privatbrief aus Rom versichert, der Papst habe sich sehr wohlwollend über Günther ausgesprochen; ohne Zweifel hat Pio IX. das Urtheil des Ufficio suspendirt. Ritterlich benahm sich Balzer in dieser Angelegenheit. Er nahm nicht nur den Clemens auf's Korn, sondern verfaßte auch eine ausführliche Apologie Günthers für Rom. Er ist ein intimer Freund des L. T. und wohnte bei ihm in Baden. Auch Günther behandelt Hrn. T. als einen seiner vorzüglichsten Schüler oder Anhänger. Veith macht eine Schwenkung. Löwe leitet ihn und dieser zerschlug sich mit Günther, weil ihm derselbe eine zugeschickte Schrift zergeißelte. Diese Güntherianer sind eine Art von Geheimniß. — Neugierig bin ich,

wie es noch den Herbartianern in Oesterreich ergehen wird. Gegenwärtig gelten sie als Philosophen der Erfahrung, welche das Transscendentale aus dem Spiele lassen; daß sie aber ohne Gott und Freiheit sind, wird bis jetzt ignorirt, aber die Güntherianer werden Sturm schlagen. Nun — mich freut es, wenn man sich regt; nur keinen Quietismus, nur keinen Todesschlaf. — Der Minister selbst sieht die Güntherianer als verkappte Hegelianer an; er beruft sich dießfalls auf die Aussage gewiegter Männer, er selbst macht auf eigenes Urtheil keinen Anspruch. In dem Aufsatze über den Zweck der Universitäten habe ich meine Ansicht mit starken Strichen gezeichnet; er las, bemerkte über diesen Punkt nichts, sondern bezeigte nur im Allgemeinen seine Zufriedenheit: die Abhandlung enthalte alles Einschlägige, und seine Intention sei ganz richtig aufgefaßt.

Hier glaubt man, die Ankunft des Königs von Belgien, wo die Franzosen bereits die Straßen rekognosciren, des Königs von Bayern, dessen Rheinlande der Neffe des Onkels schon in Rechnung genommen haben soll, endlich die des Erbherrn von Neuchatel — sei nicht eine bloße Höflichkeit; Einsichtige zweifeln am Kriege mit Frankreich nicht mehr, und hier wird Louis Napoleon nur als Aventurier angesehen ....

Wien, am 30. Mai 1853.

Innigstgeliebter Freund!

Meinen Dank für Deine lieben Briefe habe ich bereits ausgesprochen, und ich wiederhole ihn jetzt unmittelbar. — Meine Hoffnung, zu euch zurückzukehren, wird nicht so bald erfüllt. Mein Operat wird von dem Herrn Minister vermuthlich mehreren Ministerialräthen übergeben, und da kann es leicht sein, daß es wochenlang liegen bleibt. Ich weiß jetzt gar nicht, wie die Sache steht. Seit einer Woche hatte ich ungestörte Ferien; nun erhielt ich den Auftrag, einige Aufsätze zu machen, welche mit dem Operate nichts zu thun haben. Das soll vermuthlich für mich ein Zeitvertreib sein. Ich werde auch wirklich sehr bequem den Auftrag realisiren. Jetzt tröstet mich nur noch Eines: die Gewißheit, daß der Herr Minister

im Auguſt in's Bad reist. Bis dort muß doch hoffentlich Alles zu Ende ſein. Ein ſolcher Troſt iſt mir aber eine ſchlechte Koſt. Meine Ungeduld ſteigert ſich mit jedem Tage und nimmt bald die Form der Trauer, bald die des Zornes an. Denn es wird mir in der That ein großes Stück aus dem Leben geſchnitten. Denn zu einer planmäßigen wiſſenſchaftlichen Thätigkeit fehlen mir die Mittel; ich kann nur ſo gelegentlich durch Leſung oder Anſchauung mir Einiges aneignen. Ich war erſt Einmal im Belvedere; die Betrachtung der italieniſchen Schule war mir eine Wonne. Morgen hoffe ich wieder etwa drei Stunden der niederländiſchen zu widmen. Die Sammlungen ſind nur am Dienstage und Freitage zu ſehen. Im Burgtheater ſah ich in der letzten Woche zwei Shakeſpeare'ſche Dramen: das Luſtſpiel „was Ihr wollt" und das Schauſpiel „der Kaufmann von Venedig." Ich war entzückt. —

Daß Beda Weber hier iſt, wirſt Du wohl ſchon wiſſen. Wir ſpeisten neulich bei A. und geſtern bei dem Vice-Präſidenten Hock. Dieſer wohnt außerhalb der Stadt in Währing, auf einer ſanften Anhöhe, von wo ein unermeßlicher Horizont ſich öffnet. Ein naſſauiſcher Hofrath nebſt Frau und Sohn waren zugleich Gäſte. Hock iſt ein intereſſanter Mann: er kennt ganz Deutſchland und die ganze Literatur der Gegenwart. Er lieſt ſehr ſchnell und mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit der Auffaſſung. Sein Urtheil iſt nicht ſtreng. In der Converſation hat er etwas Weiches und Gemüthliches. Er ſpricht ſehr gewandt. Von ſeinem eigentlichen Fache, dem Commerzialweſen, macht er keine Erwähnung. Das Religiöſe iſt ſein Lieblingselement. Seine Bruſt iſt mit Orden bedeckt. Er iſt gemäßigter Güntherianer, und als ſchmiegſamer Diplomat wünſcht er Abſchleifung der verwundenden Spitzen und Ecken. Als er noch untergeordneter Cameralbeamter war, hatte er einen Federkrieg mit Liſt. In der Folge kamen ſie bei einem Bankette dahier zuſammen. „Was Teufel — ſind Sie jener Gegner von mir g'weſa?" — „Leider war ich ſo kühn, meine unebenbürtige Waffe gegen den Heros der Nationalökonomie zu erheben." — „Wäre Sie nicht a würdiger Gegner g'weſa, hätt' ich Ihne kein' Acht geba. Aber wiſſa Sie, was unſer Unterſchied g'weſa iſt? Sie — ſchwebta in der Luft, wie Perſeus; ich — tappte

und trat auf dem gemeina Bode. Aber Sie komma och noch herunter — ja ja — Sie komma herunter." — Hock neigt ſich dem genialen Bruck zu; Baumgartner iſt ihm zu wenig praktiſch und zu pedantiſch. —

Heute war ich bei der feierlichen Verſammlung der Akademie im ſtändiſchen Saale. Man bekam nur mittelſt einer Karte Zutritt und mußte in Gala erſcheinen. Die Bänke bilden ſehr große Kreisſegmente um den grünen Tiſch in der Tiefe. Rechts ſaßen die hohen Beamten, im Centrum und links die übrigen Gäſte; auf der erſten Bank in der Nähe des Tiſches die Reichsräthe, Miniſter und Präſidenten. Ich ſah den Baron Kübeck und den Juſtizminiſter Kraus. Am grünen Tiſche ſaßen — in der Mitte — der Miniſter Bach als Curator, rechts Baumgartner als Präſident der Akademie, links Karajan als Vicepräſident. An den Enden der Tafel — rechts und links — ein Sekretär. Zu beiden Seiten ſtand eine Reihe von Seſſeln für die Mitglieder der Akademie. Sie ſaßen vier Mann hoch. Albert Jäger und Beda Weber neben einander; neben Albert der Chemiker Redtenbacher, neben dieſem der Cuſtos Bergmann. Von Auswärtigen war nebſt Beda nur Palaczky aus Prag zugegen — ein ſchlanker Mann im beſten Alter, bleich und unerquicklich ausſehend. Den Miniſter Bach ſah ich da zum Erſtenmale. Er erſchien in ſchwarzer Galatracht mit weißer Kravate und dem breiten rothen Ordensbande über der Bruſt. Roth und blühend, ſauber raſirt, ein hübſcher junger Mann. Etwas Bürgerliches klebt ihm noch auffallend an .... Seine Komplimente waren zahlreich, aber nicht anmuthig. Erſt als er ſprach, beobachtete ich die häßliche Form des Mundes. Als er die Eröffnungsrede vorlas, verdeckte er den Mund durch die Haltung des Papieres. Er las mit leiſer Stimme ohne Spur eines Pathos. Der Inhalt war ohne Wichtigkeit. Miniſter Baumgartner las eine Rede. Ich verſtand ihn nur theilweiſe und wurde ſchläfrig. Der lange Bericht des Sekretärs Schrötter weckte mich durch intereſſante Nekrologe, beſonders durch den des edlen Schmeller. Prof. Unger las eine Rede über Pflanzen und Luft; in ellenlangen Umſchweifen bedauerte er die Nothwendigkeit ſich kurz zu faſſen. An Floskeln, wie ſie bei Naturphiloſophen üblich ſind, fehlte es nicht. Der wirkliche Inhalt wurde mit

norddeutſcher Prätenſion gegeben. Den Schlußvortrag hielt der alte Arneth: über Auguſt, Karl den Großen und Karl V. Was ich erlauſchen konnte, war ſo allbekannt, daß ich nach dem Uebrigen nicht lüſtern war; wer gehen konnte, ging, die Andern gähnten, ſchlummerten, ſahen zu den Deckengemälden empor u. ſ. w. — Der intereſſanteſte Moment war mir derjenige, wo der Präſident nach Ableſung der Preisfrage und des Urtheils, dieſelbe ſei in einem Operate vollkommen gelöst, das verſiegelte Briefformat vorwies, das Motto las: „Wer im Großen ſich nicht erproben kann, muß ſich im Kleinen üben", endlich öffnete und den Namen des Preisträgers promulgirte: N. N., Profeſſor der Oberrealſchule in Schottenfeld. Die Rührung und Freude war allgemein. — Daß Günther korreſpondirendes Mitglied der Akademie geworden iſt, verdankt er nur dem Gerüchte vom Index. — Am Sonntage wird Rudigier konſekrirt. Auch ich bin zur Tafel beim Nuntius geladen und mache morgen meine vorläufige Aufwartung....

Wien, den 15. Juni 1853.

Innigſtgeliebter Freund!

Das lange Stillſchweigen, das mir euch bedeckte und entzog, hat mich ſehr verſtimmt, und ich war manchmal darüber recht melancholiſch. Denn ſeit T. nach Baden abgereist iſt — und es ſind ſeitdem zehn oder zwölf Tage — bin ich mit Ausnahme der Converſation bei Tiſche ganz iſolirt, und da ich mitten in der Geſellſchaft mit meinem Gemüthe in Tirol und bei euch bin, ſo wird dieſer Zug in der Einſamkeit noch weit mächtiger. Du kannſt aus dieſen Bekenntniſſen ſchließen, wie angenehm mir Dein Brief war, den ich geſtern erhielt. Die jüngere Welt kommt mir fremdartig vor, und ſelbſt wo ich mit Freude ſie anblicke, miſcht ſich eine Trauer darein. Es iſt das Gefühl, daß Jung und Alt nicht vollkommen zuſammenpaßt. Deſto feſter und inniger müſſen wir Gleiche zuſammenhalten. —

Wie lange wird wohl meine proviſoriſche Stellung hier noch dauern? Sie iſt mir höchſt läſtig. Wenn meine Geduld zu

lange hinausgespannt wird, reißt sie und ich dringe auf Erlaubniß, ohne fernere Rücksicht auf Rom nach Innsbruck zurückzukehren. Auch zu einer außerordentlichen Verwendung beim Ministerium werde ich nicht mehr lange mich hingeben. An ein eigentliches Studium ist hier, wo ich von meinen Hülfsmitteln getrennt bin, nicht zu denken; mein Leben würde so verschüttet, wie Spülwasser. — Vergib mir diese Jeremiaden! —

Ich habe nun noch Eine Schrift zu vollenden, dann gehe ich vermuthlich auf einige Tage nach Baden zu T. — Ich begreife nicht, warum der Minister das Geschäft so langsam betreibt. Auf diese Art ist an eine definitive Sanction für das nächste Jahr noch nicht zu denken. Zögert man absichtlich, weil, je länger man aufbaut, desto schwieriger abgebrochen werden müßte? Vermuthlich setzt Thun die Reform durch den Willen des Kaisers durch. So ging es auch mit den Ecclesiasticis. Die Josephiner stemmten sich mit Händen und Füßen dagegen. Thun brach die Verhandlungen mit ihnen ab und erwirkte bei Sr. Majestät ein motuproprio-Billet.

Die Baronin B. war leidend. Seit drei Wochen war ich gestern wieder zum Erstenmale bei ihr. Sie weiß sich äußerst liebenswürdig zu benehmen. Sie erzählte mir mehrere Fälle ihres magnetischen Hellsehens, das sie in der Jugend und noch als Gattin in J. hatte. Ennemosers magnetische Behandlung kurirte sie. In Wien bekam sie bei Anhörung einer grellen Musik einen Rückfall und erlitt einen neuen Ausbruch der Gesichtsschmerzen. Dem Auftrage Ennemosers gehorchend blieb sie im Bette, möglichst ruhig, bei Absperrung des Lichtes; so genas sie ohne medicinische Einwirkung. — Das Magnetisiren durch Auflegen der Hände ist hier sehr üblich. Das Tischrücken verstummt allmählig. Man hält es denn doch für theilweise magnetisch. Ich, mit T. und Kr., legte dreiviertel Stunden lang die Hände auf ein Tischchen: es rührte sich nichts.

Bachs Ansehen ist in der Culmination. Als die Angelegenheiten von Montenegro im Ministerrathe, wo der Kaiser präsidirte, verhandelt wurden, setzte Bach den Minister des Aeußern Buol-Schauenstein gräulich in Schatten. Denn dieser war mit dem historischen Detail unbekannt, Jener hatte, eine solche Berathung vorhersehend, in einem

Archive zu Venedig die betreffenden Akten sich ausheben lassen, referirte und debattirte nun und entwarf sofort die Instruktion für FML. Leiningen. Der Kaiser war entzückt und sagte beim Aufstehen: „Nun — heute hörte ich einmal wieder meinen lieben Schwarzenberg."

Dr. Gr. reist in Bälde nach Paris. Eine Jüdin, welche ein Vermögen von fast drei Millionen hat, erhielt durch seine Vermittlung den Scheidebrief von ihrem unausstehlichen Manne, der der Sohn eines reichen Bankiers in Augsburg ist. Die Befreite gibt dem Agenten, dessen sich Gr. in Bayern bediente, 10,000 fl. Regal. Gr. selbst wird ihr den Scheidebrief überbringen. —

Wien, den 18. Juni 1853.

Innigstgeliebter Freund!

Heute bekam ich Briefe von zwei Freunden: ein Trost für meine Stimmung. Aber ein Schmerz war auch dabei, denn Sch. schreibt mir, X. habe den Posten erhalten Ich hatte in der That gehofft, man werde Dir die Stelle, wenn Du sie annehmest, geben; aber ich sehe wohl, der Weltlauf erwahrt sich auch an Dir. Die Mittelmäßigkeiten sind bequemer, und sie scheinen brauchbarer. Was die Beweglichkeit zum Vorrücken zu geben pflegt, der Schmutz der Geschmeidigkeit — war freilich bei Dir nicht zu finden. Aber desto inniger erkennen, schätzen und lieben wir, Deine Freunde, Deinen innern Werth, und nimm diesen meinen Herzenserguß als einen kleinen Ersatz hin für die unwürdige Behandlung, wodurch man Dich bei Seite geschoben hat.

Ich danke Dir für das Brieflein, worauf ich Dir noch die Antwort schuldig blieb. Du warst dort verstimmt; nun begreife ich's. Du warf'st mir einmal die Frage hin, ob ich Deiner spotte; nun begreife ich's. Aber Freund, übe die Weisheit der Fröhlichkeit; begreif' Du dieses, erhebe Dein edelstes Selbst über diese ekeln Bedrängnisse, laß Heiterkeit strahlen auf Deiner jovialisch geschaffenen Stirne. Die Behaglichkeit darf aber keine fingirte sein, sondern sie muß Dir von Herzen gehen, denn was hast Du sonst davon?

„Liebe den Nächsten wie Dich selbst" — also soll man sich selbst lieben und nicht sich selbst quälen. Die Selbstquälerei ist eine Narrheit.

Wie meine Verhältnisse sich gestalten werden, weiß ich nicht; aber ich wünsche sehnlichst, eine Gelegenheit zu bekommen, für Dich Etwas zu thun. Komme ich aber, wie ich wünsche, in Bälde wieder nach Innsbruck zurück, so werde ich wenigstens das Dir anthun, daß ich Dich hie und da durch meine Tollheit stören werde, der Düstere, der Heraklit, der Prinz Hamlet, Prophet Jeremias oder gar König Saul zu sein.

Doch Melancholiker wollen vielleicht homöopathisch kurirt werden, nicht durch Lustigkeit, sondern durch Melancholie. Ich bin zwar jetzt nicht selten melancholisch, und ich will Dir diese meine Melancholie als Dosis eingeben; ich will Dir dieses Papier voll Traurigkeit schicken: iß sie und heile durch mein Leid das Deine. Aber traurig bin ich nur auf Zeiten, wenn ich allein oder nicht bei Freunden bin; aber wenn ich bei euch — wenn ich bei Dir wäre, — dann ja wäre ich nicht mehr traurig. — Doch weil Du als strenger Kritikus bekannt bist, so will ich nun doch noch etwas Praktischeres folgen lassen, das man doch im Gedächtnisse behalten und guten Bekannten erzählen kann. — Nun womit soll ich aufwarten? — Ich lese die Messe in der St. Michaels-Kirche. Da sah ich manchmal einen auffallenden Mann, ziemlich groß, bleich, hager, steif und starr; er kniete im Chorstuhle wie eine mißlungene Statue. Daß er ein Frommer sei, witterte ich leicht, aber — quis? unde? „Der Mann Gottes sieht aus wie ein Holländer" — sagte mir eine innere Stimme. Aber das Aeußere war so einfach, wie wenn's ein mystischer Landdechant wäre. Zu meiner Verwunderung trat er, als Tafel beim Nuntius war zu Ehren Rudigiers, unter den Gästen mit Reverenz vor den Nuntius. Ich kneipte dem Häusle das Ohrläppchen und flüsterte: „Wer ist dieser Mann?" — „Pater B . . .!" — Also richtig ein Holländer! Wir saßen bei der Tafel ziemlich nahe. Ich beobachtete besonders ihn. Er saß so gerade und so steif und fast so still, wie er im Chorstuhle kniete. Er aß fast nichts und löste den Ernst nur hie und da — aus Herablassung — in menschliche Heiterkeit und in Leutseligkeit auf. Bald darauf reiste er nach Rom zum Ka-

pitel. Hr. Pilat ſagte, B... werde wahrſcheinlich General der Societät, weil Pierling zu alt ſei. — Der armeniſche Erzbiſchof der Mechitariſten war mir eine intereſſante Geſtalt: ein langes Geſicht mit ächt orientaliſchem Typus, mit der großen langen Naſe (der Orientaliſt Hammer-Purgſtall liebt es deßhalb, recht oft eine lange Naſe zu kriegen), mit großem, wallendem weißem Barte. „Ehrwürdiger Erzvater!“ dachte ich. In der That, auch hier täuſchte ich mich nicht...

Wien, den 25. Juni 1853.

Innigſtgeliebter Freund!

Schon war ich Willens, die Erwartung eines Briefes von Dir trotz der Zuſage fallen zu laſſen und Dir zu ſchreiben, als Deine Handſchrift auf dem Converte mich geſtern überraſchte und ſtatt meiner Adreſſe mir zuflüſterte: „Kleingläubiger!“ Und in der That — ein förmlicher, weitläufiger, umſtändlicher, allerliebſter Brief voll Liebe und Gefühl und Geiſt! Sei umarmt dafür! — Du gibſt mir den Rath, wieder zu euch zurückzukehren, weil doch „nichts Rechtes herauskomme.“ Wie ſehr ich mich nach der Rückkehr ſehne, doch ausreißen kann ich doch nicht. Der Herr Miniſter ließ mich vor ſechs Tagen in S....s Angelegenheit rufen: es gelang mir, durch nachdrückliche Vorſtellungen die Ernennung Deſſelben ſoviel als durchzuſetzen. Bei dieſer Gelegenheit klagte der Miniſter über Ueberbürdung mit Geſchäften: er habe noch nie Muße gefunden, meine Abhandlung zu leſen; nächſter Tage werde er ſich aus der Stadt zu dieſem Zwecke zurückziehen. „Nun — wie ſteht es mit Ihrer römiſchen Angelegenheit?“ — „Ich hätte gar gerne Ew. Excellenz um Aufſchluß gebeten.“ — „Ich habe den Geſandten zu wiederholten Malen zur Erledigung der Sache aufgefordert.“ — „Ew. Excellenz, der Geſandte wird die Sache nicht erledigen; er will die Stelle den Jeſuiten in die Hände ſpielen, und in dieſer Abſicht temporiſirt er. Ich will Ew. Excellenz nicht länger inkommodiren; ich bin bereit, mein Geſuch zurückzunehmen und auf meinen Poſten in Innsbruck zurückzukehren.“ Bei den Bemerkungen über den Geſandten war der Herr Miniſter ſichtbar verſtimmt; bei meiner letzten Aeußerung lachte er.

Soviel ich aus den Aeußerungen des Herrn Staatssekretärs abnehmen oder vielmehr enträthseln kann, hat Graf Thun die Absicht, mich hier zu beschäftigen — entweder im Ministerium oder an der Universität. Aber meine mit einigen Derbheiten gespickte Abhandlung wird dem Herrn Minister beweisen, daß ich zu Bureau-Geschäften nicht tauge, und wenn er sieht, daß ich in der That gerne nach Innsbruck zurückkehre, wird er mir nichts in den Weg legen. Was mir das liebe Innsbruck und euch Lieben daselbst mit einem düstern Nebel umzieht, ist der entsetzliche Gedanke, daß die Universität wahrscheinlich wieder unter das Kommando der Statthalterei kommt.... Soviel ist gewiß, daß in hohen Kreisen das Korporations-Regiment der Professoren als unstatthaft angesehen wird. Welchen Vorschlag würdest Du unter diesen Verhältnissen machen? Ich hatte einmal Gelegenheit, mich zu äußern: ich schilderte die Uebelstände der Direktoren aus dem Beamtenstande und die Unmöglichkeit wissenschaftlicher Direktoren, wenn sie nicht als solche wie die Schulräthe besoldet und mit allen Kanzleirequisiten ausgestattet würden. Die jetzige Organisirung der akademischen Behörden mit ihren Funktionen möge man belassen; ein Inspektor als Controle genüge; nur müsse dieser ein Mann der Wissenschaft sein und unabhängig vom Lehrkörper wie von der Statthalterei. — Als solche Inspektoren bezeichnete ich vorzugsweise die ausgezeichnetsten Professoren jeder Facultät, die aber dann nur als außerordentliche Docenten ihr Lehramt noch fortsetzen könnten. — Beiläufig ersuche ich Dich, auch über andere Gegenstände mir Deine Meinung mitzutheilen, z. B. über die Art und Weise, die Studierenden schon während der Studienzeit zu Erprobungen des Fleißes und Fortschrittes zu verhalten. Denn mit den bestehenden Maßregeln ist man hohen Orts sehr unzufrieden. Ueberhaupt — habe die Güte, das Universitätswesen zu besprechen — wenn auch nur in Andeutungen. Du kannst vielleicht durch einen einzigen guten, ausführbaren Gedanken sehr nützlich werden: Eine tüchtige Maxime zieht dann oft andere herbei.....

Gegenwärtig bin ich beauftragt, Kinks Geschichte der Wiener Universität zu durchlesen; um zu sehen, ob ich Einiges daraus für meine Aufgabe benützen könne? oder um eine Art von Gutachten abzugeben? — Kink hat den Prager

Tomek weit überflügelt. Er iſt ein geiſtreicher und kenntnißvoller Mann; Tirol kann auf ihn ſtolz werden. *) Zugleich bewahrt er den liebenswürdigſten Charakter ..... Beda Weber und ich ſpeisten neulich bei Albert (Jäger). Beda würde einen Ruf an die hieſige Univerſität ſehr gerne annehmen. Sein Buch wird hier ſtark geleſen und viel gelobt. Baumgartner gab bekanntlich den Akademikern große Tafel. Bach ließ ſich den Beda vorſtellen und machte ihm einen Vorwurf daraus, daß er ihn nicht beſucht habe. Beda entgegnete, er habe vernommen, es ſei ſehr ſchwer, bei Sr. Excellenz eine Audienz außer Geſchäftszwecken zu erlangen. „Für Herren wie Sie, bin ich immer zu ſprechen," war die Antwort.

Anlaß zu einiger Heiterkeit gab vor Kurzem die Audienz mehrerer wiſſenſchaftlicher Notabilitäten bei Sr. Majeſtät dem König Max von Bayern. Fürſt L. ſchilderte zuerſt in der Antichambre die hohen Eigenſchaften der Könige von Bayern: Ludwig habe die Kunſt ſo hoch geehrt, Max ehre die Wiſſenſchaft. Einer der Anweſenden äußerte beſcheiden: „Es iſt nur zum Verwundern, weßhalb den gerade wir — will ſagen — auch meine Wenigkeit — zu dieſer Ehre gelangt." Grillparzer öffnete hierauf zum Erſtenmale den Mund und gab eine Antwort, die allgemeines Lachen hervorrief .... Bei der Audienz ſuchte nun Se. Majeſtät einem Jeden etwas Schmeichelhaftes zu ſagen, wie ſich dieß von ſelbſt verſteht; zu Chmel ſagte er: „Ah, Sie eifern dem Hormayr nach — mit großem Erfolge und auch — was ich freilich nicht ſagen ſollte — mit größerer Treue für Ihren Monarchen." Dem K. ſagte er: Altdeutſche Literatur ſei ſein Lieblingsſtudium geweſen; er wäre aber ſeinem Papa faſt gar zu deutſch geworden; daher ſeien jene Studien eingeſchränkt worden und jetzt unterblieben ſie gänzlich. „Ew. Majeſtät haben jetzt freilich etwas Beſſeres zu thun", bemerkte Karajan. Den Halm fragte Max, welche Werke er denn in neueſter Zeit herausgegeben habe? „Einen Band lyriſcher Gedichte, Majeſtät." — „So, ſo; iſt mir leid; habe ſie noch nicht geleſen." —

---

*) Rudolph Kink, ein geborner Tiroler (aus Kufſtein), zuletzt k. k. Statthaltereirath in Trieſt, iſt leider! im beſten Mannesalter am 20. Aug. 1864 geſtorben. A. d. H.

„Ew. Majestät erlauben mir wohl, den schwachen Versuch zu Füßen zu legen." — „Ja, thun Sie das, thun Sie das."

Nun habe ich kaum mehr Platz, Deiner Gnädigen sowie dem Fräulein A. und den Contessen für die huldvolle Erinnerung meinen innigsten Dank zu erstatten und mich ergebenst zu empfehlen. Ich wünsche nichts sehnlicher als die baldige und vollkommene Genesung der besten Frau Gräfin. Grüße mir die Freunde und sei mit wärmster Liebe umarmt von Deinem unveränderlichen Freunde

A. Flir.

Wien, den 9. (11.) Juli 1853.

Innigstgeliebter Freund!

Du warst wieder sehr brav; ich danke Dir vom Grunde meines Herzens. Gerne hätte ich Dir sogleich geantwortet, aber ich muß die Briefe eintheilen; zudem hatte ich wieder eine scharfe Zeit. Ich komme eben aus dem Ministerium, wo ich die revidirte Partie der Vorschläge ablieferte. Der Hr. Minister war kurz vorher nach Schönbrunn abgefahren, wo er bei Sr. Majestät speist. — Ich fahre in $1^1/_4$ Stunden nach Klosterneuburg ab und werde mich wieder erholen. Ich betrachte mein Geschäft nun quasi für erledigt. Konferenz wurde neulich durch $2^1/_2$ Stunden nur in camera mit dem Minister allein gehalten; er nahm meine Arbeit sehr gütig auf — trotz ihrer etwas grellen Sprache. Es folgen andere Berathungen schwerlich mehr nach. Wird aber mein Operat dem Gutachten Anderer unterzogen, so wird es wohl gräßlich zerzaust werden, weil begreiflicher Weise einem ..... Tiroler, einem Pfäfflein, einem simpeln Professorlein und zudem einem offenen Tadler mancher Uebelstände keine Vernünftigkeit zugemuthet werden darf. Zwei Ministerialräthe sind zwar noch im Rückstande; aber ich trug darauf an, daß diese Operate blos „eingelegt" werden sollen: so komme ich früher ab. — Der Minister, dem ich neulich die noch immer bestehenden Schwierigkeiten in Rom eröffnete, gab hierauf sofort eine Vorstellung ad Majestatem. Ob er blos die Erledigung betreibt, oder meine Ernennung unmittelbar vorschlug, weiß ich nicht. Eher das Erstere. Wenn nun bis

zum Schluſſe des Julius keine Beſtimmtheit vorhanden iſt, leiſte ich auf Rom Verzicht, verbitte mir jedes andere Proviſorium (wüßte auch kein ſolches zu bezeichnen), und kehre nach Innsbruck zurück.

Neulich fuhren wir (Gredler, Kohlgruber, Hocheder) auf den Lichtenſtein — eine wunderſchöne Gegend! Im Waggon ſaß ich hinter einem Uhlanen-Oberſtlieutenant, ein ſchöner Mann von etwa 36 Jahren, ein längliches, gutgefärbtes Geſicht, bebartet, ſchöne ſchwarze Haare. Etwas Bürgerliches drückte ſich in ihm aus; er ſchien mir daher ein Mann der Kanzlei zu ſein, aber ein Muſter von Beſcheidenheit, Ordnung und Rechtſchaffenheit. Die Bruſt, mit Orden bedeckt, wurde mir nicht ſichtbar, weil er ſich nie ganz umwendete. Wer war er? Der Serbenführer Stratomirovich! freilich kein Muſter von „Solidität;“ aber ein Kanzleimann war er doch vor wenigen Jahren noch, nämlich Advokat.) — Ein anderer Serbe, Fürſt Obrenowitſch, 30 Jahre alt, vermählt ſich mit einer Gräfin Hunyady. Dr. Gr. iſt Vertreter des letzteren Hauſes, und wie er neulich die gänzliche Scheidung einer Jüdin bewirken mußte, ſo muß er hier die Copulation vermitteln. Der Bräutigam iſt griechiſch-nichtunirt, die Braut iſt katholiſch. Die Katholiken riethen ab und trauern, auch die Griechen riethen ab und trauern. Baron Sina meint, die Rückkehr des Fürſten zur Herrſchaft ſei dadurch ſehr erſchwert. In's Politiſiren laſſe ich mich weiter nicht ein. „Et fatis monstratus Vespasianus“ ſagt einmal Tacitus; ſo ſcheint mir Kaiſer Nikolaus ſich zu begnügen, als Protektor der griechiſchen Kirche, mit dem Kreuze auf der Bruſt, von Armeen umgeben, aufgetreten zu ſein und ſich dargeſtellt zu haben. —

Ein Kleinkrieg wurde neulich auf der Akademie eröffnet. Staatsſekretär Helfert hat in einem Büchlein über Vaterländiſche Geſchichtſchreibung geäußert, in Oeſterreich ſei die Geſchichtſchreibung noch vom Einzelgeiſte der Länder inſpirirt. Selbſt die Akademie ſei einer ſolchen Einſeitigkeit verfallen, indem die Preisfrage für eine geſchichtliche Abhandlung über Ottokar und Rudolph den Erſteren als einen Mann bezeichne, der ſich deutſcher Länder (Oeſterreich und Steiermark) bemächtigt und ſie als Uſurpator behalten habe, als einen Mann, der den Slavismus gegen den Germanismus in's

Feld rief, während doch dieſe Behauptungen erſt aus der geſchichtlichen Abhandlung reſultiren könnten, und ſelbſt dieſes kaum, da Beides in Abrede geſtellt werde, indem Ottokar jene Länder auf ihre Bitte überkommen habe, die Deutſchen aber ſo ſehr begünſtigte, daß er die Slaven dadurch vielfach beleidigte. Dieß war ein hingeworfener Handſchuh. Chmel war der Verfaſſer jener Preisfrage. Am Dienstage trat er nun gegen Helfert vor und ſuchte zu beweiſen, daß Ottokar ein Uſurpator war, weil er die Länder nicht als Lehen anſehen wollte, und daß er die Polen als Blutsverwandte gegen die Deutſchen zum Kampfe aufrief ꝛc. ꝛc. Helfert kann wohl in Einigem mit Grund repliciren, aber wenn er klug iſt, trite er gegen Chmel zurück. — Ein eigenes Abenteuer begegnett neulich dem Profeſſor Hye. Er ging über den Mehlmarkt und gähnte (hiabat), da ſteckte ihm ein frecher, fremder Schalk den Finger in die Mundhöhle. Vielleicht zu einer andern Zeit — —

Heute Nacht hatten wir in Kloſterneuburg ein furchtbares Wetter. Der Horizont brannte von Blitzen gewiß vierzig Stunden weit. Einmal krachte es — wie naher Kanonenſchuß. Hier iſt überhaupt zu viel Regen. Das Heu verfaulte.

Wien, den 18. Juli 1853.

Innigſtgeliebter Freund!

— Daß ich vom Kaiſer bereits für Rom ernannt bin, weißt Du durch meinen Bruder. Das Dekret iſt geſchrieben, aber mir noch nicht zugeſtellt.

In Rom geſchah in meiner Angelegenheit ein köſtliches Mißverſtändniß. Das Miniſterium des Aeußeren ſchrieb an die Geſandtſchaft in Rom, ich ſei, da man des längern Zögerns müde geworden, Sr. Majeſtät als deutſcher Prediger in Vorſchlag gebracht. Der Geſandte war eben von Rom abgereist oder befaßte ſich jedenfalls nicht mehr mit den Geſchäften. Graf G., der Geſandtſchaftsrath, mißverſtand in eiliger Leſung die Depeſche und eröffnete der Congregation von dell'Anima, ich ſei von Sr. Majeſtät zum deutſchen Prediger ernannt und die Geſandtſchaft ernenne mich zugleich zum Rector der Anſtalt. Die Congregation beeilte ſich,

ein Dankſchreiben an die Geſandtſchaft zu ſenden, und macht mir die glänzendſten Complimente. Das Dankſchreiben iſt nun hier angekommen, und bei dem Miniſterium des Auswärtigen herrſcht die heiterſte Stimmung. So eben läßt mich der Miniſter des Unterrichtes rufen, wahrſcheinlich um mir denſelben Spaß zu eröffnen. Ich ſpeiſe nun zu Mittag und gebe dieſen Brief auf die Poſt, während ich auf dem Wege zum Miniſter bin . . . . .

Ich muß nun ſchließen. Mein Bruder ſoll meine Bücher und Schriften zuſammenlegen, die Bilder und Uhren aufbewahren, die Einrichtung verſteigern. — Grüße mir die lieben Freunde, und ſei umarmt von Deinem getreuen

A. Flir.

Berichtigung zu Seite 27 (Anmerkung):

Joh. Alex. Mayr ſtarb als Frühmeß-Benefiziat in Rattenberg am 15. Nov. 1821, — 43 Jahre alt.

Erklärung einiger in dieſen Briefen vorkommender Namens-Abkürzungen.

Seite 69. B. — Herr Beer, Univ.-Stud. in Wien.

„ 72. B. — dto. dto.
F. — Herr Ferd. Trebiſch.

„ 75. B. — Herr Beer, Univ.-Stud.
N. u. L. — Herr Leopold Trebiſch.
P. — Herr Pfefferkorn, Univ.-Stud. in Wien.
M. — Herr Murel, Univ.-Stud. in Wien.

„ 76. B. — Herr Beer, Univ.-Stud.
W. — Herr Wießner, Stud.
K. — Herr Keßler, Stud.

„ 82. B. — Herr Beer, Univ.-Stud.

„ 88. B. — dto.
L. — Herr Leopold Trebiſch.

„ 93. F. — Herr Ferd. Trebiſch.
Sch. — Herr Georg Schenach, nachh. Univ.-Prof.
M. — Herr Mayerl.
R. — Herr Reineckius.

„ 96. B. — Herr Beer.

„ 99. Sch. — Herr Joh. Schuler, nachh. Univ.-Prof. in Innsbruck.

„ 105. Th. — Herr Thanner, Prof. d. Theol. in Salzburg, Verf. d. Aphorismen der kath. Dogmatik.

Seite 120. L. — Herr Leop. Trebiſch.
Sch. — Herr Georg Schenach.

„ 123. F. — Herr Dr. Felder.
W. — Herr Winter.
Z. — Herr Zangerle, Gutsbeſ. in Pians und Landtagsabg.

„ 124. W. — Herr Weißkopf.
F. — Herr Falkner, Prof.

„ 125. Sch. — Herr Georg Schenach.

„ 127. L. — Herr Leop. Trebiſch.

„ 132. N. — Herr Netzer, Stud. in Briren.

„ 152. P. — Herr Adolf Pichler, Prof.

„ 154. P....r. — Herr Adolf Purtſcher.

„ 155. T....ſch. u. T. — Herr Ferd. Trebiſch.
N. — Herr Adolf Purtſcher.
B. — Herr Graf Brandis, Gouverneur in Tirol.

„ 165. Sch. — Herr Dr. Joh. Schuler.
F. — Herr Dr. Feßler, damals Theolog.-Prof. in Briren.

„ 166. N. — Herr Seb. Ruf, Irrenhaus-Caplan.

„ 167. B. — Herr Graf Brandis.
G. — Herr Dr. V. Gaſſer, damals Prof. d. Theol. in Briren.
A. — Herr Amberg, damals Stadtpfarrer in Innsbruck.
N. — Herr Dr. Baumgarten, k. k. Univ.-Prof.

„ 168. Sch. — Herr Dr. Georg Schenach, k. k. Univ.-Prof.
G. — Herr Dr. V. Gaſſer.
A. — Herr Amberg.

„ 170. Sch. — Herr Dr. Georg Schenach.
H. — Herr Dr. Haßlwanter, Dikaſt.-Advokat.

„ 172. Sch. — Herr Dr. J. Schuler.
F. — Herr Dr. Feßler.
G. — Herr Dr. V. Gaſſer.

„ 175. F. — Herr Freudentheil, Mitgl. d. Frankf. Parl.

„ 176. G. — Herr Dr. Gredler, k. k. Hof- u. Gerichts-Advokat.
A. — Herr Dr. Albert Jäger, k. k. Univ.-Prof.

„ 178. J. — Herr Dr. J. Schuler.

„ 182. Fr. — Herr Oberſt Froſſard.

Seite 183. Sch. — Herr Dr. Georg Schenach.
Sch....g. — Herr Schilling, öſterr. Dep. im Frankf. Parl.
W. — Herr V. Waſſermann, landſch. Sekr.
K. — Herr v. Kern, k. k. Gub.-Rath.
G. — Herr Ganahl, Fabriks-Dir.
M. — Herr J. Möſmer, dam. Katechet an der k. k. Muſterhauptſchule.

„ 184. K. — Herr v. Kern.
St. — Herr Stöckl, damals k. k. Apell.G.Rath.

„ 185. Gr. — Herr Dr. v. Gredler.

„ 186. H. — Herr Dr. Haßlwanter.
K. — Herr Dr. v. Klebelsberg, dam. Bürgerm. v. Innsbruck.
St. — Herr Dr. A. Straffer, damals k. k. Landrath.
Dr. M. — Herr Dr. med. Matzegger.
H. — Herr Fürſt Hohenlohe, Biſchof v. Sardica.
M. — Herr Ritter v. Mitis, damals k. k. Finanz-Rath.

„ 187. P. — Herr Adolf Pichler.
J. — Herr Dr. Alb. Jäger.
G. — Herr Ganahl, Fabriks-Dir.
Pf. — Herr Dr. Pfaundler, Dicaſt.-Advokat.
W. — Herr Dr. Waſer, k. k. Univ.-Prof.
L. — Herr Dr. Lange, k. k. Univ.-Prof.

„ 189. K. — Herr v. Kern.
B. — Herr v. Barth, damals k. k. Gub.Sekr.

„ 190. H. — Herr Dr. Haßlwanter.
K. — Herr v. Kern.

„ 195. A. — Herr Dr. A. Jäger.

„ 196. Tr. — Herr Leop. Trebiſch.
A. — Herr Dr. A. Jäger.
Dr. Kr. — Herr Dr. Kroy.
Br. — Herr Bruno Schön, Irrenhaus-Caplan.

„ 197. —r. — Herr Dr. Gryſar, k. k. Univ.-Prof.

„ 198. A. — Herr Dr. A. Jäger.

„ 199. K. — Herr Kohlgruber, Domherr in Wien.

„ 202. Sch. — Herr Dr. Georg Schenach.
H. — Herr Dr. Höfler, k. k. Univ.-Prof.
B. — Herr Dr. Balzer, Prof. in Breslau.
Br. — Herr Seb. Brunner.

Seite 202. E. — Herr Erner, k. k. Miniſterial-Sekr.
L. — Herr Dr. Lott, k. k. Univ.-Prof. in Wien.

„ 203. Tr. — Herr Leop. Trebiſch.
Kr. — Herr Dr. Kroy.
B. — Herr Bruno Schön.
G. — Herr Gärtner, k. k. Univ.-Prof. in Peſth.
R. — Herr Rauſcher.
F. — Herr Feßler.

„ 205. T. u. L. — Leop. Trebiſch.
H. — Herr v. Hock, k. k. Sekt.-Chef.

„ 206. H. — Herr Dr. Emanuel Haas.
K. — Herr Dr. Kaiſer, k. k. Univ.-Prof.
K. — Herr Dr. Kunzek, dto.

„ 207. T. — Herr Leop. Trebiſch.
N. — Herr Dr. A. Jäger.
Dr. H. — Herr Dr. Emanuel Haas.

„ 214. Gr. — Herr Dr. Ritter v. Gredler.

„ 220. Gr. — dto. dto.

„ 221. G. — Herr Graf von Goës.

Berichtigung.

Seite 155 Zeile 2 von unten leſe „Luftiges“ ſtatt „Luſtiges“.

Im gleichen Verlage ſind von demſelben Hrn. Verfaſſer früher erſchienen:

Briefe aus Rom. Mit einem kurzen Lebensabriſſe des Verfaſſers herausgegeben von L. Rapp. 2. Aufl. 8. 1864. 80 kr. ö. W.

Die Manharter, ein Beitrag zur Geſchichte Tirols im neunzehnten Jahrhundert. 8. 1852. fl. 1. 6 kr. ö. W.

Bilder aus den Kriegszeiten Tirols. Geſchichtliche und poetiſche Erzählungen. 12. 1846. fl. 1. 6 kr. ö. W.

Predigt zur Sekundizfeier des Jubelprieſters Jakob Meßmer, würdigſter Pfarrer zu Vomp. 8. 1849. 10 kr. ö. W.

Rede vor der Fahnenweihe der vereinigten beiden Bataillons der Innsbrucker Nationalgarde am 2. Mai 1849. 8. 5 kr. ö. W.

Anrede bei dem von dem Radetzky-Vereine veranſtalteten feierlichen Jahrestage für den am 6. Okt. 1848 hingeopferten k. k. Kriegsminiſter F.M.L. Grafen Latour. 1849. 5 kr. ö. W.

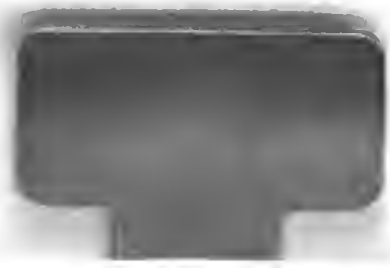
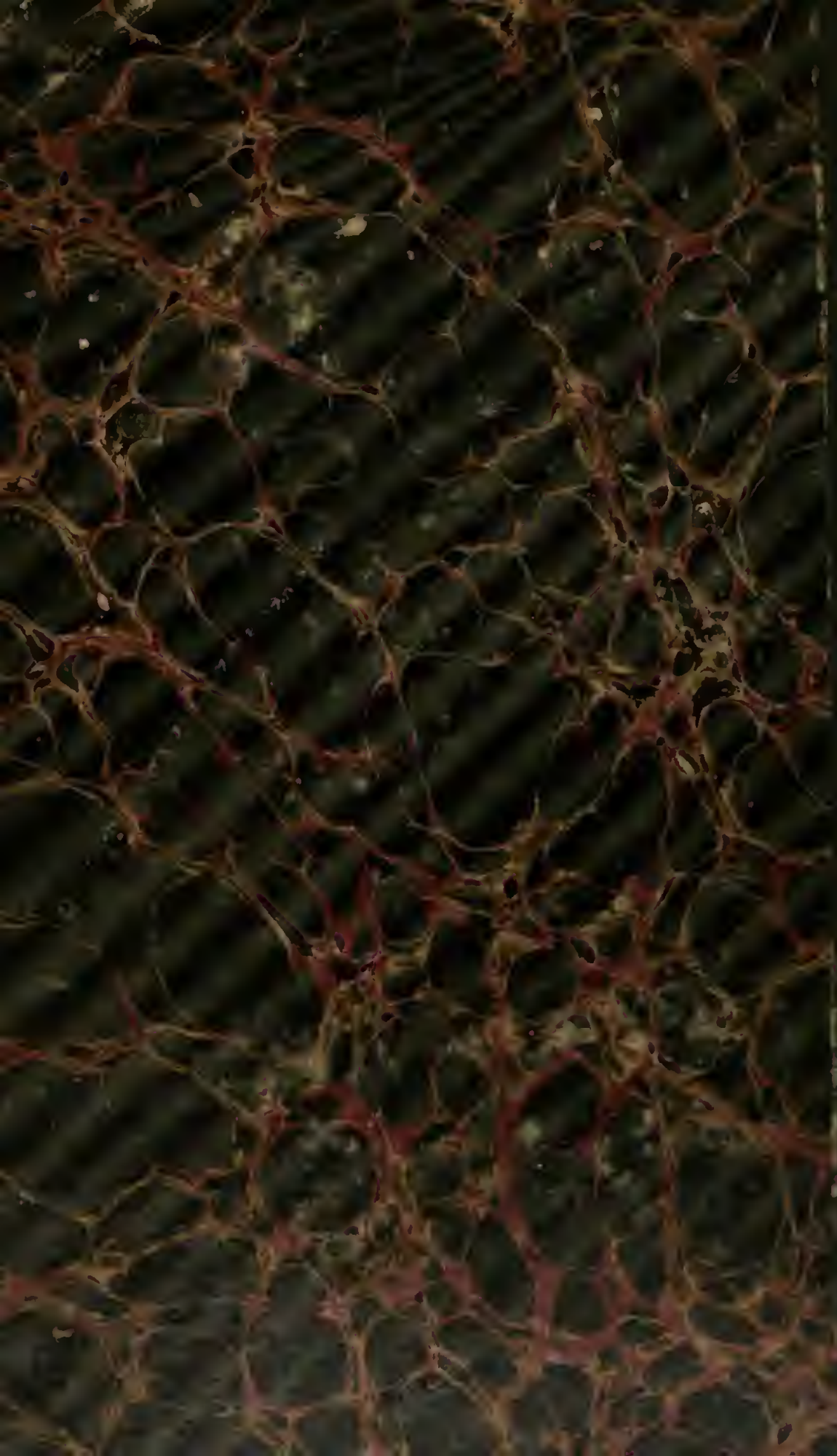
Demnächſt werden von Dr. A. Flir erſcheinen:

Regnar Lodbrog, oder der Untergang des nordiſchen Heidenthums. Eine Tragödie in fünf Aufzügen. Min.-Ausg. circa 6 Bog. in 12.

Briefe über Shakspeare's Hamlet. kl. 8. circa 10 Bog.

Wagner'ſche Univerſitäts-Buchhandlung
in Innsbruck.

Digitized by Google



Digitized by Google